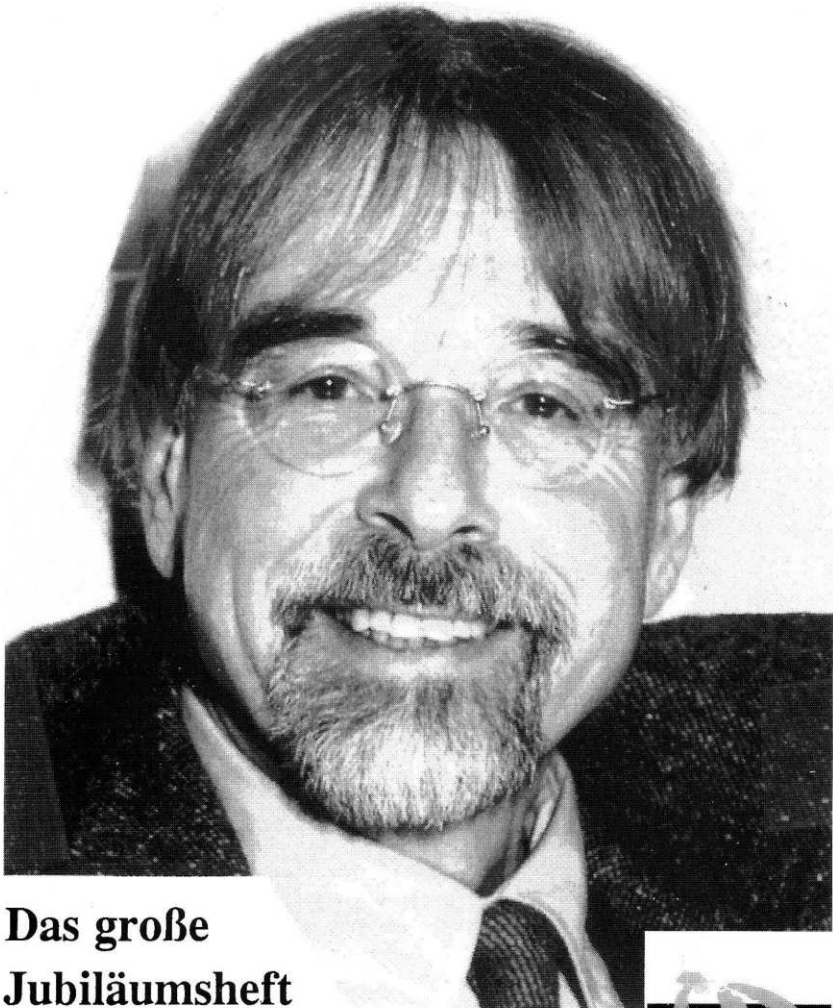


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2008



**Das große
Jubiläumsheft**

Jahrg. 20, Heft 3, Dezember 2008, ISSN 0947-7233



Titelbild: Jubilar Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn [Foto aus Familienbesitz, in einer Bearbeitung von Gerhard Anwander]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormalig ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

Stichwortverzeichnis und mehr:

www.chrono-rekonstruktion.de

eingerichtet von Andreas Otte. Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Im steten Ausbau

www.fantomzeit.de

dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2009 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50 €; 1990-1991 je 20,- 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 je 32,50; 1999-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,-. Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Jubiläen ohne Ende

20 / 25 / 65 / 75 / 80 / 12.000 / 18.000

Ein Jubilarium von Heribert Illig

Während es draußen novemberlich nieselt, versuche ich einen ersten Überblick darüber zu gewinnen, wie viele Jubiläen eigentlich zu begehen sind. Vorsorgliche, weitausgreifende Planung hat es so gestaltet, dass die Anfänge meiner editorischen Bemühungen, die Gründung des Mantis Verlages und seiner Zeitschrift, die heute *Zeitensprünge* heißt, und die Anzahl ihrer verschickten Ausgaben wunderbar harmonieren mit den Lebensdaten des Mitherausgebers, aber auch mit denen eines Mitautors, der Großes geleistet hat. So wollen wir uns denn – von unten nach oben – an die Säkularereignisse herantasten, zuvörderst natürlich an jene, die mit diesem Periodikum selbst verbunden sind.

20 Jahre Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart und Zeitensprünge, das 75. Heft

Vor genau zehn Jahren war all jenen zu danken, „die sich mit Rat und Tat, mit Artikeln und Fundmaterial, mit freiwilligen Arbeitsübernahmen und Geldspenden daran beteiligt haben, daß wir über ein Dezennium hinweg ein Forum aufrechterhielten, das uns allen etwas gegeben hat und das zunehmend nach außen wirkt. Wir werden sehen, ob uns das weitere zehn Jahre gelingen wird.“

Heute möchte ich ein ganz knappes Resümee ziehen: Es ist uns gelungen! Unser Forum hat durchgehalten, die Zahl der Autoren hat sich auf fast 180 gesteigert, die Qualität ihrer Ausführungen hoffentlich ebenfalls (Autorinnen sind als konstante Minderheit eingeschlossen). Hinzu kommen 53 ‘zwangsrekrutierte’ Autoren, die für etwas bürgen müssen, das ihnen zum größten Teil unbekannt gewesen ist.

Das Volumen der Zeitschrift hat sich in einer Weise gesteigert, die mittlerweile schon abschreckend wirken kann: Waren es in den ersten zehn Jahren 4.520 Seiten, so liegen aus dem zweiten Jahrzehnt sage und schreibe 7.545 Seiten vor. Insgesamt wird mit diesem Heft die Marke von **12.000 Seiten** überschritten. Das sind immerhin 92 laufende Zentimeter Regalbürde oder 19 kg an Papier, dessen Heizwert – ein erfreulicher Nebeneffekt – in drohenden Krisenzeiten nicht unterschätzt werden sollte. (Weitere Details bringt Andreas Otte auf S. 781)

Der Mantis Verlag ist stolz darauf, dass sämtliche seiner Publikationen durch ein gemeinsames Stichwortverzeichnis erschlossen sind. Das erleichtert die Recherche wie die Lektüre, kann sich doch jeder (zunächst) die Rosinen herauspicken, um – wie es so im Leben geht – schließlich doch fast alles zu 'verzehren' (Internetadresse s. Impressum).

Ihren bisherigen Höhepunkt hatten die *Zeitensprünge* im Jahr 2000 – nahe liegend, da zum Millennium ein Zeitsprung im Mittelalter samt Gefährdung des millenniumaren Ereignisses allen Medien eine Nachricht wert war. Bei dieser Gelegenheit ist vielfacher Dank abzustatten, konkret bei drei Mitstreitern: bezogen auf die Zeitschrift bei *Walter Klier*, der mit seinem *taz*-Beitrag zu 10 Jahren *Zeitensprüngen* 1999 einen beachtlichen Aufschwung der Auflage hervorrief, von dem wir noch heute zehren. Dann bei *Alexander Kluge*, der *das erfundene Mittelalter* bereits 1996 in seinen Kultursendungen propagierte und die Auflage auf den Weg in den mittlerweile sechsstelligen Bereich führte, und bei *Klaus Simmering* (1958–2004), dem leider viel zu früh verstorbenen Wissenschaftsjournalisten und Regisseur des Films *300 Jahre erstunken und erlogen*, der ab 1996 immer wieder im Fernsehen (insbesondere in der *space night* von BR3) zu sehen war. Dank gebührt allen, die mit Rat oder Tat unsere Ideen unterstützt haben, großer Dank gebührt meiner Frau Beba, die stets – bei großem Verständnis – gegen die unbeirrbar voranschreitende Produktion zurückstehen musste, aber auch unserem istrianischen Bobby, der mich seit über 14 Jahren täglich zwingt Gassi zu gehen. Und Dank gebührt jeder Leserin und jedem Leser, die/der sich die *Zeitensprünge* gönnt, was in einer Zeit der Hetze und Blitzinformation in keiner Weise selbstverständlich ist und immer unwahrscheinlicher werden dürfte.

Die hier vorliegende Ausgabe als **75. Heft** zu bezeichnen, ist zu einem gewissen Teil Willkür, gab es doch anfangs jedes Jahr eine Doppelnummer, die aber hier jeweils nur als Einzelheft gezählt werden. Sicher ist hingegen, dass sein Umfang von 304 Seiten der größte jemals erreichte ist wie der größte jemals zu erreichende sein wird. Versprochen.

20 Jahre Mantis Verlag

Der Verlag mit der Fangheuschrecke (mantis) im Signet ist vor 20 Jahren gegründet worden, um den Mitgliedern des 1988 aufgelösten Vereins GRMNG mit einer Zeitschrift weiterzuhelfen; sie benötigte schließlich ein redaktionelles Dach. An Bücher war damals nicht gedacht, druckte doch der Eichborn Verlag von 1988 bis 1991 sechs Bücher von Christian Blöss, Gunnar Heinsohn und mir. Erst als – wegen der Verlagsstrategie, der Verkaufszahlen und auch wegen dem erfundenen Mittelalter – das Engagement des Frankfurter Verlagshauses endete, wurde eine erste Buchveröffentlichung

gewagt, allerdings noch wie die damalige Zeitschrift als geklammertes Heft: Heinsohns *Menschengeschlecht*.

Es folgte ein 'Abenteuer' sondergleichen: das erste gebundene Mantis-Buch, um den von Eichborn nicht mehr goutierten Titel *Chronologie und Katastrophismus* wenigstens hier, wenn auch ohne Abbildungen zu veröffentlichen. Doch die Oberpfälzer Druckerei war mit dem Binden überfordert: Als beim ersten kräftigen Aufblättern die Exemplare zerfielen, brachte ein verzweifelter Verleger die Restauflage zurück nach Eschenbach, damit wenigstens sie ordentlich verleimt würden. Seit diesem wenig zukunftsweisenden Versuch mit 'fliegenden Blättern' druckt die Bamberger Difo GmbH die Arbeiten aus dem Mantis Verlag. 37 ISBN-Nummern sind bislang für 23 Buchtitel und ihre Neuauflagen vergeben worden. Wenn man jeden Titel nur einmal zählt, so haben die Bücher zeitgleich die Marke von **6.500 Seiten** überschritten, verteilt auf Heft-, Paperback- und Hardcover-Ausgaben, dazu auf einen zweibändigen Titel – insgesamt also gut das halbe Volumen der Zeitschrift. Der Verleger kratzt sich angesichts von mehr als **18.500 Seiten**, die er als Herausgeber, manchmal Autor und immer Lektor jeweils eher vier als drei Mal gelesen hat, mit ein wenig Ehrfurcht und Gruseln am strapazierten Kopf.

Vor 25 Jahren: Das GRMNG-Bulletin

Wer diese Volumina – die selbstverständlich kein Qualitätskriterium darstellen, aber im Gegensatz zu einem solchen wenigstens abzählbar sind – als selbstverständlich hinnimmt, sollte bedenken, dass sie einer Wurzel entstammen, die schwer genug kleinste Blättchen trieb. Nach dem Versuch von Achim Babendreyer als erstem Vereins-Geschäftsführers, ein Rundschreiben für die Vereinsmitglieder zu verfassen, keimte zu Jahresbeginn 1984, also vor 25 Jahren, bei mir die kühne Idee, erstmals ein paar Blätter zu beschriften, „ein Mini-Bulletin (noch ohne Computer)“. Meine Angst war groß, ging es doch um lauter Themenbereiche, die mich zwar brennend interessierten, zu denen ich aber nie etwas geschrieben hatte. Angesichts dieser Dilettanten-Situation schien es mir irrelevant, dass ich schon sechs Jahre zuvor eine frühe Karriere beendet hatte: das Verfassen von Börsenberichten und ähnlichen Publikationen, nicht für 35 Mitglieder, sondern für eine Auflage von 35.000, bei denen – für ein Institut wie die *Bayerische Landesbank* selbstverständlich – alle wichtigen Aussagen nicht auf dem Papier, sondern zwischen den Zeilen zu stehen hatten.

Es dauerte dann 'nur' noch vier Monate, bis vier DIN A4-Seiten und sieben Seiten mit Beilagen die Vereinsmitglieder erreicht hatten. 'A star was born'? – nein, nur ein Saatkorn ins Kulturleben geworfen.

Die heutige Rückschau auf diese 'Ur-Seiten' scheint nicht über 25 Jahre, sondern allenfalls 25 Tage zurückzuschweifen. Denn damals, 1984, popularisierte Paul C. Martin gerade Gunnar Heinsohns Zweitdissertation über *Privates Grundeigentum, Patriarchalische Monogamie und geldwirtschaftliche Produktion. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike* [1983], indem Martin in *Sachwert schlägt Geldwert* „einen stündlich zu erwartenden Schwarzen Freitag [...] verkündete“, flankiert von Johann Philipp Freiherr von Bethmann, der seine 235 Jahre alte Familienbank veräußert hatte und nun als Aussteiger des Jahres und „als Cassandra des Kapitals“ durchs Land zog. „In der Wirtschaft geht also die Angst vor Katastrophen um, die noch vor Berlitz' Termin 1999 zu erwarten wären“, konstatierte das *GRMNG-Bulletin* vorausgreifend ironisch die hektischen Anstrengungen, den Crash mit nahender Sonnenfinsternis und anstehendem Millenniumswechsel zu synchronisieren.

Flankiert wurden diese aus heutiger Sicht durchaus antizipatorischen Gedanken von knappen Überlegungen zur Evolution („Magenbrüterfrosch contra Darwin“) und zu Venus-Katastrophen, teils auf dem Planeten selbst, teils von den Mayas festgehalten, dazu von ein paar Gedanken zu den Nazca-Linien in der peruanischen Wüste und zum Stern von Bethlehem.

Gunnar stand damals nur als Vereinsvorsitzender, nicht als Herausgeber zur Verfügung, schrieb er doch zusammen mit Otto Steiger über *Die Vernichtung der weisen Frauen*, ein Buch, das 1985 erschien und sein erster großer Verkaufserfolg werden sollte (*Söhne und Weltmacht* konnten hier anknüpfen), und natürlich an den ersten Fassungen seiner Bücher über mesopotamische und ägyptische Geschichte.

Von 1984 bis 1988 kamen allmählich 19 eher schlichte Bulletins ohne Lay-out zustande, mit zusammen 216 redaktionellen Seiten und 49 Seiten Beilagen. (Ihr vielleicht wichtigster Beitrag wird hier auf S. 520 angesprochen.) Nach diesen fünf Jahren wurde es Zeit, eine ordentliche Publikation auf die Beine zu bringen und den Verein aufzulösen, nachdem er in seinem Kernbereich wenig mehr als dröge Kassenberichte, sinnlose Traktandenlisten und Quertreibereien produziert hatte.

Gunnar Heinsohn zum 65. Geburtstag

Der Jubilar von heute war der erste, der GRMNG zu beenden wünschte, nachdem der Verein so gar keine Ähnlichkeit mit Freuds Mittwochsgesellschaft gewinnen wollte und Heinsohn mit wenigen Ausnahmen ganz alleine seinen geistigen Output den anderen Mitgliedern in Vorträgen zur Verfügung stellte. Wie war es eigentlich zu dieser typisch deutschen Vereinsgründung gekommen?

Der Schweizer Christoph Marx hatte mit Immanuel Velikovsky (1895–1979) per Handschlag vereinbart, dass in einem dritten Anlauf dessen Bücher

auf Deutsch erscheinen werden. Er selbst übersetzte die zwischen 1978 und 1980 erschienenen drei Bände und bekam über sein immer erwähntes Kontaktzentrum P.A.F. in Basel Tausende von Zuschriften. Um diese vielen Interessenten zusammenzuführen, initiierte er 1982 ein erstes Treffen in Wolfenbüttel und im gleichen Jahr die Vereinsgründung in Münster. Leider konnte Marx nicht mehr als höchstens fünf Promille dieser Interessenten für den Verein GRMNG gewinnen. Dass es schließlich elf und nicht nur zehn Gründungsmitglieder wurden, lag nicht an ihm, sondern an Gunnar.

Denn im Herbst 1981 organisierte Marx einen Vortrag mit Diskussion im *Club Voltaire* zu Hannover. Nachdem er kurz zuvor seinen unangenehmen Briefwechsel mit dem Philosophen Paul Feyerabend gegen alle Höflichkeit veröffentlicht hatte, wollte ich mir diesen giftigen Polemiker doch einmal anschauen, bevor ich – wie so viele andere – den Kontakt abbrechen würde. Da ich niemanden von Angesicht kannte, setzte ich mich im Versammlungsraum auf einen freien Platz und harrete der Dinge. Marx erschien, warf eines seiner klug gestalteten Diagramme an die Wand und erläuterte ihr, also der Wand mit leiser Stimme den Inhalt. Im Raum war fast nichts zu verstehen. Irgendwann setzte sich der Vortragende; seine Rede war wohl zu Ende. Nun stand ein Mann mit stattlichem Haarschopf auf – an dem sich später Arne Eggebrecht, Ägyptologe am Hildesheimer Pelizaeusmuseums, identifizieren ließ – und begann energisch, mit viel Fachwissen Velikovskys Chronologie zu traktieren.

Das schien es dann gewesen zu sein, sprach doch Marx den ganzen Abend über kein Wort mehr, trug also nichts mehr zur wohl ersten und einzigen wissenschaftlichen Debatte in Sachen Velikovsky auf deutschem Boden bei (ich im Übrigen auch nicht). Statt dessen stand ein jüngerer, bärtiger Mann auf und erwiderte kompetent, sachlich, unpolemisch. Daraus entwickelte sich – freilich nicht für allzu lange Zeit – ein echtes wissenschaftliches Streitgespräch, waren doch nicht nur Ägyptologen, sondern z.B. auch Alttestamentler aus Göttingen angereist. Da ich inmitten dieses Dutzends an Wissenschaftlern saß, ließ sich auch mithören, wo die Gegenseite ihr Stärken wie Schwächen sah; intern wurden sehr wohl Schwächen eingeräumt. Und der jüngere Mann hielt dem kollektiven Angriff lange stand. Als ich noch in der Nacht nach München zurückfuhr, wusste ich, dass ich dabei bleiben würde und nur der 38-jährige Heinsohn – damals noch ohne Professur und zweiten Doktorhut – der Kopf einer deutschsprachigen Gruppe sein konnte.

Er wurde 1982 in Münster von dem überaus ernstesten Elferrat zum Vorsitzenden gewählt. Und so hätte hier die flüchtige Geschichte einer deutschen Gruppierung begonnen, die Velikovskys Katastrophismus in Geschichte, Biologie, Geologie und Psychologie fortführen wollte. Flüchtig, weil die Gruppierung ihr wohl kleines Potential rasch erschöpft haben würde. Doch

Heinsohn gelang die Ablösung vom Übertäter Velikovsky: Im *GRMNG-Bulletin der Gesellschaft zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte e.V.* erschien sein Artikel "Withdrawal of support for Velikovsky's date of the Amarna period" [4/1987]. Er hatte anders als Velikovsky erkannt, dass die Meder des -7./6. Jh. als Mitanni um -1400 ein zweites Mal in der Geschichte geführt werden und dass mit ihrem Identischsetzen die gesamte Chronologie der Alten Welt von Grund auf neu erstellt werden musste, aufgehängt am Amarna-Datum [vgl. 3/2006, 552 f.]. Ab da war Gunnars Weg für eigene einschlägige Forschungen endgültig frei – und die anfänglich durchaus begriffsstützigen Vereinsmitglieder konnten hier viel Neuland erkunden.

Seit 20 Jahren fungiert Gunnar nun als „contributing editor“ bei den *Zeitensprüngen*. Da mag sich manch einer fragen, was ein solcher den ganzen Tag so tut, wenn er nicht hin und wieder einmal herausgeberisch beiträgt? Das ist schnell erzählt: Das bisschen Lehrstuhl für Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Curriculumentwicklung und Didaktik im Kleinkind- und Vorschulsektor macht der Mann an einem Wochentag, der kleine Nebenlehrstuhl in St. Gallen und diverse Auftritte vor immer neuen Auditorien sind ohnehin nicht der Rede wert; so bleibt unbeschränkt Zeit für beliebig viele (Internet-) Zeitungen und manch ein Thema, das ihm der Tag so zuträgt: Spiel- und Kinderpädagogik im Kibbuz samt eineinhalbjähriger Forschung vor Ort, Hexenwahn und Katastrophismus, Menschenproduktion, chaldäisch-katpadukisch-kaldische Chronologie, altägyptische Handwerkskunst und troianische Rätsel, das Erfinden von Göttern und die Kürzung der Menschheitsgeschichte, die ewige Frage nach Auschwitz, dazu das *Raphael-Lemkin-Institut* und Völkermordregistratur samt Ortstermin in Ruanda, Zins und Geld und Kapital in früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten, dazu der demographische Faktor in Gestalt des youth bulge als Treibriemen für die Kriege dieser Erde – kurz und knapp parallele Rätselkumulation [1/1995]; doch für die Nachmittage hebt er sich ein paar Extras auf: ein Rencontre mit den Galapagosechsen vor Ort [4/1995] samt Teestunde mit Thor Heyerdahl in Peru, die Kopflaus [3/2004] mitsamt taurischem Tyrannosaurusfleisch [1/2006] und allen daraus resultierenden Problemen für die Evolutionstheoretiker, von Grönlandgletschern begrabene Flugzeuge [4/1994] für die Eisbohrkernspezialisten oder Venushitze und Erderwärmung für Klimahysteriker und 'terroristische Grüne' [2/1996], dazu eine Stippvisite bei der Armenischen Akademie der Wissenschaften [2/1993; 1/1996], das Kontakthalten mit den Freunden in Großbritannien, Kanada und USA, die *Odysee* als Quelle für den Völkermord bei den Kykonen [2/1998], aber auch die Beratung osteuropäischer Regierungen in Fragen von Geld und Kapital oder die Belehrung des deutschen Bundestags über die tatsächliche Zahl jüdischer Sklavenarbeiter [2001] als eine von zahlreichen Arbeiten des Genozid-Instituts; an sich dehrenden Abenden dann die Abfas-

sung eigener Werke auf Englisch, ein Pokerründchen, das Studium von Devisenkursen und Kupferstichen (aha: „Karl als Kartograph“ [2/2002]), von alten polnischen Meistern und modernem bremischem Design, das Durchsetzen einer Bundesverdienstkreuzverleihung für einen jüdischen Assyriologen und ein Passahfest bei Wolf Biermann, die ständige Ausschau nach Platzhirschen aller Couleur und den jeweils Besten einer Kategorie – egal ob Assyriologie, Marzipanherstellung oder Automotorenkonstruktion –, schließlich gehobene Konversation mit Peter Sloterdijk und Rüdiger Safranski, sofern nicht Reisen anstehen: Da werden insbesondere die mesoamerikanischen Indios besucht (und der Welt jeglicher Artikel über sie verweigert), da wird sizilianisches Strandleben [3/2003] oder Abano-Fango [1/2008] genossen und zwischen Toronto und New York hin und herpendelt, aber auch zur Ehefrau nach Gdansk/Danzig gereist, wo mehr Französisch als Polnisch gesprochen wird, das er wiederum von seinem zehnjährigen Sohn lernt. Ihm bleibt das Gewimmere eines wichtigtuersichen spanischen Friseurs einfach unverständlich:

„Figaro! Figaro! Figaro! Figaro! Figaro! Figaro!

Zu viel, weh mir! man foltert mich!

Zu viel, wahrhaftig! Alles auf einmal!

Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr! ich kann nicht mehr!“

Und so bleibt dem Verschmäher von Palm und Apple-Newton Zeit genug für ein stetig anwachsendes Werkverzeichnis von über 700 Titeln, aber auch für Schlichtungsgespräche, wenn sich Autoren und Herausgeber der *Zeiten-sprünge* in die Haare geraten, für gemeinsame Projektfindungen und andere Abstimmungen für die Zeitschrift.

Man kann sich leicht ausrechnen, dass die Beiträge für die *Zeiten-sprünge* einem sonst doch eher farblosen Leben ohne Konflikte, Feinde und Neider, ohne Unwägbarkeiten, Vortragsreisen und andere alltagsstörende Widrigkeiten die eigentliche Würze geben. Und dies um so mehr, wo jetzt die Emeritierung dräut, oft begleitet von einer gefühlten Eremitierung. In diesem Sinne wollen wir gratulieren!

Günter Lüling zum 80. Geburtstag

Dr. Günter Lüling verdient eine spezielle Ehrung, hat er doch nicht nur unerschrocken eine große These für die Islamistik entwickelt, die es ihm in übelster Weise ‘gedankt’ hat: Mediokre Amtsinhaber ruinierten eine wissenschaftliche Karriere, von der sie wohl ahnten, dass sie nichts Gleichwertiges entgegengesetzen haben. Lüling hat das selbst beschrieben, auch in den *Zeiten-sprünge*: *Preußen von gestern und der Islam von morgen* [2/07, 443-466].

Zainab Angelika Müller bricht für ihn in diesem Heft eine Lanze für eine engagierte Islamistik (S. 670), während Leonhard Müller über die Jugend des

Ausgegrenzten berichtet (S. 668). Ich könnte da lediglich bestätigen, dass Lüling wirklich das Maurerhandwerk gelernt und ausgeübt hat, belehrte er mich doch über die ergonomischen Vorzüge der Berliner gegenüber der bayerischen Kelle, nachdem ich einmal versucht hatte, seine Islam-Thesen mit dem erfundenen Mittelalter zu verbinden [2/1992, 26-41].

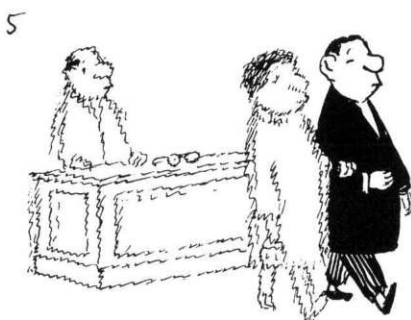
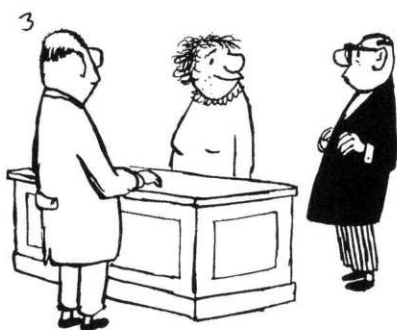
Viel erstaunlicher empfinde ich es, dass es zwei Berührungspunkte zwischen unseren beiden Jubilaren gibt: Beide lebten offenbar zeitgleich in Gotenhafen/Gdingen, der eine, weil er dort geboren worden ist, der andere, weil ihn der Weltkrieg im vorletzten Jahr dorthin gespült hat (s. S. 588 und 668). Eine echte Synchronizität in einem Teil Europas, der für uns alle lange Jahrzehnte nicht nur außerhalb europäischen Kulturraums, sondern sogar außerhalb der Welt zu liegen schien. Gunnar hat sich mittlerweile nicht die zu Gdynia gewandelte Stadt, sondern das heutige Gdansk zu einem Lebensmittelpunkt erkoren.

Zum anderen war es der Lektor Albert Sellner, der als bestseller-scout beide Autoren 'entdeckt' hat. Durch ihn erfuhr unsere Gruppierung von G. Lüling, doch kam dieser beim Eichborn Verlag nicht zum Zuge, im Gegensatz zu G. Heinsohn, der Chr. Blöss und mich als seltsame Mitgift einbrachte. So wollte sich in Frankfurt keine Synchronizität mehr ergeben. Insofern ist eine separate Gratulation auszusprechen.

Ausblick: Zwei Drittel

Wie lange mag es die *Zeitensprünge* noch geben? Die Frage kann der Herausgeber nicht alleine beantworten. Er mag zwar willig sein und ebenso wie sein contributing editor unermüdlich in den Seelen ausharren, aber wie lange gibt es noch Leser? Hier drohen akute Gefahren durch die Weltfinanz- und -wirtschaftskrise genauso wie durchs Internet und durch die demographische Entwicklung, auch wenn wir hier im Moment das Älterwerden bejubeln. Gefahr droht obendrein durch eine schwer zu interessierende Jugend und eine karriereorientierte Wissenschaft, die sich wirklichen Auseinandersetzungen nicht (mehr) stellen mag.

Aber es ist nicht die Stunde, um pessimistisch zu sein: Gerade weil wir uns bei demographischen Entwicklungen so gut auskennen, gerade deshalb wissen wir auch, dass die 65 Jahre von Gunnar Heinsohn heute längst keinen Schlusspunkt mehr darstellen. Die mittlere Lebenserwartung steigt selbst bei uns Männern, das Rentenalter rückt für alle Arbeitnehmer stetig nach oben, um so mehr für Freischaffende. So wollen wir uns weiter oben orientieren. Am 12.11. hat ein gewisser Viktor von Bülow alias Lorient seinen 85. Geburtstag gefeiert und dabei bemerkt: „Seit 85 Jahren ist es mir nicht gelungen, einer Arbeit nachzugehen, die man als Beruf bezeichnen könnte.“ Das



Der Wissenschaftler und seine Geliebte, die Wahrheit
Loriot wählte gewohnt taktvoll statt dieser eigentlichen Bildlegende in seinen *Wahren Geschichten* die folgende: „Optiker Nolte zog sich zwei Monate später aus dem Geschäftsleben zurück.“ [Loriot (1993, Ausst.katalog); Zürich, 83]

Herausgeben eines häretischen Periodikums kann nun – siehe oben – ebenfalls keiner geregelten Arbeit zugerechnet werden, ist also auch mühelos bis in Loriots Alter fortzusetzen (der uns übrigens einen Cartoon zugeeignet hat; s. S. 523). Und auch das ist nicht das Ende.

Es ist hier an die Hexenforscherin (!) und Ägyptologin Margaret Murray (1863–1963) zu erinnern, die pünktlich zum Jubiläum ihre Autobiographie *Meine ersten hundert Jahre* vorlegte, auch an den Theologen und Sozialphilosophen Oswald von Nell-Breuning (1890–1991), der im 100. Lebensjahr die letzte seiner 1.800 Veröffentlichungen schrieb, oder an den Schriftsteller Ernst Jünger (1895–1998), der mit 101 Lebensjahren den abschließenden Band seiner Tagebücher publizierte. Unter den Lebenden ist die weiterhin aktive Verlegerin Heidi Oetinger der gleichnamigen Verlagsgruppe anzuführen, die fast gleichzeitig mit unserem Jubilar (sie am 19.11., er am 21.11.) Geburtstag feiert, allerdings einen ganz runden, den 100, genauso wie der Ethnologie Claude Lévi-Strauss (am 28.11.).

Außerdem denken wir an einen weiteren Künstler, der fast gleichzeitig mit Gunnar ebenfalls ein halbrundes Wiegenfest begangen haben wird. Wenn diese Ausgabe erscheint, wird Johannes Heesters seinen 105. Geburtstag am 5.12. auf der Bühne gefeiert haben. Jetzt müssen wir nur noch ganz kurz rechnen: Der Altersunterschied zwischen Gunnar und Jopie beträgt genau 40 Jahre; die *Zeitensprünge* existieren seit 20 Jahren. So ergibt es sich wie selbstverständlich, dass bislang erst ein Drittel des periodikalen Potentials ausgeschöpft ist – zur zweifelhaften Freude aller Ägyptologen, Altanglisten, Alttestamentler, Archäoastronomen, Archäologen, Assyriologen... um uns hier auf den Anfang des Alphabets zu beschränken, zur klammheimlichen Freude aller ungenannten Mediävisten und sonstiger Universitätsangehörigen, die weit hinten ungenannt im Alphabet rangieren.

Jeder hat die Chance, den weiteren Werdegang der *Zeitensprünge* zu verfolgen und zu unterstützen. Überweisen Sie **40,- €** auf das im Impressum genannte Konto, und Sie erhalten als **Inländer** den 21. Jahrgang (**2009**) der Zeitschrift. **Im Ausland Wohnende** zahlen bitte **45,- €** oder schicken die Summe im Kuvert, was insbesondere für Schweizer den wohlfeilsten Weg im frühen dritten Millennium darstellt.

Mit jubilierenden Grüßen, am 1.12.



P.S. Es folgen jeweils alphabetisch die 'kleinen' Glückwunschnadresses (ab S. 526), dann die 'großen' Festschriftbeiträge (ab S. 532) für Gunnar Heinsohn, danach die für Günter Lüling (ab S. 668). Es folgen die ganz 'normalen' Heftbeiträge, schließlich die *Zeitensprünge*-Spezifika (ab S. 778) zu Jahrestreffen, Statistik und Register.



Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, geb. 21. 11. 1943 [Aufnahme G. Anwander]

Glückwunschadressen

Gisela Albrecht

Archäologie ist eine feine Sache, Chronologie-Rekonstruktion aber auch.

Ausgräber machen spektakuläre Funde und ordnen sie in ein bestehendes Chronologieraster ein. Dort landet jedes Fundstück an seinem 'richtigen' Platz, die Alte Geschichte bläht sich auf, und der Beginn der antiken Hochkulturen wird ins -4. Jtsd. zurückverlegt. Je älter, desto besser!

Sie, Gunnar Heinsohn, graben nicht (soviel ich weiß), aber Ihre Funde sind mindestens so spektakulär wie die der Archäologen.

Sie unterziehen die in der Archäologie üblichen Chronologien einer ebenso strengen wie einleuchtenden Prüfung durch die Stratigraphie, denn nach Ihrer Überzeugung bestimmt allein die ungestörte Schichtenfolge im Boden die zeitliche Einordnung der Funde.

Seit Ihren Arbeiten über die Hochkulturen des Vorderen Orients verweisen Sie immer wieder auf die Schwächen in der anerkannten chronologischen Abfolge. Durch falsche Zuordnung von Schichten, unerklärte 'Dunkle Jahrhunderte' und durch Verdoppelung und Verdreifachung von Epochen und Herrschern schafft die Archäologie Raum, etwa für die erst im 19. Jh. gefundenen – oder erfundenen – Sumerer.

Ihr Lösungsvorschlag ist radikal, aber überzeugend: die Alt/Mittel-Assyrer/Babylonier und Co. verschwinden zusammen mit den Sumerern aus den Geschichtsbüchern, Herodot und die anderen antiken Historiker werden rehabilitiert. Mit der These: Hochkulturen erst nach -1000 gewinnt man keine Freunde unter den Anhängern einer möglichst langen Vergangenheit, und Methodenkritik von Außenseitern wird nicht gern gesehen.

Aber trotz allem: keine Geschichte ohne Schichten!

Lieber Gunnar Heinsohn, ich wünsche Ihnen weiterhin Standfestigkeit und hohe Schaffenskraft bei guter Gesundheit.

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

Ihre Gisela Albrecht (Meppen)

*

Achim Babendreyer

Von Heribert Illig wurde ich um „eine Facette meiner Begegnungen mit Gunnar Heinsohn“ für das Jubelheft anlässlich Gunnars 65. Geburtstag gebeten. Nun, hier folgt meine „Facette“:

Infolge meiner Begeisterung für die Werke von Immanuel Velikovsky erhielt ich 1981 vom P.A.F. Verlag Basel die erste Schrift von Gunnar Heinsohn und Christoph Marx mit dem Titel: *Die Revolution Echnatons und die Restauration unter Tutanchamun*. Dieses Heft 1 der vom Podium Akademische Freiheit, Basel, herausgegebenen *Beiträge zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte nach der Ereignisanalyse*, welches offenbar das schriftliche Ergebnis einer von Facharchäologen abgebrochenen öffentlichen Diskussion im Club Voltaire Hannover war, passte hervorragend zu meiner bisherigen Velikovsky-Lektüre und veranlasste mich, im Mai 1982 zu dem geplanten Treffen der Velikovsky-Interessanten in Wolfenbüttel zu fahren. Dort fand meine erste Begegnung mit Gunnar und seiner Mutter, Roswitha von Doetinchem de Rande, statt.

Noch im selben Jahr, im Oktober 1982, trafen wir uns wieder in Münster und gründeten den Verein *Gesellschaft zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte (GRMNG) e.V.* Gunnar wurde zum Vorsitzenden, seine Mutter zur Schatzmeisterin und ich selbst zum Geschäftsführer gewählt. Meine Aufgabe war es u.a., den neu-gegründeten Verein in das Vereinsregister beim Amtsgericht Bonn eintragen zu lassen..

Mit Gunnars Mutter Roswitha, die – so wie ich – in Bonn (auf dem Brüser Berg) lebte, hatte ich viele Gespräche, nicht nur über den Verein und die Venus, die immer wieder unser Thema war, sondern auch über ihren Sohn Gunnar und dessen weitere Schriften. So erschien 1983 die P.A.F.-Arbeitskopie: *Dark Age of Greece (and other ancient regions) - Invention of Modern Historians or Ancient Reality?*, Compiled by Gunnar Heinsohn. Es folgten als P.A.F.-Hefte 1983 *Waren die Sumerer des 3. Jahrtausends in Wirklichkeit die Chaldäer des 1. Jahrtausends?*, 1984 *Kollektive Verdrängung und die zwanghafte Wiederholung des Menschenopfers*, 1985/86 *Altmesopotamische Historiographie im Chaos? Von Geisterreichen zur Rekonstruktion* und 1987 *Nullpunkt Abraham - Abraham und die Chronologien Mesopotamiens und Ägyptens*, mit dem Erstsemester-Anhang: „Wie Studenten der Altorientalistik die Entdeckung von „Sumerern“ und Drittjahrtausendzivilisationen in Mesopotamien suggeriert wird“. Diese und andere Schriften von Gunnar boten stets genügend Stoff für angeregte Diskussionen mit Roswitha in Bonn. Einmal haben Gunnar und Roswitha mich zu einem Abendessen bei mir zuhause in Bonn-Beuel besucht, ein Besuch, von dem meine Frau noch heute spricht!

Außerdem erinnere ich mich an meinen Besuch bei Gunnar in Bremen, wo mich besonders sein Arbeitszimmer mit den ungeheuer vielen, zwecks Zitierung griffbereit aufgeschlagenen Büchern beeindruckte, die von reger Geistesarbeit des frisch gebackenen Professors zeugten. Zur Übernachtung hatte Gunnar mir liebenswürdigerweise Quartier bei seinem Freund Klaus von Münchhausen organisiert, mit welchem ich dann bis weit in die Nacht hinein

Wein getrunken und über den „Lügenbaron“ Bodo von Münchhausen geredet habe, den ich schon als Kind so sehr geliebt hatte.

Bis zur Selbstauflösung der *GRMNG e.V.* – 1988 in Lochham – trafen wir uns jährlich bei den Jahresversammlungen des Vereins, danach bei allen Treffen der Leser/innen der von Heribert Illig und Gunnar Heinsohn herausgegebenen Zeitschrift *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* (VFG), ab 1995 umbenannt in *Zeitensprünge* (ich habe bisher noch bei keinem der angesagten Treffen gefehlt!). Gunnars regelmäßige Beiträge in beiden Zeitschriften und seine im Mantis Verlag erschienenen Bücher habe ich alle mit größtem Interesse gelesen und bei unseren Begegnungen mit ihm diskutiert. Betroffenheit empfand ich zunächst bei Gunnars zunehmender Distanz zu Velikovsky, fast bis zur ‘Verfemung’! Erst später, nach der Lektüre von *Die Sumerer gab es nicht, Wann lebten die Pharaonen?, Wie alt ist das Menschengeschlecht?* und 1997 *Die Erschaffung der Götter: das Opfer als Ursprung der Religion*, konnte ich Gunnars Distanzierung von Velikovsky nachvollziehen. Zu seinen Quellenstudien in der Geschichte Mesopotamiens konnte ich sogar mit einem Bildband von R.D. Barnett/Amleto Lorenzini, nämlich *Assyrische Skulpturen im British Museum* beitragen, den ich Gunnar dann gerne überlassen habe.

Zuletzt haben wir uns beim diesjährigen Treffen der ‘Zeitenspringer’ in Weimar gesehen, aus irgendwelchen Gründen allerdings nur bei einer kurzen Begrüßung im Hotel Kaiserin Augusta. Mein (unangemeldeter) Besuch am 31. Juli 2008 in Gdansk/Danzig war leider vergeblich, da Gunnar noch in Semesterferien war.

Mein lieber Gunnar, zu Deinem 65. Geburtstag möchte ich Dir herzlichst gratulieren und Dir für Deine Zukunft alles nur erdenklich Gute wünschen! Mögest Du im wissenschaftlichen Streit mit den altgläubigen ‘A(lt)historikern’ mit Deinen best-fundierten Gegenargumenten letztlich Erfolg erringen! Das wünscht Dir Dein Achim

Joachim H. Babendreyer, Bonn

*

Otto Ernst

Neben Velikovsky hat vor allem Gunnar Heinsohn die wichtigsten Beiträge zu einer Revision der alten Geschichte geliefert. Neben vielen Detail-Arbeiten erstellte er zusammen mit Heribert Illig eine neue Chronologie für das Alte Ägypten, und zum anderen stellt sein Buch *Die Sumerer gab es nicht* eine noch größere Korrektur für Mesopotamien dar als das, was Velikovsky für die Chronologie Ägyptens geleistet hat.

In diesem 1988 erschienenen Buch weist Heinsohn zunächst überzeugend nach, dass das als Sumerer bezeichnete Volk in Wirklichkeit der Vorläufer

der sog. Chaldäer war, die nach der etablierten Chronologie erst im Ausgang des -7. Jh. in Erscheinung treten, in Mesopotamien die sog. Neubabylonische oder chaldäische Dynastie begründen, die dann in der Mitte des -6. Jh. den Persern, speziell deren Reichsbegründer Kyros unterliegt.

Noch bedeutender ist jedoch, was dann dieser Gleichsetzung folgt: Anhand der archäologischen Befunde, der sog. Stratigrafie, kann Heinsohn zeigen, dass die heutige etablierte Auffassung über die alte Geschichte Mesopotamiens völlig falsch ist; nicht nur bezüglich ihrer zeitlichen Einordnung, sondern vor allem auch in der Deutung aufgefundener archäologischer Schichten. Indem er z.B. die Schicht, die unterhalb des hellenistischen Horizontes gefunden worden ist, jetzt der Zeit der persisch-achämenidischen Oberhoheit über Mesopotamien zuordnet und die sog. Früh-Akkader mit den Großreich-Assyrern identifiziert, kann er eine ganze Reihe von 'Geister-Reichen' eliminieren, die lediglich eine Erfindung oder falsche Deutung der modernen Geschichtswissenschaft waren.

Es sind wirklich verblüffende Erkenntnisse, die auch mir anfangs nicht einleuchten wollten. Zwar bin ich auch heute noch nicht mit jedem Detail einverstanden, worüber demnächst auch berichtet werden soll, aber Heinsohns grundlegende Erkenntnisse sind für mich inzwischen zu den wichtigsten Fortschritten bezüglich der Geschichte des Alten Orients geworden. Und auch sonst ist mir Heinsohn sehr positiv aufgefallen, insbesondere mit mehreren sozialkritischen Artikeln in der Wochen-Zeitschrift *Junge Freiheit*.

Dr. Otto Ernst, Leverkusen

*

Andreas Otte

Stauend und etwas ehrfürchtig steht man vor dem Gesamtwerk von Gunnar Heinsohn, bei dem so vieles ineinander greift.

Das ist z.B. die mit Otto Steiger entwickelte Theorie der Eigentumsökonomie, deren Entstehung im direkten Übergang vom mykenischen Feudalismus zu griechischer Polis historisch begründet ist, ein Konzept, das nur mit der Streichung des griechischen dunklen Zeitalters funktioniert. Diese Streichung hat Konsequenzen für ägyptische und mesopotamische Chronologie, eine Konsequenz, die Gunnar Heinsohn unerschrocken angegangen ist.

Die Genozidforschung wie auch die Erforschung alter Kulte ist tief verwurzelt in katastrophischem Denken, denn die Entstehung der Priesterreligionen, das Menschenopfer und dessen Überwindung sind ohne diesen Ansatz kaum verständlich.

So verbindet sich bei Gunnar Heinsohn universitäres Forschen untrennbar

mit chronologiekritischem Denken, eine sehr fruchtbare Verknüpfung, die aber auch für viel Ablehnung gesorgt hat.

Hoffen wir auch für die Zukunft auf weiterhin produktives Schaffen im Rahmen dieser seit vielen Jahrzehnten verfolgten Gesamtkonzeption.

Andreas Otte, Oerlenbach

*

Erika Vierling

Als „einziges Co-Gründungsmitglied des GRMNG-Vereins“ (diese Bezeichnung fand Heribert Illig für mich) grüße ich Sie, lieber Herr Heinsohn, und gratuliere Ihnen zu Ihrem 65. Geburtstag. Wir gehören seit 26 Jahren zu diesem Verein, der seither äußerlich und innerlich manche Veränderung erfahren hat, die Sie unbeirrt mitgetragen und mitgestaltet haben. Sie haben mit Ihren Forschungsarbeiten, Schriften und besonders den Referaten bei den Tagungen Anregungen zu vielerlei Themen gegeben und sich den sich ergebenden Diskussionen gestellt. Für mich und meine Generation hat Ihre Arbeit *Warum Auschwitz?* wesentlich zur Klärung und Bildung eines eigenen Standpunktes zu diesem Problem beigetragen.

Zu den vielen Themenkreisen, an denen Sie maßgeblich arbeiten, werden sich Berufenere als ich äußern.

Ich hoffe, Sie bleiben noch lange dem *Zeitensprünge*-Kreis verbunden wie bisher, und dazu wünsche ich Ihnen gute Gesundheit, viel Erfolg und Anerkennung.

Erika Vierling, Passau

*

Frank Wallace: Gunnar appreciation

I first met Gunnar in the mid 1980s and our relationship grew through the 1990s when he came to and gave papers at least at four conferences I organized in Haliburton, Ontario, Canada. He also appeared and gave papers at other conferences in North America and Europe that I was privileged to be a part of in Peterborough, Ontario; Hampton, Virginia; Scranton, Pennsylvania (both of the latter in the USA); London, England; and two in Toronto, Ontario the last being in 2005.

From the beginning his novel ideas about the need for the compression of the chronology of conventional ancient history and on demographics and economics, were prolific, substantial, consistently well supported, well organized, well thought out and breathtaking. I was and still am impressed to the

point that I strongly agree with most if not all of his basic positions even as he has revised them along the way, with only minor exceptions such as his use of the phrase alter ego. Ultimately it has been his unbending though very well refined consistent approach to evidence and ideas that has been his strength intellectually.

While I read and soaked up evidence and ideas from both sides of the debate on his ideas, in the process I got to know a little about Gunnar, the person, and was witness to many personal encounters he had with people who disagreed with his ideas. Without mentioning names I would like to comment on his demeanor in these personal encounters as I found them to be quite compelling, a credit to his character and transformational in terms of my own growth.

He always has been ready to give freely of himself, to engage, to grow, to understand, to analyze, to synthesize, to evaluate, to promote his ideas, to quickly rebut, to stick to the best evidence, to acknowledge others contributions on whom his ideas had been built and to smile, with a calm, genuinely quiet self-confidence and sometimes wit while trying to maintain reasonable if not good relations with his opponents. On the other hand his opponents were left silent in response to his comments; more often than not they became emotional in opposition, fell back on generalities and unsubstantiated positions, and later behind his back made derogatory and unfair comments about him and his intellectual positions. With hindsight for the most part I don't think their personal attacks were based on mean spirits as much as on unconscious envy.

All of this has left me to be a bit in awe of him, and also cognizant of the amount of time and energy, commitment and sacrifice he must have given to researching and working out his ideas mostly on his own I assume. His path has led him at a sophisticated level to deal extensively and interact with many knowledgeable people. At the same time I am confirmed in my understanding of Gunnar and his ideas, by my knowledge of more than a few who in the background have tried to enable him and his ideas to grow. Ultimately regarding his essence, an almost naïve sense of wisdom, humour and apparent peace of mind stand out.

I will be forever grateful for his many contributions in helping us understand humanity's fate.

Thank you Gunnar!

Frank Wallace, Toronto
fwallace@sympatico.ca

Es ist nicht alles Geld, was glänzt Über Vermögen, Währung, Eigentum und Geld

Jan Beaufort

Der vorliegende Beitrag ehrt den vielseitigen, unermüdlichen und unbestechlichen Wissenschaftler Gunnar Heinsohn anlässlich seines 65. Geburtstages.

Es ist nicht alles Geld, was glänzt. Mit dieser Variation auf eine bekannte Redewendung ließe sich ein wichtiges Theorem der *Eigentumsökonomik* auf den Punkt bringen. *Die Eigentumsökonomik*: Das ist jene Lehre, deren Grundthesen als Erster Gunnar HEINSOHN [1984] formuliert hat und die dann von Heinsohn zusammen mit dem Anfang dieses Jahres verstorbenen Otto STEIGER zu einer umfassenden Wirtschaftstheorie weiter entwickelt wurde [Heinsohn/Steiger 1996; 2006]. Hans-Joachim STADERMANN [1996] machte sie zur Grundlage einer Theorie der Weltwirtschaft.

Es ist nicht alles Geld, was glänzt: Insbesondere ist nicht alles Geld, was Vermögenswert oder Währung ist. Diese Erkenntnis ist zwar nicht gerade neu. Gleichwohl wird in Fachpublikationen zum Thema immer wieder Geld genannt, was lediglich gehorteter Wertgegenstand oder weithin akzeptiertes Tauschmittel ist. Verfehlt wird damit jene Eigenschaft, die einen Vermögenswert oder ein Tauschmittel erst zu dem macht, was einzig und allein als Geld bezeichnet werden sollte: nämlich verhandelbarer *Eigentumstitel* zu sein. Im vorliegenden Artikel wird im Versuch, möglichst klar zu bestimmen, was Geld ist, die Besonderheit dieser Eigenschaft und damit die des Geldes herausgearbeitet.

Dazu wird in einem ersten Schritt das Anliegen der *Eigentumsökonomik* in aller Kürze referiert. In einem zweiten Schritt wird dann die Geldtheorie eines Autors vorgestellt, der noch nicht erkannt hatte, dass das Eigentum Fundament der Geldwirtschaft ist. Die Theorie findet sich im lehrreichen Buch *Die Entstehung der Geldwirtschaft und die Anfänge des Geldwesens* des Wirtschafts- und Finanzwissenschaftlers Wilhelm GERLOFF [1943]. Gerloff wird herangezogen, weil er anders als viele seiner wirtschaftswissenschaftlichen Kollegen ethnologisch hervorragend unterrichtet ist.

Gerade aus diesem Grund lässt sich umso leichter zeigen, an welchen Stellen der Argumentation die Nichtbeachtung des Eigentums auf Abwege führt. Dazu wird in einem dritten Abschnitt die Eigentumstheorie des Geldes mit der traditionellen Theorie Gerloffs verglichen und der Erkenntnisgewinn herausgearbeitet.

1. Die Eigentumsökonomik und ihre Anfänge in Heinsohns Doktorarbeit über das antike Griechenland

1984 erschien Heinsohns Buch *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft* über die bürgerliche Revolution im antiken Griechenland. Es war eine Ausarbeitung der Thesen, die er zwei Jahre zuvor als Dissertation vorgelegt hatte. Darin formulierte Heinsohn [1984, 34 ff.] erstmals den Gedanken, dass die Einführung des Eigentums augenblicklich die Entstehung einer Geldwirtschaft nach sich zieht. In langjähriger Zusammenarbeit mit Otto Steiger wurde diese These dann zu einer Wirtschaftstheorie weiter entwickelt, die der Öffentlichkeit vollständig 1996 vorgelegt wurde. 2006, zehn Jahre später, erschien sie in einer geglätteten, begrifflich perfektionierten Fassung unter Berücksichtigung der bis dorthin gegen sie erhobenen Einwände [Heinsohn/Steiger 1996; 2006; Kurzdarstellungen der Eigentumsökonomik gibt es viele, z.B. Heinsohn 2001, Beaufort 2001].

Die Grundthese der Eigentumsökonomik hat sich seit der Erstformulierung durch Heinsohn nicht geändert und besagt zum einen, dass es ohne Eigentum kein „echtes“ Geld geben kann, und zum anderen, dass die Einführung des Rechtsinstituts Eigentum zur sofortigen Entwicklung einer Geldwirtschaft führt. (Während bloßer *Besitz* in jeder menschlichen Gesellschaft und sogar schon im Tierreich angetroffen wird, muss das *Eigentum* in einem politischen Akt geschaffen werden.) Kein Geld ohne Eigentum also, aber auch – abgesehen von einer ganz kurzen Übergangsphase – kein Eigentum ohne Geld. Wo wir Geld vorfinden, müssen wir folglich auf Eigentum stoßen, und wo Eigentum vorhanden ist, wird es mit Sicherheit Geld geben. Eigentum und Geld gehören zusammen wie die Kopf- und Zahlseite einer Münze.

Wer ins Wasser springt, muss schwimmen können oder es ganz schnell lernen, sonst geht er unter. Nicht anders verhält es sich bei Eigentum und Geld. Das Eigentum ist zuerst da, seine Einführung ist wie der Sprung ins Wasser. Aber ohne Geldwirtschaft funktioniert die Eigentumsordnung nicht, die Produktion und Verteilung von Gütern käme in kürzester Zeit zum Erliegen; der Gütermangel würde zum Bürgerkrieg und zum sofortigen Rückfall in feudale oder kommunistische Verhältnisse führen. Umgekehrt braucht es Wasser, um schwimmen zu können: wie denn auch Geld ohne Eigentum nicht denkbar ist. Geld ohne Eigentumsdeckung wäre wie Trockenschwimmen, wie ein Spielgeld zum Einüben der Regeln einer Geldwirtschaft. Immer und überall wo es ernst wird, wird ein solches Geld umgehend von „echtem“, also eigentumsgedecktem Geld verdrängt.

Diese These über die Zusammengehörigkeit von Eigentum und Geld ist zum einen eine jederzeit empirisch verifizierbare Aussage; zum anderen betrifft sie einen Sachverhalt, der sich nur nachträglich aus historischen Berichten über die Entstehung von Geldwirtschaften rekonstruieren lässt.

Empirisch überprüfbar ist jener Teil der Aussage, der das Eigentum als notwendige Bedingung der Geldwirtschaft sieht. Kein Geld ohne Eigentum: „Echtes“ Geld, also Geld, das auf einem freien Markt ernsthaft mit anderen Währungen konkurrieren kann, darf nur dadurch neu in Umlauf kommen, dass ein Gläubiger es einem Schuldner gegen Sicherheiten zur Verfügung stellt. Diese Sicherheiten müssen *Eigentum* (und nicht bloßer *Besitz*) des Schuldners sein, denn bei Säumigkeit des Schuldners muss der Gläubiger in das Schuldnervermögen *vollstrecken* können: Das heißt, das Schuldnervermögen fällt dem Gläubiger zu, es muss den Eigentümer wechseln. In den *Besitz* des Schuldners kann dagegen nicht vollstreckt werden, weil es als bloßer Besitz nicht diesem, sondern jemand anderem als Eigentum gehört.

Fehlte die Vollstreckungsbefugnis bzw. -macht des Gläubigers, dann wären die vom Schuldner gestellten Sicherheiten keine wirklichen Sicherheiten; der Schuldner könnte auf das Begleichen der Schuld verzichten, ohne mit Sanktionen rechnen zu müssen. Der Gläubiger hätte geleistet, ohne vom Schuldner eine Gegenleistung zu erhalten. Er würde das herausgegebene Geld nicht wieder einnehmen und müsste den Kredit als Verlust verbuchen. (Das müsste der Gläubiger auch dann tun, wenn er das kreditierte Geld selbst geschaffen hat, weil das Geld einen Anspruch auf sein Eigentum begründet.)

Die geschilderten Zusammenhänge zwischen Geld, Kredit und Eigentum lassen sich täglich in der wirtschaftlichen Praxis beobachten und verifizieren. Gesunde Kredite brauchen Eigentum als Sicherheit. Die aktuelle weltweite Bankenkrise, die auf in den USA vergebene faule Kredite zurückgeht, ist nur der letzte Beweis dieses Zusammenhangs [vgl. Heinsohn 2008]. Wo das Eigentum bzw. die Sicherheiten fehlen, kann eine Geldwirtschaft nicht funktionieren. Diese *betriebswirtschaftliche* Selbstverständlichkeit hat in der ökonomischen *Theorie* bislang viel zu wenig Beachtung gefunden. (Stadermann/Steiger [2001, 45-86] erinnern an James STEUART, der in seinem 1767 erschienenen und bald vergessenen Werk *Inquiry into the Principles of Political Oeconomy* als Erster gesehen hat, dass Geld im Kredit gegen Sicherheiten geschaffen wird. Es dauerte dann mehr als eineinhalb Jahrhunderte, bis John Maynard Keynes an diesem Punkt wieder ansetzte. Beide wussten um die Bedeutung von Sicherheiten, aber erkannten noch nicht die Eigentumsbedingung. Letztere hat erst Heinsohn entdeckt.)

Der zweite Teil der These über die Zusammengehörigkeit von Eigentum und Geld besagt, dass das Eigentum in kürzester Zeit Kredit und Geld generiert, weil eine Gesellschaft mit Eigentumsordnung ohne Geld nicht überlebensfähig ist. Diese Behauptung lässt sich nicht so leicht empirisch überprüfen, weil das Geld nun mal schon lange in der Welt ist. Gesellschaften mit einer Eigentumsordnung entstehen zwar auch noch in unserer Zeit – in größerer Zahl etwa nach dem Untergang der kommunistischen Staaten des Ost-

blocks in den neunziger Jahren –, aber die schnelle Einführung konvertibler, international marktfähiger Währung dort zeigt zuerst einmal nur, dass man von anderen gelernt hat. Letzteres gilt für neuzeitliche Eigentumsgesellschaften überhaupt; sie alle kannten das Geld bereits, als sie entstanden – ob nun das Preußen des 18. oder das England des 14. Jh.

Das Geld ist eben nicht eine Erfindung der Neuzeit, sondern der Antike, es hat – etwa in Byzanz – zumindest als Idee das Mittelalter überlebt. Um der Erfindung des Geldes auf die Spur zu kommen, brauchen wir also Informationen über die Entstehung antiker Eigentumsgesellschaften. Solche Informationen hat nun Heinsohn in seiner Doktorarbeit für das antike Griechenland gesammelt und ausgewertet. Dabei war er im Vergleich zu anderen Forschern in der günstigen Lage, zuvor bereits das Werk von Immanuel VELIKOVSKY kennen gelernt zu haben.

An diese Wurzel der Eigentumsökonomik im Werk von Velikovsky sei hier in den *Zeitensprüngen* eigens erinnert, weil dieser Forscher schließlich auch der Anreger für die Entdeckung der frühmittelalterlichen Phantomzeit durch Heribert Illig war. Tatsächlich dürfte Heinsohn der erste deutsche Autor gewesen sein, der Velikovsky rezipiert hat. Mit seinem 1979 erschienenen *Freibeuter*-Artikel *Die heiße Venus...* führt er ihn im deutschen Sprachraum ein [Heinsohn 1979; vgl. Otte 2007, 12].

Dank Velikovsky erkannte Heinsohn, dass die griechische Polis nicht erst nach 500 dunklen Jahrhunderten aus der Asche der Mykene-Kultur entstanden ist, sondern unmittelbar auf diese folgte. Daher kann er auch den Bericht des Plutarch über den revolutionären Polis-Gründer Theseus wieder ernst nehmen. Dieser schlug sich als Adelige auf die Seite der „schlichten und armen Leute“ und stellte sie als freie Bürger dem Adel gleich [Heinsohn 1984, 56]. Es ist diese Entdeckung, die Heinsohn zu einer These führt, die später zu einem weiteren Theorem der Eigentumsökonomik wurde: dass nämlich Eigentumsgesellschaften grundsätzlich nicht aus *Stammesgesellschaften*, sondern durch Umsturz aus *Feudalgesellschaften* hervorgehen. Dieses Theorem ist wichtig – wie wir gleich sehen werden –, weil Kredit, Zins und Geld sich aus den gesellschaftlichen Verhältnissen eines Stammes nicht erklären lassen.

Die Herleitung von Kredit und Zins aus Gabe und (größerer) Gegengabe war der Versuch des Ethnologen Marcel Mauss [1923/24] gewesen, Strukturen der Geldwirtschaft in *Stammesgesellschaften* wiederzufinden. Der Versuch musste gleichwohl scheitern: Denn die Gegengabe bietet dem Beschenkten die Möglichkeit, seine Großzügigkeit unter Beweis zu stellen. Davon aber kann bei Zinsforderung, Fristsetzung und Vollstreckungsdrohung, die eine Gläubiger-Schuldner-Beziehung kennzeichnen, keine Rede sein. Das Phänomen, dass sich Schenkende gegenseitig in Großzügigkeit zu übertreffen versuchen, finden wir auch heute noch bei Geburtstags- und Weihnachtsgeschen-

ken oder bei Großveranstaltungen wie Landesgartenschauen, Olympischen Spielen und Weltausstellungen. Dieses gegenseitige Schenken hat aber so wenig wirtschaftliche Bedeutung wie Gabe und Gegengabe in der Stammesgesellschaft. Vielmehr erfolgen Produktion und Verteilung von lebenswichtigen Gütern innerhalb des Stammes gemäß traditionellen Regeln, wie das vielfach auch später unter feudalgemeinschaftlichen Verhältnissen und sogar noch nach Einführung des Eigentums in der Großfamilie oder der Dorfgemeinschaft üblich bleibt (siehe dazu auch den nächsten Abschnitt).

Durch Eroberung und Unterwerfung werden aus Stämmen *Feudalgemeinschaften*. Eine meist kriegerisch ausgerichtete Oberschicht beherrscht die produzierende Unterschicht und organisiert zugleich die Güterverteilung zum eigenen Vorteil. Auch kommunistische Gesellschaften gehören letztendlich diesem Typus an. Zweifellos war die altgriechische Adelsgesellschaft, wie sie noch von Homer beschrieben wird, eine solche Feudalgemeinschaft. Sie kannte weder Eigentum noch Geld. Erst die Rebellion gegen sie führt zur Einführung des Eigentums, indem die einzelnen Bürger die adelige Verfügungsgewalt über ihren Besitz nicht länger anerkennen. Damit aber wird der Bürger sein eigener Herr, er ist weder mehr dem Kollektivzwang des Stammes noch der Zwangsherrschaft einer Oberschicht unterworfen. Es ist diese völlig neue und bis dorthin nicht erprobte Konstellation, die in kürzester Zeit die Erfindung von Kredit, Zins und Geld nach sich zieht.

Die durch die Einführung des Eigentums entstandene Notwendigkeit für jeden Einzelnen, die eigene Existenz selbst zu sichern, steht am Anfang der Entwicklung des Geldes. Weil kollektive oder herrschaftliche Vor- und Fürsorge wegfallen, ist plötzlich jeder auf sich gestellt. Alle sind nunmehr gezwungen, eigene Sicherheitsvorräte anzulegen. Wer keine Vorräte hat, muss im Notfall beim andern leihen. Diese Leihe kann aber nicht mehr wie beim Stamm im Vertrauen auf das Funktionieren des Kollektivs und der wechselseitigen Hilfe vor sich gehen. Der Verleiher muss sich absichern, um am Ende nicht durch den Leihenden um die Früchte seiner Arbeit gebracht zu werden. So entsteht das *Schuldverhältnis*, in dem der Leihende sich zur Rückerstattung des Geliehenen *verpflichtet* muss. Er wird damit zum *Schuldner*, wie der Verleiher zum *Gläubiger*.

Gläubiger-Schuldner-Verhältnisse sind also für die Eigentumswirtschaft charakteristisch. In früheren Voreigentumsgemeinschaften gibt es sie nicht. So wenig wie das Eigentum mit dem Besitz, darf der Kredit mit der bloßen Güterleihe verwechselt werden. Anders als ein bloß geliehenes Gut wird kreditiertes Geld *Eigentum* des Schuldners [vgl. Beaufort 2008, 363 f.]; und während bei der Güterleihe Fristen und Art der Rückerstattung normalerweise eher unbestimmt bleiben, werden sie im Kreditvertrag genau festgelegt. Letzteres muss so sein, weil der Gläubiger in der Eigentumswirtschaft acht geben muss,

seinen Sicherheitsvorrat nicht dauerhaft zu gefährden. Bleibt der Schuldner säumig, muss der Gläubiger eingreifen und sich beim Schuldner notfalls mit Gewalt sein rechtmäßiges Eigentum zurückholen.

In den Anfängen der antiken Eigentumswirtschaft wurde vom Gläubiger nicht selten den Weg der *Schuldknechtschaft* bzw. der *Schuldsklaverei* gewählt, um sich beim Schuldner schadlos zu halten. Den Zins, den es in jeder Eigentumsgesellschaft, aber vorher nirgendwo gibt, versteht Heinsohn [1984, 113] zunächst als eine Leistung, die von der Schuldknechtschaft befreien soll. In der späteren Eigentumstheorie wird der Zins zur Gegenleistung für jenen Verzicht auf Eigentumsprämie, den der Gläubiger leistet, wenn er Eigentum im Kreditvertrag belastet. Diese Belastung hindert den Gläubiger daran, mit seinem Eigentum weitere Eigentumsoperationen wie Verkauf oder Verpfändung vorzunehmen. Für die Dauer des Kredits ist das Gläubigervermögen blockiert, weitere Gewinne sind mit ihm nicht zu erzielen. Der Zins soll dem Gläubiger diesen Verzicht ersetzen.

Von Anfang an gehören also Eigentum, Kredit, Zins und Geld zusammen. Alles, was sonst als Geld erscheint, aber ohne Eigentum, Kredit und Zins in die Welt kommt, ist nicht „echtes“ Geld. Es kann zwar als *Vermögenswert* gehortet werden, es kann unter Umständen auch mit ihm bezahlt werden, wenn es als *Währung* in Umlauf ist, es ist aber gleichwohl nicht *Geld*. Der Beweis für den Nicht-Geld-Charakter solcher Währungen wird immer dann erbracht, wenn diese auf einem freien Markt in Konkurrenz zu echtem Geld treten. Das eigentumsgedeckte Geld wird das Scheingeld in diesem Fall vollständig aus dem Markt drängen. Denn entweder besitzt die geldähnliche Währung einen Eigenwert und wird als Vermögen gehortet werden; oder sie hat keinen Eigenwert und wird wegen fehlender Eigentumsdeckung nicht mehr angenommen.

2. Wilhelm GERLOFF und das Hortgeld

Der Finanzwissenschaftler Wilhelm Gerloff (1880–1954) hat mehrere grundlegende Werke zur Finanzwissenschaft und zur Geldtheorie veröffentlicht. Er lehrte bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1933 an der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe-Universität, deren letzter gewählter Rektor er war. Während des Krieges blieb er in Deutschland, was ihm Kollegen später gelegentlich übel genommen haben. Er war aber kein Nazi, wurde sogar im März 1933 wegen NS-kritischer Äußerungen kurze Zeit in Schutzhaft genommen. Sein Buch *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens* erschien 1940 bei Klostermann (die zweite, hier verwendete Auflage folgte 1943; sie wird im Text nur mit „G.“ und Angabe der Seitenzahl zitiert). Gerloffs Buch wird hier herangezogen, weil es sich einerseits um eine ethno-

logisch und wirtschaftshistorisch ausgezeichnet informierte Arbeit handelt. Zum anderen aber demonstriert es vorbildlich, wie das Verkennen des Eigentums als Grundbedingung des Geldes dazu führt, dass dessen Entstehung letztlich unverstanden bleiben muss. (Den Hinweis auf Gerloff verdanke ich Herbert Helmecke. Heinsohn [1984, 120, 125] zitiert Gerloff.)

Wirtschaftswissenschaftler vertreten häufig ungeprüft die Auffassung, dass das Geld aus dem Tausch entstanden sei. Sie halten den Menschen für ein auf den eigenen Vorteil bedachtes, tauschendes Wesen (*homo oeconomicus*), das irgendwann im Laufe seiner Frühgeschichte auf die Idee kam, zur Erleichterung des Tausches ein allgemein akzeptiertes Tauschmittel einzuführen – eben das Geld. Diese Tauschtheorie des Geldes beherrscht die gesamte Geschichte des ökonomischen Denkens von Aristoteles über Adam Smith und Karl Marx bis zur Neoklassik eines Menger, Hayek oder Friedman. Wie sehr es hier um eine bloße historische Spekulation geht, ist von Ethnologen häufig aufgezeigt worden.

Es ist nun Gerloff hoch anzurechnen, dass er genau diesen Fehler nicht macht. Im Gegenteil lässt er sich vorbildlich von Ethnologen beraten, um sich ein Bild von der Entstehung des Geldes zu machen. Gerade deshalb ist der erste Abschnitt seines Buches einer Kritik der traditionellen Tauschtheorie gewidmet. Gerloff wundert sich darüber, dass im Gegensatz zur Physik und Astronomie, wo mit Kopernikus, Kepler, Galilei und ihrer Abwendung von Aristoteles entscheidende Fortschritte möglich wurden, die Nationalökonomie immer noch in der aristotelischen Tauschtheorie verharret.

„In der Geldliteratur des vorigen Jahrhunderts begegnet uns in der Regel die Meinung, daß die Entstehung des Geldes aus den Bedürfnissen der Wirtschaft, vornehmlich der Arbeitsteilung und des Tauschverkehrs, zu erklären sei. Diese Lehre geht bis auf Platon und Aristoteles, ja vielleicht noch weiter zurück.“ [G. 12]

„Tatsache ist, dass sich jahrhundertlang die Lehre von der Entstehung des Geldes in den mit diesem Schema gegebenen Bahnen bewegt hat“ [G. 13].

Gerloff weist dann darauf hin, dass über die Frage, *wie* denn das Geld aus dem Tausch entstanden sein soll – ob durch blinden Instinkt, durch Zufall oder durch förmlichen Vertrag –, keine Einigkeit besteht. Im Gegenteil muss ein Carl Menger in einer seiner letzten Arbeiten zugeben, dass das rätselhafte Phänomen Geld bis heute nicht befriedigend erklärt worden ist [G. 11]. Gerloff wirft den Tauschtheoretikern vor, dass sie genau genommen nur eine technische Erklärung der Vorteile des Geldgebrauchs im Tauschverkehr bieten. Eine solche Erklärung ist aber mit einer historischen Beschreibung der Entstehung des Geldes nicht zu verwechseln. Die Allgegenwart und Unentbehrlichkeit des Geldes ist vielmehr ein Hinweis darauf, dass nicht das Geld aus

der Wirtschaftsverfassung, sondern umgekehrt diese aus dem Geld zu erklären sei [G. 21].

Wenn aber das Geld nicht aus dem Tausch, sondern dieser aus dem Geld entstanden ist, dann muss es eine Wirtschaftsverfassung ohne Tausch gegeben haben. Tatsächlich ist das Gerloffs Ansicht [G. 22], für die er sich auf die Ethnologie beruft:

„Nun aber hat uns die Völkerkunde längst gelehrt, und Wirtschaftsgeschichte und Sozialökonomie haben diese Lehre annehmen und bestätigen können, daß es zwar undenklich lange Zeiträume gegeben hat, in denen der Mensch ohne Tausch gelebt hat, aber nicht ohne jeden Güterverkehr.“

Mit unter anderem Richard THURNWALD erkennt er:

„Am Anfang der Wirtschaftsentwicklung steht weder die Hauswirtschaft oder Selbstversorgerwirtschaft, noch haben die Menschen je ein Leben individueller Nahrungssuche geführt. Mensch sein heißt ein geselliges Dasein führen, und die Wirtschaftsform des ursprünglichen geselligen Daseins ist die *Verteilungswirtschaft*.“ [G. 169]

Es ist folglich ein *nicht* tauschhaft gestalteter Güterverkehr, in dem das Geld entstanden sein muss:

„Wo immer sich ein Güterverkehr entwickelt – Geschenk, Gabe, Buße, Opfer auf der einen, Bewirtung und Verteilung auf der anderen Seite – da sind die Voraussetzungen für die Entstehung des Geldes gegeben, d. h. eines Gutes, das den Charakter eines allgemein geschätzten und beliebten Entgeltmittels gewinnt.“ [G. 22]

Mit der Auffassung, dass das Geld *nicht* aus dem Tausch hervorgegangen sei, weil es den subsistenzsichernden Tausch in Stammesgesellschaften gar nicht gibt, stimmt Gerloff offenbar nicht nur mit Heinsohn und Steiger, sondern auch mit den auf empirischem Weg gewonnenen Erkenntnissen der Ethnologie überein. Dies ist ausdrücklich hervorzuheben und anzuerkennen, weil Gerloff sich hierdurch positiv von zahlreichen Wirtschaftswissenschaftlern abhebt, die das vorgebliche Tauschwesen Mensch, den *homo oeconomicus*, am Anfang der Geschichte sehen möchten. (Diese Wissenschaftler sind sich ihrer privaten anthropologischen Phantasie ohne weitere Prüfung dermaßen sicher, dass sie es nicht für nötig halten, sich bei den eigentlich zuständigen Kollegen der Ethnologie näher zu informieren.)

Freilich stellt sich nunmehr die Frage, wie das Geld denn wohl in die Welt gekommen ist. Hier geht Gerloff einen anderen Weg als Heinsohn und Steiger. Wir werden sehen, wie er ihn ins Abseits führt und wie er es ihm letztendlich unmöglich macht, die Entstehung der Geldwirtschaft plausibel zu erklären. Gerloff meint nämlich, dass es in Stammesgesellschaften durchaus Geld gibt. Dieses Geld hat aber noch keine wirtschaftliche Bedeutung. Viel-

mehr geht es um ein Gut, das nicht dem direkten Gebrauch dient, wohl aber allgemeine Wertschätzung genießt:

„Ein Gut wird Geld nicht durch die Bewertung seitens eines einzelnen oder auch einzelner, sondern die gleichgerichtete Bewertung bestimmter Art durch die Gruppe, d. h. also ein gewisses Massenverhalten, macht ein Gut zum Geld.“ [G. 23]

Geltungsdrang, Anerkennungstrieb, Eitelkeit, die Gerloff für in menschlichen Gesellschaften universell anzutreffende Phänomene hält, führen dazu, dass Einzelne solche allgemein geschätzte und begehrte Güter zu horten beginnen. Dieses „Hortgeld“ ist nun nach Gerloff das erste Geld:

„In der Widmung gewisser Güter zu solchen Zwecken ist der Ursprung des Geldes zu suchen. Das ursprüngliche Geldgut ist in der Reihe jener Hortungsgüter zu finden, mit denen die Menschheit ihren Besitz an sachlichen Kulturgütern begründet.“ [G. 25]

Gerloff bringt dann zahlreiche, der Ethnologie entnommene Beispiele eines solchen Hortgeldes, das für den Besitzer Vermögen und Reichtum darstellt und ihm innerhalb des Stammes Geltung verschafft. Durchaus kann mit einem solchen Geld gelegentlich *bezahlt* und *gekauft* werden – weshalb Gerloff es für richtig hält, hier schon von Geld zu sprechen. Ein schönes Beispiel ist das so genannte „Heiratsgeld“ auf dem ost-indonesischen Ceram: Dort

„bilden kostbare alte chinesische Porzellanschüsseln und Teller, javanische Bronze-Gongs, kleine bronzene Kanonen aus portugiesischer Zeit, daneben auch große Prunkmesser (Busch- oder Haumesser, die jedoch nicht dem täglichen Gebrauch dienten) und alte Gewebestücke einen sorgsam gehüteten Familienbesitz. Bei bestimmten Gelegenheiten dienen diese Stücke jedoch als Zahlungsmittel, vor allem zur Zahlung des Brautpreises. Dieser Besitz wird Harta, d. h. Vermögen, genannt. Zugleich aber bedeutet Harta soviel wie Heiratsgeld, weil dies die häufigste und wichtigste Verwendung dieser Hortungstücke ist. Für eine Frau werden je nach den Umständen und dem Wert der Teller 30 bis 40, aber auch 200 bis 300 Stück als Harta bezahlt. Daneben kommen aber auch andere Verwendungen vor, z. B. als Bußgeld. So legt der Kakihanbund (ein Geheimbund in Westceram) bei geringeren Verfehlungen das erstmal eine Buße von drei Tellern auf, das zweitemal von neun Tellern, das drittemal eine solche von drei Stück Kain Patola (d. s. alte Madapolamgewebestücke). Aus diesen Einkünften, die der Oberpriester verwaltet, werden die Geschenke bestritten, die den Oberhäuptern des Bundes bei ihren Rundreisen gemacht werden, zur Entschädigung für die Reisekosten. Weiter werden davon die Geschenke gemacht beim Schließen eines Bündnisses mit einer anderen Gemeinde.“ [G. 26]

Wenn Gerloff es auch für berechtigt hält, in solchen Fällen von Geld zu sprechen, so sieht er doch zugleich, dass „die Wertübertragungen, denen sie dienen, [...] noch keine eigentlich wirtschaftlichen, sondern [...] vielmehr sozialen und politischen Zwecken dienen“ [G. 30]. Er schließt aus dieser Beobachtung, dass die Entstehung des Geldes nicht aus den Bedürfnissen der Wirtschaft oder der wirtschaftenden Menschen erklärt werden kann.

„Das Geld ist ursprünglich überhaupt keine ökonomische Kategorie; die ausschließliche Zuordnung zur Wirtschaft vermag seinem Wesen nicht gerecht zu werden, denn es entsteht außerhalb des Wirtschaftsbereichs, und die Anfänge seiner Entwicklung gehen nicht parallel der Entwicklung der Wirtschaft.“ [G. 30]

Auch an diesem Punkt fallen wieder die Übereinstimmung mit und die Abweichung von Heinsohn und Steigers Eigentumsökonomik auf. Denn einerseits erklären auch Heinsohn und Steiger das Geld nicht aus den Bedürfnissen der Wirtschaft, sofern hier mit „Wirtschaft“ die von der Neoklassik so genannte „Marktwirtschaft“ gemeint wird. Diese Marktwirtschaft entsteht ja nach der Eigentumsökonomik genau umgekehrt erst durch die Notwendigkeit für Unternehmer-Schuldner, das den Banken geschuldete und in die Produktion investierte Geld durch Verkauf ihrer Produkte auf einem „Markt“ zurückzugewinnen. Das Geld ist also zuerst da und *erzwingt* erst die Entstehung eines Marktes, an dem im übrigen nicht sosehr *getauscht* als vielmehr *ge- und verkauft* wird. Andererseits kennt die Eigentumsökonomik nicht Gerloffs lange Geschichte des Geldes vor der Marktwirtschaft, denn wie Kredit, Zins und Geld ist auch der Markt sofort da, sobald in einem Staat das Eigentum eingeführt wird. Diese Differenz zwischen Gerloff und der Eigentumsökonomik kommt dadurch zustande, dass Gerloff „Geld“ nennt, was kein „echtes“ Geld ist (eben das bloße Hortgeld), während er umgekehrt die Entstehung des „echten“ Geldes aus dem Eigentum verkennt.

Immerhin ist Gerloffs Hortgeld ein bemerkenswertes „Übergangsobjekt“ – wie auch aus Sicht der Eigentumsökonomik zugegeben werden kann. Nahezu alles kann als Hortgeld Verwendung finden. Neben dem bekannteren Muschelgeld gibt es etwa Steingeld, Schmuckgeld, Fell- und Kleidergeld, Gerätegeld, Viehgeld. Die zahlreichen Beispiele, die Gerloff aufführt, lassen außerdem gewisse Entwicklungsstufen erkennen.

„Man sieht ganz deutlich, wie diese Besitzstücke allmählich und sozusagen schrittweise Geldbedeutung erlangen. Sehr verbreitet sind alle diese Hortstücke als Brautpreis, aber auch als Zahlungsmittel für Steuern und als Geldbußen.“ [G. 32]

Das melanesische Mattengeld „verdankt seine Entstehung den gleichen psychologischen Wurzeln. Die Matten werden zu keinem andern Zweck hergestellt, als Reichtum zu repräsentieren. Die Wohlhabenheit wird in der

Anzahl Matten ausgedrückt, die in den Hütten aufgehängt werden. Reiche pflegen fünfzig und mehr Matten aufzuhängen [...] Eine Matte mittlerer Größe hat den Wert eines Hauerschweines. Insoweit ist also das Mattengeld ein ausgesprochenes Hortgeld. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß es zwar auch im Handelsverkehr Verwendung findet, hauptsächlich aber zum Einkauf und zur Erlangung von Graderhöhungen in der Suque-Gesellschaft dient. Diese ist eine Art Klub, dem zwar fast jeder männliche Eingeborene angehört, wobei aber seine Stellung sich nach seinen Zahlungen in Matten richtet. Daraus hat sich ein Darlehenssystem entwickelt. Bei festlichen Gelegenheiten wird das Mattengeld zur Schau gestellt.“ [G. 35]

Bilden also das Hortgeld und die mit ihm verbundene soziale Geltung laut Gerloff der Ursprung des Geldes, so durchläuft das Geld doch noch eine weitere Stufe, bevor es zum „allgemeinen Verkehrsgeld“ [G. 176] wird. Denn auf einer Zwischenstufe ist es „Tausch- oder Handelsgeld“, das als „Mittler“ im beginnenden Güterverkehr auftritt. Weil Gerloff mit dieser Unterscheidung eines „Tauschgeldes“ von einem „allgemeinen Verkehrsgeld“ wieder in die traditionelle Tauschtheorie des Geldes zurückfällt, wird sie im nächsten Abschnitt behandelt. Dort wird zugleich versucht, die Überlegenheit der Eigentumstheorie des Geldes herauszuarbeiten.

3. „Tauschgeld“ und „echtes Geld“

Gerloff ist aus Sicht der Eigentumsökonomik darin zuzustimmen, dass in Stammesgesellschaften nicht der Markt, sondern traditionell gestaltete Güterverteilung sowie auch Gabe und Gegengabe den Güterverkehr regeln. Sofern in diesen Gesellschaften also Geld oder eine Vorform von Geld vorhanden ist, kann es nicht unser heutiges eigentumsgedecktes Geld sein, denn dieses entsteht nur im Kredit und muss durch Verkauf von Produkten an einem Markt zurückverdient werden.

Gerloffs Hortgeld ist lediglich eine solche Vorform von Geld, denn es erfüllt immer nur eingeschränkte Funktionen innerhalb begrenzter Regionen. Eigentumsökonomisch wäre hier nicht von „Geld“, sondern von „Vermögen“ zu sprechen. Zweifellos kann mit Vermögenswerten sowohl in Eigentums- als auch in Voreigentumsgesellschaften etwas *erworben* werden, sie stellen gewiss eine Form von *Reichtum* dar. Das macht sie aber noch nicht zu *Geld*, das heißt zu einem verhandelbaren Eigentumstitel, der sich an einem freien Markt gegen andere Eigentumstitel behaupten kann und auf diesem Weg zur allgemein akzeptierten *Währung* wird. Auch Gerloff muss am Ende eingestehen:

„Das Hortgeld bedeutet vielmehr Vermögen als Geld. Seine Verwendung beschränkt sich deshalb auf jene Fälle, wo Vermögen sichtbar gemacht

wird, sei es zur bloßen Repräsentation, d. h. zur Schaufstellung, sei es zu Übertragungen bei besonderen Anlässen, wie Frauenerwerb, Kauf der Bundesgenossenschaft, Entrichtung von Kriegstributen und Bußzahlungen, Erlangung von Titeln und Würden usw. Damit ist der kleine Kreis der Güterzirkulation, in welchem ein solcher 'Geldumlauf' stattfindet, fast völlig erschöpft.“ [G. 43]

Um nun zu erklären, wie aus diesem Hortgeld unser heutiges, von Gerloff als „allgemeines Verkehrsgeld“ bezeichnetes Geld werden konnte, muss er eine Zwischenstufe annehmen, die er „Tausch- oder Handelsgeld“ nennt. Dieses Tauschgeld wird nach Gerloffs Auffassung dann gebraucht, wenn „ein Stamm mit einem anderen, der über andere begehrenswerte Gebrauchsgüter verfügt, nachhaltig in Berührung kommt“ [G. 48]. Gerloff hält also letztendlich am Tauschparadigma fest (so auch Heinsohns Einschätzung [1984, 120]). Wir werden sehen, wie Gerloff von diesem Punkt an in Schwierigkeiten kommt und sich in Zweideutigkeiten und Widersprüche verwickelt.

Zunächst einmal stellt er fest, dass das neue Tauschgeld „nicht das Hortgeld“ ist. Während das Hortgeld häufig „Großgeld“ ist, benötigt der Handel „Kleingeld“. Nur in Ausnahmefällen wird das Hortgeld zum Tauschgeld [G. 48]. Folglich muss Gerloff [ebd.] nun die Frage nach der Entstehung des Geldes ein zweites Mal stellen: „Wie entsteht dieses Tauschgeld? Woher kommt es?“

Zwar soll es auch schon vorgeschichtliches Tauschgeld gegeben haben [G. 61 ff.]. Die konkreten und gesicherten Beispiele, die Gerloff bringt, stammen aber doch alle erst aus der Kolonialzeit:

„Übereinstimmend finden wir in einer ganzen Anzahl von Kolonien, daß es die *Standardware der kolonialen Produktion* ist, die die Rolle des Geldes übernimmt und Geld wird. Am bekanntesten ist die Tabakwährung von Virginia. Auf Barbados waren zu Anfang des 17. Jahrhunderts Baumwolle und Tabak das Tausch- und Zahlungsmittel, das um die Mitte desselben Jahrhunderts durch Zucker als gesetzliches Zahlungsmittel verdrängt wurde; in Britisch Honduras war es Mahagoniholz. Abgaben und Geldstrafen wurden in diesen Zahlungsmitteln festgesetzt, Schuldkontrakte lauteten darauf, und die Buchhaltung bediente sich ihrer als Rechnungseinheit.“ [G. 50]

Über eine frühere, etwa steinzeitliche Entstehung des Tauschgeldes kann Gerloff nur spekulieren:

„Gewiß ist, daß für das Ende der älteren Steinzeit, die man gewöhnlich für die Zeit von 7000 bis 3000 v. Chr. ansetzt, ein gewisser Handel nachweisbar ist. Soweit dieser sich nur auf einen kleinen Umkreis erstreckte, also lokaler Handel war, mag er sich als Naturaltausch vollzogen haben; aber gewisse wertvolle Materialien wurden bereits damals von weither bezo-

gen. Das ist nun in noch höherem Maße in der jüngeren Steinzeit der Fall gewesen. Steinbeile aus dem Fichtelgebirge gingen ins Neckartal, Thüringer Steinhämmer und Steinäxte nach Ostpreußen auf der einen, bis ins Maintal auf der andern Seite, um nur ganz wenige Beispiele zu geben. [...] Man wird sich fragen müssen, ob sich diese Händler eines Tauschmittels bedienten oder ob dieser Handelsverkehr – was, je länger die Handelswege wurden, desto unwahrscheinlicher ist – ein reiner Naturaltausch war und blieb“ [G. 61 f.].

(Dass die von Gerloff angesetzten Zeitspannen vermutlich unrealistisch sind, wissen wir dank Heinsohn [1991] und Illig [1988] – aber darum geht es jetzt nicht.) Depotfunde mit Ringen oder Äxten scheinen auf „Geld“ hinzuweisen, aber Gerloff tut sich schwer mit der Entscheidung, ob es sich hier um Tauschgeld oder doch eher um Hortgeld handelt [G. 63]:

„Wenn in solchen Depots einige hundert, ja in einzelnen Fällen sogar mehrere tausend an Drähten aufgereihten Äxte gefunden werden, so spricht das zwar nicht schlechthin für Geldverwendung, [...] sondern in erster Linie für ein Hortgut; dieses aber hat sicherlich auch gelegentlich einem gewissen Wertverkehr gedient und damit Geldcharakter erlangt.“

Die Unterscheidung von Hort- und Tauschgeld erscheint also hier wie in anderen Fällen als problematisch. Die klaren Beispiele eines Tauschgeldes stammen aus der Neuzeit, das heißt aus einer Zeit, in der Währungen bereits nach dem Vorbild des letztendlich seit der Antike bekannten „echten“ Geldes geschaffen wurden. Weitere Beispiele wären die nach dem zweiten Weltkrieg in Deutschland kurzzeitig verwendete Zigarettenwährung oder auch das so genannte Lokalgeld, das in regionalen Tauschringen umläuft (wie etwa der Bremer *Roland* [vgl. Roland]). Solche Tauschwährungen sind eine sekundäre, späte Erscheinung, sie setzen die Bekanntschaft mit dem „echten“ Geld bereits voraus. Gerloffs vorhistorische Zwischenstufe eines Tauschgeldes zwischen Hortgeld und „allgemeinem Verkehrsgeld“ hat es also vermutlich nie gegeben.

Eigentumstheoretisch wären solche Währungen nur dann als Geld zu werten, wenn sie im Rahmen einer Eigentumsordnung auftreten, die Eigentumsoperationen wie Kauf, Verkauf, Verpfändung und Vollstreckung rechtlich absichert. Alles andere – etwa auch die in einem kommunistischen Staat umlaufende Währung – ist lediglich ein *geldähnliches* Tauschmittel. Der Geldschein im Kommunismus ist genau genommen nur ein „unspezifizierter Zuteilungsschein“ [Heinsohn/Steiger 1996, 276]. Es ist eben nicht alles Geld, was bloße Währung ist.

Wie problematisch die Trennung von Hort- und Tauschgeld ist, wird aus Gerloffs begrifflichem Schwanken im folgenden Textabschnitt klar, der deshalb zur Gänze zitiert werden soll:

„Das Tauschgeld ist ein ausgesprochenes Element der Wirtschaft. Ein gleiches gilt nicht vom Hortgeld. Gewiß reicht auch dieses bereits in die ökonomische Sphäre; aber es dient dem ökonomischen Verkehr keineswegs vornehmlich, sondern ursprünglich vielfach überhaupt nicht und auch später nur in sehr bescheidenem Umfange, d. h. nur in gewissen Fällen. Indem diese sich im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung mehren und häufen, sondern sich aus dem Hortgeld – dem Prestigegeld – einzelne Arten aus. Aus dem Repräsentationsgeld wird ein ökonomisches Geld. Doch muß das keineswegs der Fall sein. Tauschgeld entsteht nicht nur aus einem älteren Hortgeld, sondern vielfach auch durchaus ursprünglich. Damit ist schon gesagt, daß für das Hortgeld vorzugsweise andere Güter in Frage kommen, als für das Tausch- und Handelsgeld. Wie jedoch das soziale und wirtschaftliche Leben überhaupt keine scharfen Trennungen und Scheidungen kennt, sondern immer nur eine reiche Formenmannigfaltigkeit mit deutlichen Zeichen des Gewordenen und ebenso sichtbaren Ansätzen des Neuen, so auch das Geld. Hortgeld und Handelsgeld bilden in ihrer reinen Ausbildung zwar völlige Gegensätze, aber in ihrem Dasein fehlt es nicht an Zwischenformen.“ [G. 55]

Gerloff zeigt mit seinem Hortgeld und Tauschgeld mal unterscheidenden und mal gleichsetzenden Lavieren, dass er mit sich nicht im Reinen ist. Die Schwierigkeiten verschwinden allem Anschein nach erst, wenn nicht länger Geld genannt wird, was lediglich Vermögen oder Währung ist. Die begrifflichen Verhältnisse ließen sich dann mit jener Klarheit darstellen, die aus den eigentumsökonomischen Definitionen folgt: Denn eigentumsökonomisch betrachtet ist ein sich am freien Markt behauptendes Geld zwar immer zugleich auch Währung und Vermögenswert. Umgekehrt gilt aber nicht, dass jeder Vermögenswert oder jede Währung schon *per se* Geld, also verhandelbarer Eigentumstitel ist. „Echtes“ Geld ist eben immer schon *beides zugleich*: Vermögenswert *und* Währung. Beides zugleich ist es aber *nur* dadurch, dass es im Rahmen einer *rechtlich geklärten Eigentumsordnung* auftritt. Denn nur dann ist eine Währung auch wirklich *etwas wert*, und nur dann gibt es andererseits *geldfähige*, d. h. durch Belastung und Verpfändung in Geld umsetzbare Vermögenswerte.

Jene Differenzierung hätte Gerloff umso leichter fallen können, als er durchaus den Unterschied zwischen dem bloßen Hort- und Tauschgeld einerseits und unserem heutigen „allgemeinen Verkehrsgeld“ andererseits erkennt. Gerloff war sozusagen 'nahe dran'. Er sieht, dass sich das heutige Geld von den Vorformen des Geldes unterscheidet, weil es „außer dem Handel auch anderem Verkehr als Mittel dient, dem privaten wie dem öffentlichen Zahlungs- und Kreditverkehr“ [G. 176]. An anderer Stelle heißt das „allgemeine Verkehrsgeld“ als „Geld der kapitalistischen Wirtschaft“ sogar „*Unterneh-*

mungsgeld“ [G. 149]. Hier wären wir nun ganz bei Heinsohn und Steiger, denn heutiges eigentumsgedecktes Geld ist eigentumsökonomisch nichts anderes als das Geld, das Unternehmer-Schuldner sich von einer Gläubigerbank kreditieren lassen. Das „echte“ Geld kommt als *Unternehmergeld* in die Welt.

Und doch verfehlt Gerloff den entscheidenden Punkt. Das vom bloßen Besitz unterschiedene Eigentum als *unerlässliche* Bedingung für Kredit, Zins, Geld und Markt bleibt bei ihm außen vor. Das führt dann unvermeidlich dazu, dass er die aus eigentumsökonomischer Sicht *wirklichen* Vorformen des Geldes und der Geldwirtschaft verkennt. So tritt er [G. 185] der Meinung entgegen,

„daß die Entstehung des Geldes mit der Entwicklung von ‘Leihe und Zins’ verknüpft sei. [...] Denn gerade jene Kapitalgüter – Saatgut und Vieh – welche zuerst Gegenstand von Darlehensgeschäften geworden sind, sind nie eigentlich Geld und vor allem kein urtümliches Geld gewesen.“

Gerloff fragt hier offenbar nicht mehr, *warum* denn Saatgut und Vieh auf einmal Gegenstand von Krediten werden können, bzw. *warum* auf einmal Kredit und Zins in der Welt sind. Diese Frage stellt erst Heinsohn und kommt umgehend auf das Eigentum. Denn wer Eigentum absichern muss, ohne auf stammesgesellschaftliche Verteilung oder auf staatliche Zuteilung zurückgreifen zu können, ist *gezwungen*, mit dem Eigentum zu wirtschaften, d. h. Kredit aufzunehmen und zu investieren. Dass Schuld und Zins anfänglich in Form von Gerste bezahlt werden, ist dann nur noch eine historische Besonderheit, die das Zahlungsmittel allerdings sehr wohl zu „echtem“ Geld macht.

Weiter sieht Gerloff [G. 179 ff.], dass zum Geld „eine gewisse Ordnung des Geldwesens und des Geldverkehrs“ gehört. Diese Ordnung dient der *Wertsicherung* und der *Erleichterung des Umlaufs* des Geldes, soll also die Brauchbarkeit des Geldes als Vermögenswert und als Währung gewährleisten. Aus diesem Grund tut gewöhnlich ein seltenes und schwer erhältliches Gut als Hortgeld Dienst. Außerdem gibt es die in vielen Gesellschaften verbreitete Sitte, zu regelmäßigen Zeiten Geld zu zerstören oder zu vernichten – etwa dadurch, das es als Grabbeigabe Verwendung findet. So werden bei den jährlichen Totenfesten der südkalifornischen Indianer zu Ehren der Verstorbenen große Mengen von Muschelgeld verbrannt [G. 182].

Dass es bei solchen Maßnahmen nicht um eine „bewusste Geldpolitik“ geht, weiß Gerloff. Er meint aber zugleich, dass „die praktische Bedeutung aller dieser Maßnahmen – ganz abgesehen von den damit verknüpften religiösen Vorstellungen – den Eingeborenen nicht verborgen geblieben [ist], was dann wiederum dazu führte, dem Gebrauch zu steuern oder Grenzen zu setzen.“ [G. 182]

Auf diesem Weg soll es dann allmählich zur modernen, das Geld mit Absicht knapp haltenden Geld- und Fiskalpolitik gekommen sein. Gerloff vergisst hier

freilich etwas, was er als Finanzwissenschaftler sonst zweifellos mitberücksichtigt. Denn Seltenheit und Knapphaltung mögen zwar für ein begehrtes Hortgut genügen, um dessen Preis in die Höhe zu treiben. Heutiges Papiergeld hat aber für sich genommen nichts an sich, was es begehrt machen könnte, der Materialwert ist gleich Null. Seine Knapphaltung könnte den Menschen deshalb völlig gleichgültig sein, wenn das Geld nicht aufgrund einer gänzlich anderen Rechtsordnung als die stammesgesellschaftliche zum allgemein begehrten Gut geworden wäre [vgl. Beaufort 2007].

Diese neue Rechtsordnung erschöpfte sich gewiss nicht darin, dass ein bestimmtes Gut zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt wurde – wie der Nationalökonom Georg Friedrich KNAPP (1842–1926) gelehrt hatte. Gerloff sieht auch das noch mit aller Klarheit. Mit seiner Theorie der Entstehung des Geldes aus dem Hortgeld verfolgt er gerade das Ziel, jene Knapp'sche Ansicht zu widerlegen: „Das Geld ist älter als die Feststellung der Rechtsverbindlichkeit gewisser Zahlungsmittel“ [G. 185]. Um zu funktionieren, bedarf das Geld nicht der *rechtlichen*, sondern der *sozialen* Anerkennung. „Das Geld ist eine Schöpfung sozialen Handelns, ein Produkt oder eine Frucht des sozialen Prozesses, d. i. der einer menschlichen Vielheit.“ [G. 185 f.]

Die zweifellos notwendige, über die bloß rechtliche Anerkennung hinausgehende gesellschaftliche Akzeptanz des Zahlungsmittels Geld soll also durch die *gesellschaftliche* Akzeptanz der Hortgüter erklärt werden. Das ist die Zusammenfassung des Gerloff'schen Anliegens. Aber genau hier wird deutlich, dass Gerloff obigen Einwand nicht mehr bedacht hat, der seine Theorie letztendlich in die Schranken weist. Denn die allgemeine Akzeptanz von bloßem Papiergeld lässt sich eben nicht auf die Geltung von begehrten Hortgütern zurückführen. Papiergeld als solches ist nun einmal kein begehrtes Gut.

Wenn es aber weder die bloß rechtliche Anerkennung als gesetzliches Zahlungsmittel noch die soziale Akzeptanz von Hortgütern ist, die die gesellschaftliche Geltung einer Währung begründet, muss nach einer anderen Bedingung für den Wert des Geldes gesucht werden. Gerloff tut das nicht mehr, weil er irrtümlicherweise meint, jene Bedingung schon gefunden zu haben.

Es ist Heinsohn, der in seiner Doktorarbeit die *rechtliche* Bedingung für die Erschaffung des heutigen „echten“ Geldes formuliert und damit als Erster überhaupt einen wirklichen und nachhaltigen Schritt über die traditionelle Tauschtheorie des Geldes hinaus tut. Erst die Entdeckung des *Rechtsinstituts* Eigentum als Grundlage der Geldwirtschaft macht die *soziale* Anerkennung eines Geldes verständlich, das für sich genommen überhaupt keinen Material- und Sammelwert hat, weil es eben nicht mehr ein *Gut*, sondern nur noch ein *Anspruch auf Eigentum an einem Gut* ist. Ein Geldschein ist eine *Urkunde*, mit der ihr rechtmäßiger Inhaber einen *Eigentumstitel* geltend machen kann.

Selbstverständlich wäre eine solche Urkunde wertlos, wenn ihr nichts in der Wirklichkeit entsprechen würde. Das Eigentum muss auch *vorhanden* sein, es muss als deckendes Schuldner- und Gläubigereigentum im Kreditkontrakt *blockiert* werden, damit das Geld gesellschaftlich akzeptiert wird. Ohne gesellschaftliches Vertrauen in das Vermögen der Gläubigerbank, notfalls mit Hilfe einer Vollstreckung das von ihr herausgegebene Geld wieder einzuziehen und somit einen Wertverlust vorzubeugen, gäbe es keine soziale Akzeptanz des Geldes.

Geld kann also nur funktionieren auf der Grundlage einer Rechtsordnung, die nicht mehr die des Stammes oder des Feudalstaates ist. Geld ist mehr als ein bloßes Hortgeld, das heißt es ist mehr als auch in Voreigentumsgesellschaften vorhandenes *Vermögen*. Es ist aber auch mehr als bloß gesetzliche *Währung*. Eine gesetzliche Währung, der die Eigentumsdeckung fehlte, hätte gegen konkurrierendes „echtes“ Geld keine Chance. Folglich muss die neue Rechtsordnung eine Eigentumsordnung sein. Erst das *Rechtsinstitut Eigentum* bringt mit sofortiger Wirkung unsere heutige *Eigentumswirtschaft* und damit auch das „echte“ Geld hervor.

Mit erstaunlicher Klarheit hat Heinsohn den Zusammenhang zwischen Eigentum, Kredit, Zins, Geld und Markt schon in seiner Doktorarbeit erkannt. Dort nimmt die Eigentumsökonomik ihren Anfang. In den mehr als zwei Dezennien, die seither vergangen sind, hat sie der argumentativen Prüfung glänzend standgehalten. Ohne jeden Zweifel wird sie sich früher oder später durchsetzen. Zu gut, zu klar und zu folgerichtig sind die Überlegungen, die ihr zu Grunde liegen. Sie verwandelt die Ökonomie von einer weitgehend spekulativ verfahrenen Disziplin in eine Wissenschaft mit einem identifizierbaren, empirisch erforschbaren Gegenstand: eben die Eigentumswirtschaft. Damit hebt sie die Wirtschaftswissenschaft auf eine neue Stufe, die diese nicht mehr wird unterschreiten können, ohne ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu verspielen.

4. Zusammenfassung und Schluss

Leicht wird mit Geld verwechselt, was bloß Vermögenswert oder umlaufende Währung ist. Der Beitrag zeigt, dass diese Verwechslung dem Verkennen des Eigentums als Grundbedingung einer funktionierenden Geldwirtschaft geschuldet ist. Anhand einer Kritik von Wilhelm Gerloffs Theorie über die Entstehung des Geldes wird argumentiert, dass die beiden vom Autor vermuteten vorhistorischen Formen des Geldes – „Hortgeld“ und „Tauschgeld“ – nicht wirklich Geld im heutigen Sinn sind. Ein reines „Tauschgeld“ vor dem „echten Geld“ dürfte es sogar nie gegeben haben, es ist ein sekundäres, dem „echten“ Geld nachempfundenen Phänomen. Ihm fehlt die Eigentumsdeckung, wie

dem bloßen „Hortgeld“ die Möglichkeit abgeht, mit ihm zu wirtschaften, indem es als Sicherheit im Kreditvertrag zu „echtem“ Geld gemacht würde. Das Geld der je nach Perspektive kapitalistisch oder marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft hat sich also nicht allmählich aus jenen Vorformen entwickelt. Erst die Einführung des Eigentums, die ursprünglich nur als revolutionärer Akt einer Bevölkerungsmehrheit gegen eine herrschende Klasse vorstellbar ist, bringt Kredit, Zins, Geld und Markt in die Welt. Gunnar Heinsohn kommt die Ehre zu, diesen Zusammenhang als Erster erkannt zu haben.

Im Text direkt zitierte Literatur

- Beaufort, Jan (2001): *Abschied vom Tausch? Die Theorie der Eigentumsgesellschaft von Gunnar Heinsohn und Otto Steiger*. Discussion Paper No. 28 des Instituts für Konjunktur- und Strukturforschung, Bremen
- (2007): Vom Wert des Geldes. Überlegungen zur gesellschaftlichen Grundversorgung mit Geld. In: *Brentano-Studien* 11 (2007), 55-89
 - (2008): The Property-Based Theory of the Economy – Philosophical Aspects. In: *Property Rights, Creditor's Money and the Foundations of the Economy*. Edited by Otto Steiger. Marburg: Metropolis, 355-372
- Gerloff, Wilhelm (1940): *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann ²1943
- Heinsohn, Gunnar (1979): Die heiße Venus und das akademische Zittern. Leben und Forschungen Immanuel Velikovskys. In: *Freibeuter*, 1 (2) 1-20, Dezember 1979
- (1984): *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion der Antike*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
 - (1991): *Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit*. Gräfelfing: Mantis Verlag
 - (2001): *Geld und Zins. Gemeinverständliche Grundlegung der Wirtschaftstheorie*. St. Gallen: Management Zentrum St. Gallen
 - (2008): Die Verführung zur globalen Zockerei. In: *FAZ*, 26. April, S. 15
- Heinsohn, Gunnar / Steiger, Otto (1996): *Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- (2006): *Eigentumsökonomik*. Marburg: Metropolis
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*. Frankfurt am Main: Eichborn (²2005 Gräfelfing: Mantis Verlag)
- Mauss, Marcel (1923/24): Essai sur le don. In: *L'Année Sociologique*, I, 30-186
- Otte, Andreas (Hg., 2007): *Zeitenspringer - Heribert Illig zum 60. Geburtstag*. Oerlinghausen: Verlag Andreas Otte
- Roland = www.roland-regional.de/Startseite.7.0.html
- Stadermann, Hans-Joachim (1996): *Monetäre Theorie der Weltwirtschaft*. Zweite, völlig neugestaltete und stark erweiterte Auflage. Tübingen
- Stadermann, Hans-Joachim / Steiger, Otto (2001): *Allgemeine Theorie der Wirtschaft*. Erster Band: Schulökonomik. Tübingen: Mohr Siebeck

PD Dr. Jan Beaufort jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

Zeitenquantelung

Christian Blöss

Widmung

Gunnar Heinsohn hat stets darauf bestanden, dass man Antworten auf grundlegende Fragen gerade dann besonders hartnäckig hinterfragen sollte, wenn diese das Licht der Welt aus einer Notdurft heraus erblickt haben, welche sich angesichts eines unlösbaren Rätsels einst auf ein so peinvolles Niveau gesteigert hatte, dass man letztlich bereit war, auch weniger zufriedenstellende Lösungen zu akzeptieren.

Um nun die Neubewertung alter Antworten nachhaltig anmahnen und gleichzeitig den Boden zur Aufnahme neuer Antworten vorbereiten zu können, hat es sich als günstig erwiesen, jenen emotionalen Zustand neu zu entfachen, auf dessen Schwingen es möglich wird, das Erleben auch außerhalb gewohnter Schemata neu zu ordnen – das Staunen. Staunen hilft nicht nur, gewohnte Pfade zu verlassen, es unterstützt einen insbesondere darin, diejenigen Dinge, die bisher – aus welchen Gründen auch immer – rätselhaft geblieben sind, in einen neuen intelligiblen Zusammenhang bringen zu können.

Genau so hat es uns Gunnar Heinsohn stets von Neuem demonstriert: Wenn die Bereitschaft zum Staunen unter den Streuschichten repetitiven Umgangs mit wenig lichten (oder sogar irrlichternden) Antworten nicht nur einzubrechen, sondern – was das Schlimmste ist – auch noch von Gefühlen schnurrender Behaglichkeit erstickt zu werden droht, dann ist alle Kunst des Autors gefragt, den Leser zu locken, sich neuerlich in einen Zustand des Stauens versetzen zu lassen.

Albert Einstein [1997, 216] überlegte, dass der, der sich nicht mehr wundern, der nicht mehr staunen kann, „sozusagen tot und sein Auge erloschen“ ist. Demnach wäre es der Staunende, der die Fackel der Erkenntnis tief in das Dunkel zu tragen vermag:

„Das Staunen ist die Einstellung eines Mannes, der die Weisheit wahrhaft liebt, ja es gibt keinen anderen Anfang der Philosophie als diesen“ [Platon 2007, *Theaitetos* 155 D].

Zu Ehren von Gunnar Heinsohn, einem verehrten Lehrer und Freund aus alten Tagen, möchte ich an dieser Stelle – im Kielwasser jener Einsichten über die Bedeutung des Stauens – Fragen zum Wesen des Fluidums jeglicher Geschichte, nämlich von Raum und Zeit, neuerlich aufwerfen, um sie aus einem (hoffentlich) gleichzeitig entfachten Zustand des Stauens einer neuartigen Beantwortung anheim zustellen.

Quantisierung der Zeit

Ein 'Zeitensprung', also die Umdatierung eines Ereignisses durch einen Sprung auf der Zeitskala, kann – zumindest theoretisch – nicht unabhängig von der Quantisierung der Zeit gesehen werden. Denn das Mindestmaß eines solchen Zeitensprungs wäre durch eine solche unteilbare Portion mit zeitlicher Ausdehnung gegeben. Auch könnte jeder Zeitensprung nur als ganzzahliges Vielfaches eines Zeitenquants angesetzt werden.

Da die geschätzte Größenordnung für solche hypothetischen 'Chrononen' zwischen 10^{-23} (Caldirola-Zeit) und 10^{-43} (Planck-Zeit) Sekunden liegt, scheinen diese die Geschichtsschreibung nicht einmal mehr peripher zu tangieren. Im Hinblick auf die Physik ist es hingegen eine Frage von elementarer Bedeutung, ob sich hinter einer a priori angenommenen „reinen Form der sinnlichen Anschauung“ [Kant 1787, (KrV) *Von der Zeit*] womöglich eine a posteriori erzeugte „physikalische Größe universellen Charakters“ verbergen könnte.

Tatsächlich ist das Zeitquant unserer Anschauung völlig fremd, mit seiner Vorstellung somit weniger ein Staunen als vielmehr ein Befremden verbunden. Warum uns die Vorstellung von Zeitquanten und ebenso auch von Raumquanten fremd ist, zeigt sich in der Art, wie wir Raum und Zeit bemessen, weshalb wir uns das als erstes anschauen.

Wie längliche und zeitliche Ausdehnung vermessen wird

Am Anfang jeder physikalischen Messung¹ steht die Erkenntnis, dass wir immer nur Vergleichs-Relationen zwischen Portionen² betrachten:

... ist größer als ...

... ist kleiner als ...

... ist gleich wie ...

Bemaßt wird eine Portion grundsätzlich nur durch die Gleichheits-Relation, indem ihr nämlich durch die Feststellung *gleicher* Ausdehnung mit einer Maßstabsportion derselbe Zahlenwert wie dieser zugeordnet wird – „Gleiches mit Gleichem bemessen“ lautet die Devise:

- Der hinsichtlich seiner Länge zu bemessende Abstand muss sich *länglich* genauso weit ausdehnen wie der Maßstabsabstand.
- Der hinsichtlich seiner Dauer zu bemessende Vorgang muss sich *zeitlich* genauso weit ausdehnen wie der Maßstabsvorgang.

¹ Um eine Diskussion über den hier unwesentlichen Unterschied zwischen Messgröße und physikalischer Größe zu vermeiden, soll grundsätzlich nur von *länglicher* und *zeitlicher* Ausdehnung gesprochen werden.

² Der Portionsbegriff weist daraufhin, dass wir uns hier vorrangig mit mengenartigen Größen beschäftigen. Auch weil nicht-mengenartige Größen erst mit dem Verschwinden eines Mengenstromes gemessen bzw. definiert werden können, ist es geboten, sich eingangs auf mengenartige Größen zu konzentrieren.

Natürlich wirft die verlangte Gleichheits-Relation zwischen Objekten die Frage auf, wie man denn prüfen bzw. feststellen kann, ob sich Objekte länglich oder zeitlich *gleich weit* ausdehnen? Und als weitere Frage steht im Raum, wie man über die Feststellung gleicher länglicher bzw. zeitlicher Ausdehnung hinaus überhaupt das erste mal zu einem *Zahlenwert* für die Länge bzw. die Dauer kommt?

Zu einem solchen Zahlenwert kommen wir mit Hilfe einer gewissen Menge an Elementarportionen, also Elementarlängen bzw. Elementarvorgängen. Diese müssen zugunsten einer Messung so aneinander bzw. hintereinander gelegt werden, dass sie die fragliche Ausdehnung unter Verwendung der kleinstmöglichen Anzahl von Elementarlängen bzw. -vorgängen und mit kleinstmöglichem Überstand abdecken. Ein Maß für die Ausdehnung des Objektes ergibt sich dann aus der Anzahl der eingesetzten Elementarportionen. Diese Vorgehensweise beruht essentiell darauf, dass die Elementarportionen alle identisch ausgedehnt sein müssen, womit wir automatisch wieder vor die erste der eingangs aufgeworfenen Fragen gestellt sind: Wie stellt man Ausdehnungsgleichheit fest?

Im Prinzip wird die Gleichheit der Ausdehnung zweier Elementarportionen genau³ überprüft wie die Gleichheit der Ausdehnungen eines beliebigen Objektes sowie eines Arrangements von Elementarportionen: Sie sollen sich wechselseitig grundsätzlich mit kleinstmöglichem Überstand, also mit Überstand „Null“ bedecken. Der kleinstmögliche Überstand von „Null“ ist jedoch dann und nur dann realisierbar, wenn absolut identische Elementarportionen bzw. Elementarquanten für das fragliche Merkmal sowohl in dem Maßstab als auch in dem zu bemessenden Objekt vorliegen.

Insofern länglichen bzw. zeitlichen Ausdehnungen ein lückenloser Vorrat an Werten aus dem Körper der reellen Zahlen (also schlicht 'allen' Zahlen) zudedacht wird, ist es jedoch unmöglich, eine Deckungsgleichheit zweier entsprechender Portionen herzustellen bzw. nachzuweisen, d.h. es wird immer mit einem Überstand zu rechnen sein. Da derartige nicht-quantisierte Portionen in ihrer Ausdehnung also niemals gleich sein können, werden sie hilfsweise folgendermaßen bemaßt:

- Der zu bemessenden Portion wird dann derselbe Zahlenwert wie der Maßstabsportion zugeordnet, wenn der (prinzipiell immer vorhandene) Ausdehnungsunterschied zwischen ihnen kleiner als die Ausdehnung einer 'Toleranzportion' ist.

³ Zwischen dem Vergleich zweier Elementarportionen und zweier beliebiger Portionen (von denen eine aus Elementarportionen zusammengesetzt sein mag) besteht auch deswegen kein Unterschied, weil in einer kontinuierlichen Welt jegliche zur Elementarportion gemachte Portion am Ende selbst wieder in bruchstückhafte neue Elementarportionen aufgelöst werden kann.

Auch wenn die längliche bzw. zeitliche Ausdehnung eines Objektes in einer kontinuierlichen Welt keiner 'exakten' Messung zugänglich ist – so lange Vergleiche wie „kürzer/länger“ bzw. „früher/später“ möglich sind, können die Ausdehnungen hinsichtlich entsprechender Toleranzausdehnungen eingegrenzt und hilfsweise bemäßt werden. Und mehr strebt die experimentelle Physik auch nicht an.

Doch ist es überhaupt möglich, Nichtgleichheits-Relationen physikalisch sinnvoll festzustellen?

„Mehr“ oder „weniger“ ausgedehnt ?

Die Relationen von Größer/Kleiner und Früher/Später sind uns im Alltag völlig geläufig und werden von uns in aller Regel auch widerspruchsfrei angewendet. Doch wie lassen sich diese Nichtgleichheits-Relationen (in der Ausdehnung zweier Portionen hinsichtlich eines gewissen Merkmals) im physikalischen Sinne korrekt feststellen? Folgende Schlussfolgerung scheint uns ein nahe liegendes Kriterium zu liefern:

- Wenn einer Portion A (z.B. der Ausdehnungsdifferenz zweier Portionen) etwas hinzugefügt werden muss, um sie genauso ausgedehnt wie eine Portion B (z.B. eine Toleranzportion) zu machen, dann ist A weniger ausgedehnt als B.

Da wir jedoch gerade festgestellt haben, dass es so etwas wie „gleiche Ausdehnung“ bei nicht-quantisierten Größen gar nicht gibt, ließe sich dieses Kriterium im strengen Sinne gar nicht anwenden. Mit folgender entsprechend abgeschwächt formulierter Conclusio lässt sich die unmögliche Gleichheits-Relation wohl vermeiden:

- Wenn einer Portion A etwas hinzugefügt werden muss, um die Ausdehnungsdifferenz zu einer Portion B zu verringern, dann ist A weniger ausgedehnt als B.

Ist so das Problem gelöst, wie die Ausdehnungen zweier Portionen physikalisch sinnvoll in eine Nichtgleichheits-Relation zu setzen sind? Nein, es ist nicht gelöst, da wir das Problem lediglich auf die Frage abwälzen konnten, wie nunmehr die Ausdehnungen zweier Portionsdifferenzen (zwischen A und B vor und nach dem Hinzufügen einer gewissen Portion zu A) physikalisch sinnvoll in eine Nichtgleichheits-Relation zu setzen sind. Wir können das in einem unendlichen Regress immer weiter treiben und so auch in immer „kleinere“ Bereiche vorstoßen. Doch praktisch gesehen muss dieser Regress, um zu einem Zahlenwert der fraglichen Messgröße zu gelangen, durch Anschauung oder durch Willkür abgebrochen werden.

Die Messung nicht-quantisierter Größen beruht also auf einer heuristischen Vorgehensweise: Zwar ist es anschaulich klar (und von daher auch

messtechnisch anweisbar), wann die Ausdehnung einer Portion ausreichend nahe der Maßstabsausdehnung ist, um die Zahlenwerte der beiden Ausdehnungen miteinander gleich setzen zu können. Es lässt sich jedoch keine Schlussfolgerung angeben, nach der dies physikalisch sinnvoll in *einem* Vorgang entschieden werden könnte.

Als nächstes werden wir die Messung quantisierter Größen dahingehend untersuchen, ob denn derartige Portionen physikalisch sinnvoll bemaßt werden können. Zuerst wollen wir klären, was die 'Quantelung' oder auch „Quantisierung“ einer Messgröße grundsätzlich bedeutet.

Quantisierung einer Messgröße

Eine weithin geläufige Definition besagt, dass eine Messgröße dann als 'gequantelt' oder als „quantisiert“ gilt, wenn ihr bei Messungen nur ausgewählte Zahlenwerte zufallen, d.h. wenn der Wertevorrat für die Messgröße diskret ist (also nur aus vereinzelt Zahlenwerten besteht). Dieser Zusammenhang gibt die Bedeutung von Quantisierung im physikalischen Sinne jedoch nicht erschöpfend wieder. In der Physik können wir es nämlich auch dann mit Quanten zu tun haben, wenn deren Ausdehnung in den sie betreffenden Merkmalen grundsätzlich beliebig ist bzw. sich nicht in einer diskreten Verteilung erschöpfen muss (vgl. nächsten Abschnitt).

Für den Fall, dass gequantelte Zahlenwerte einer Messgröße vorliegen, wird auf die Existenz diskreter (d.h. vereinzelt vorkommender) *Systemzustände* geschlossen. Ein historisch bedeutsames Beispiel besteht in der signifikanten Licht-Emission von Wasserstoff bei charakteristischen Frequenzen, die Johann Jakob Balmer 1885 durch eine einfache Gleichung wiedergeben konnte. Erst knapp 30 Jahre später (1913) fand dieses Phänomen mit dem bohrschen Atommodell eine Erklärung, welches gewisse charakteristische Zustände annimmt, zwischen denen ein Wasserstoffatom unter Emission (bzw. Absorption) von Lichtquanten wechseln kann, wobei deren photonische (also die Wellenlänge bzw. Frequenz betreffende) Ausdehnung ganz entsprechend nur bestimmte Zahlenwerte annehmen wird, in ihnen also diskontinuierlich verteilt auftreten muss.

Die Frequenz elektromagnetischer Strahlung tritt insbesondere dann gequantelt auf, wenn die Strahlung mit den quantisierten Anregungszuständen von Teilchen wechselwirkt. Geht es indessen um eine Wechselwirkung mit deren Impuls, so wird das Spektrum der involvierten elektromagnetischen Strahlung kontinuierlich verteilt sein – jedenfalls solange Raum und Zeit (und damit Geschwindigkeit und Frequenz) ungequantelte Messgrößen sind.

Dagegen tritt elektrische Ladung bei jeglichen Wechselwirkungen stets nur als ganzzahliges Vielfaches eines einzigen Ladungsquantums auf, welches

auch „elektrische Elementarladung“ genannt wird. Das Spektrum an Elementarladungen, also an unterscheidbaren elektrischen Elementen, ist demnach auf ein Element begrenzt (bzw. auf zwei, wenn das Positron als Anti-Teilchen mitgezählt wird).

Für den Stoff wiederum treten unter beliebigen Wechselwirkungen stets nur Mitglieder einer gewissen Familie von Stoffquanten auf. Das Spektrum an unterscheidbaren stofflichen Elementarquanten umfasst die sog. chemischen Elemente, von denen (ohne Berücksichtigung ihrer Isotope) unter irdischen Bedingungen 80 Elemente zeitlich unbegrenzt existieren können, 12 Elemente davon zeitlich begrenzt vorkommen und bisher 26 äußerst kurzlebige Elemente künstlich erzeugt wurden. (Die Einbeziehung anderer Quanten in die Stofffamilie, etwa die Kernbausteine, ist nicht geboten, weil diese nicht wie die chemischen Elemente akkumulierbar sind.)

Quantisierung von Mengen im allgemeinen

Unabhängig davon, ob ihre Frequenzwerte diskret oder kontinuierlich verteilt sind – elektromagnetische Strahlung ist tatsächlich deswegen quantisiert, weil jede Lichtmenge in endlich viele körperlose (ruhemasselose) Lichtträger, die Photonen, individualisiert ist. Ebenso ist der Impuls quantisiert, weil jede Impulsmenge in endlich viele körperhafte (ruhemassebehaftete) Impulsträger individualisiert ist.

Stoffmenge, Lichtmenge, Energiemenge, Ladungsmenge, Impulsmenge, Drehimpulsmenge und Widerstandsmenge – all das liegt deswegen quantisiert vor, weil sich diese Mengen überhaupt in Elementarmengen unterscheiden lassen, und zwar unabhängig davon, wie umfangreich das Spektrum an unterscheidbaren Elementarmengen gleichen Merkmals an sich ausfällt. Formal zeigt sich das beispielsweise im planckschen Strahlungsgesetz, aber auch in der maxwellschen Geschwindigkeitsverteilung: Es sind nicht die Zahlenwerte von Frequenz bzw. Geschwindigkeit gequantelt, sondern die Anzahl ihrer Träger⁴.

Aus allen (quantisierten) Mengen ragt die Stoffmenge heraus, weil sie *unter allen Umständen* nur eine begrenzte Anzahl bestimmter Komponenten an den Tag legt. An ihr können wir exemplarisch lernen, wie mengliche Ausdehnungen *exakt* vermessen können.

⁴ Die „Quantenrevolution“ Max Plancks kam durch die Annahme zustande, die Energie eines Systems nicht wie üblich als unbeschränkt teilbare Größe anzusehen, sondern als Größe, die auf eine ganz bestimmte Anzahl endlicher Teile verteilt ist. Über den Wert, den ein einzelnes Teil in diesem Merkmal dann aufweist, ist nichts gesagt.

Quantisierung von Stoffmenge im besonderen

Die Quantisierung von Portionen mit stoffmenglicher Ausdehnung bedeutet, dass wir eine jede solche Portion durch ein Arrangement stoffmenglicher Elementarportionen 'punktgenau' abdecken können, d.h. wir würden zu jeder Portion mit stoffmenglicher Ausdehnung ein Arrangement von Elementarportionen kreieren können, welches exakt dieselbe stoffmengliche Ausdehnung besitzt. Für eine Impulsmenge bekämen wir das nur hin, wenn auch deren Komponenten gequantelt wären, wenn also die Menge an Elementen mit voneinander unterscheidbaren Impulsen begrenzt bzw. abzählbar endlich wäre, was u. U. mit der Quantisierung von Raum und Zeit zusammenhinge.

Stoffmengliche Ausdehnungen unterschiedlicher Portionen könnten mithin immer ohne 'Überstand' angepasst werden. Es bliebe – anders als es insbesondere für die längliche und zeitliche Ausdehnung angenommen (bzw. hingenommen) wird – nicht der Bruchteil einer Elementarportion übrig, in welchem sie sich unterscheiden müssten. Eine bereits an dieser Stelle sich regende Verwunderung über die Asymmetrie in der unterstellten Quantelung könnte durchaus die Frage hervor treiben, ob Raum und Zeit aus Symmetriegründen nicht ebenfalls gequantelt sein könnten.

Bevor wir diese Frage aufgreifen, schauen wir uns zuerst an, wie stoffmengliche Ausdehnung vermessen wird, um ein Gefühl für die Tragweite dieser Frage bzw. dieser Hypothese zu bekommen. Dadurch lernen wir auch, wie Portionen nicht mehr dadurch miteinander gleichgesetzt werden, dass ihr Überstand kleiner als ein Toleranzüberstand ist, sondern dadurch, dass sie sich miteinander *restlos vernichten* lassen.

Die Messung stoffmenglicher Ausdehnung

Auch für die stoffmengliche Ausdehnung muss gelten, dass wir sie physikalisch gesehen nur im Rahmen einer Gleichheits-Relation betrachten bzw. erkennen können:

- Der hinsichtlich seiner Menge zu bemessende Stoff muss sich *stoffmenglich* genauso weit ausdehnen wie die Maßstabsstoffmenge.

Dem scheint der Umstand zu widersprechen, dass wir die mengliche Ausdehnung eines Objektes grundsätzlich durch das Auszählen der in ihm enthaltenen Elementarportionen – Mengenquanten wie Atome oder Moleküle – bestimmen können, dass also der Vergleich mit einem Maßstab unnötig zu sein scheint. Tatsächlich sind es die menglichen Bestandteile des Objektes, die sich zum verlangten Maßstab zusammensetzen vermögen:

- Der hinsichtlich seiner Menge zu bemessende Stoff dehnt sich *stoffmenglich* genauso weit aus wie die in ihm enthaltenen (stoffmenglich ausgedehnten) Elementarportionen.

Beim Auszählen der enthaltenen Elementarportionen sind wir allerdings vor die Aufgabe gestellt, unterschiedliche Elementarportionen jeweils separat zu zählen. Die stoffmängliche Ausdehnung eines Kohlenstoffatoms ist zwar identisch mit der eines Wasserstoffatoms, doch der Unterschied zwischen ihnen muss in die Zählung natürlich einfließen.

Nun gibt es (theoretisch jedenfalls) eine ganz einfache Methode, den jeweiligen Unterschied festzustellen: Man misst die Masse einer jeden fragmentierten Elementarportion und weiß damit, um welches Atom oder um welches Molekül es sich handelt (wobei auch hier die Frage physikalisch korrekter Zuweisung eines Zahlenwertes an eine kontinuierliche Messgröße im Raume steht). Die Tragweite der Hypothese, dass Raum und Zeit gequantelt sein könnten, erlassen wir jedoch erst, wenn wir verstehen, wie stoffmängliche Ausdehnungen *direkt* miteinander verglichen werden, bzw. wie Komponenten direkt miteinander verglichen und dadurch⁵ identifiziert werden.

Stoffmängliche Ausdehnungen können direkt – also beispielsweise ohne Messung der Masse – miteinander verglichen werden, indem eine Portion A mit vorgegebener stoffmänglicher Ausdehnung in eine chemische Reaktion mit einer anderen stoffmänglich *derart ausgedehnten* Portion B getrieben wird, so dass sich unter *restlosem Verbrauch* von A und B eine von diesen beiden verschiedene dritte Portion C herausbildet (welche ebenfalls eine gewisse stoffmängliche Ausdehnung besitzt).

Der Befund⁶, dass sich chemische Elemente immer im gleichen Verhältnis ihrer stoffmänglichen Ausdehnung miteinander umwandeln, erlaubt es, die stoffmänglichen Ausdehnungen aller drei Objekte in eine quantitative Beziehung zueinander zu setzen, indem beispielsweise die stoffmänglichen Ausdehnungen der Edukte, also der Ausgangsstoffe, gleich gesetzt werden.

Ein derartiges Verfahren erlaubt es grundsätzlich, Objekte danach zu unterscheiden, mit welchen anderen Objekten sie chemisch reagieren, bzw. sie dann als gleiche Elemente zu betrachten, wenn sie mit anderen Objekten gleich reagieren. Insofern es möglich ist, das restlose Verschwinden einer Portion physikalisch sinnvoll festzustellen, ist das eben geschilderte Verfah-

⁵ Physikalisch betrachtet können wir niemals sagen, das "Objekt da" sei beispielsweise ein Kohlenstoffwürfel. Wir wären immer darauf beschränkt, die Gleichheit des "Objektes da" (in der Ausdehnung gewisser Merkmale) mit einem anderen "Objekt dort" festzustellen. Umgekehrt muss sich – wiederum physikalisch betrachtet – hinter jeder Bezeichnung eines Objektes tatsächlich ein Anweisungskatalog verbergen, wie eine (gewisse) Gleichheit dieses Objektes mit anderen Objekten festgestellt werden kann.

⁶ Das "Gesetz der konstanten Proportionen" besagt, dass die Elemente in einer bestimmten chemischen Verbindung immer im gleichen Mengenverhältnis vorkommen. Es wird normalerweise verifiziert, indem die Massenproportionalität der Menge vorausgesetzt wird. Natürlich können wir theoretisch auch die Elementarportionen auszählen und das Gesetz auf diese Weise überprüfen.

ren im Gegensatz zur Bemessung nicht-quantisierter Portionen nicht-heuristisch und damit physikalisch.

Zwar ist es in der Chemie auch üblich, Kriterien wie Aussehen, Gewicht, Geruch etc. zur Unterscheidung von „Mengen“ heranzuziehen. Gleichwohl ist und bleibt die Untersuchung des Umwandlungsverhaltens das zentrale Werkzeug der analytischen Chemie, um „herauszufinden, was es ist und wieviel es ist“.

Verwunderung

An dieser Stelle möchte ich die Asymmetrie ansprechen, die in der Behandlung länglicher und zeitlicher Ausdehnung einerseits und menglicher Ausdehnung andererseits zu beobachten ist: Mengliche Ausdehnung, insbesondere die von „Stoffen“ d.h. von Mengen chemischer Elemente, gilt im Gegensatz zu länglicher und zeitlicher Ausdehnung als gequantelt.

Insofern nicht nur der Abstand und die Periode, sondern auch die Stückzahl – der Messgröße für das Merkmal stoffmenglicher Ausdehnung – als Basismessgrößen gelten, aus denen sich alle anderen physikalischen Größen ableiten lassen, dürfen wir darüber staunen, dass sie sich hinsichtlich der Quantisierung grundsätzlich unterscheiden sollen.

Ergreifen wir also die Gelegenheit, uns aus einem Gefühl von Verwunderung heraus die elementare Bedeutung menglicher Umwandlungsreaktionen für unser Verständnis von Raum und Zeit zu nutzen zu machen.

Die elementare Bedeutung menglicher Umwandlungsreaktionen für unser Verständnis von Raum und Zeit

Wir haben hervorgehoben, dass jede Portion mit stoffmenglicher Ausdehnung aus einer endlichen Anzahl entsprechender Portionsquanten besteht, die nicht mehr weiter teilbar sind. Diese Unteilbarkeit müssen wir noch etwas genauer fassen. Nehmen wir an, ein solches Portionsquant bestünde aus einem Atom, z.B. einem Kohlenstoffatom. Selbstverständlich ist ein Kohlenstoffatom (wie jedes andere Atom auch) weiter teilbar, nämlich in seine Kernbestandteile⁷ Protonen, Neutronen und Elektronen. Doch auch wenn ein Kohlenstoffatom in dieser Weise *dissozierbar* ist, so kann es doch nicht mehr in Portionen ge-

⁷ Auch die Kernbestandteile sind dissozierbar und es lässt sich ad hoc kein Grund zur Annahme finden, dass "nach unten hin" ein Dissoziationshorizont existiert. Auch wenn wir von der Existenz eines Vermengungshorizontes ausgehen müssen, jenseits dessen die Menge nämlich aus dem Ereignishorizont eines Beobachters gerät, gibt es auch keinen Grund anzunehmen, dass "nach oben hin" ein Assoziationshorizont existiert.

teilt werden, von denen jede nach wie vor die Eigenschaften⁸ von Kohlenstoff hätte.

Auf einen Nenner gebracht ist es das Umwandlungsverhalten, welches sich ab einem bestimmten Unterteilungsgrad schlagartig und charakteristisch ändert.

Diese Unterscheidung von Dissoziieren und Unterteilen (bzw. Assoziieren und Vermengen) führt uns an eine wesentliche Ebene der Quantenwelt heran: Quanten sind dadurch charakterisiert, dass sie im Gegensatz zu beliebigen Mengen zwar nicht mehr *autopoietisch*⁹ geteilt werden können. Jedoch ist es – unabhängig von jeglicher Dissoziierbarkeit – möglich, sie ineinander umzuwandeln, sie dabei also sowohl zu vernichten als auch zu erzeugen.

An diesem Akt der Umwandlung, diesem Akt von Vernichtung und Erzeugung, müssen wir etwas ganz Entscheidendes erkennen: Es sind dabei nicht nur Quanten eines einzigen Merkmals – sei es stoffmengliche, impulsive oder photonische, am Ende sogar längliche und zeitliche Ausdehnung – einbezogen. An jeglichem menglichen Umwandlungsakt sind Quanten unterschiedlicher Merkmale beteiligt!

Das beste Beispiel dafür ist die chemische Reaktion, unter der nicht nur Edukte mit stoffmenglicher Ausdehnung vernichtet und Produkte mit stoffmenglicher Ausdehnung erzeugt werden, sondern jeweils auch Edukte und Produkte mit impulsiver und photonischer Ausdehnung (besser bekannt als Explosion bzw. Implosion und Reaktionswärme bzw. -kälte).

Aus dem Umstand, dass bei chemischen Umwandlungsreaktionen immer auch impulsive und photonische Umwandlungsreaktionen beteiligt sind, sollte nicht nur Staunen, sondern zugleich auch konzentrierte Aufmerksamkeit folgen: Sofern Länge und Zeit a) quantisiert wären und b) als Komponenten vorlägen, müsste es längliche bzw. zeitliche Umwandlungsreaktionen geben, die dann gleichermaßen von Umwandlungsreaktionen begleitet sind, die mit Portionen gewisser anderer Merkmale als eben länglicher bzw. zeitlicher Ausdehnung verbunden sind. Wäre es beispielsweise möglich, längliche bzw. zeitliche Umwandlungsreaktionen mit photonischen oder impulsiven (oder anderen bisher unbemerkten) Umwandlungsreaktionen zu verbinden, könnten sich bedeutsame Möglichkeiten zur Darstellung nutzbarer Energieströme ergeben.

⁸ Allgemein betrachtet ist bei einer Portion mit stoffmenglicher Ausdehnung zu unterscheiden, ob Fragmente dieser Portion noch eine stoffmengliche Ausdehnung besitzen oder nicht. Im ersten Fall muss unterschieden werden, ob es sich um dieselbe Komponente handelt wie die Ausgangsportion (stoffmengliche Unterteilung) oder nicht (chemische Dissoziation eines Moleküls). Im zweiten Fall liegt eine Portion vor, die durch kernchemische Dissoziation eines Atoms entstanden ist.

⁹ altgriech. αὐτοζ „selbst“ und ποιεω „schaffen, bauen“

Newton'sches Verständnis von Raum und Zeit

Würde Raum bzw. Zeit ein Mengencharakter mit Quanten als Elementarportionen zuwachsen, dann könnten ihre (u.U. vorhandenen) Komponenten in Wechselwirkung mit Mengen anderer Merkmale treten. Das widerspricht elementar dem newtonschen Verständnis von Raum und Zeit [Newton 1687], welches unsere Anschauung beherrscht und sowohl Raum als auch Zeit ohne Beziehung auf etwas anderes existieren lässt:

- Die absolute, wahre und mathematische Zeit verfließt an sich und vermöge ihrer Natur gleichförmig und ohne Beziehung auf irgendeinen äußeren Gegenstand.
- Der absolute Raum bleibt vermöge seiner Natur und ohne Beziehung auf einen äußeren Gegenstand stets gleich und unbeweglich.

Wie wir bereits mehrfach ausgeführt haben (z.B. auch Fußnote 5), sind physikalische Größen *stets* „durch Beziehung auf irgendeinen äußeren Gegenstand“ definiert. Unsere Verwunderung über die Asymmetrie der physikalischen Basisgrößen im Hinblick auf ihre Quantisierung könnte auch noch dadurch eine Steigerung erfahren, dass die beiden explizit kontinuierlich gedachten Größen Raum und Zeit in einen explizit unphysikalischen Kontext eingebettet sind.

Andererseits scheint es evident zu sein, dass wir längliche und zeitliche Ausdehnungen messen, *ohne* irgendwelche Portionen mit anderen Ausdehnungsmerkmalen durch Umwandlung mit einzubeziehen (jedenfalls merken wir bislang nichts davon).

Ein möglicher Grund dafür könnte darin bestehen, dass die Umwandlung von Portionen mit länglicher bzw. zeitlicher Ausdehnung (weitgehend) enthemmt ist. Die Bedeutung der Hemmung bzw. Enthemmung von Umwandlungsreaktionen [Falk o.J., 15] können wir ermesen, wenn wir erneut chemische Reaktionen betrachten.

Enthemmung und Hemmung von Umwandlungsreaktionen

Wie würde die Welt aussehen, wenn die Umwandlung chemischer Elemente restlos enthemmt wäre? Die Welt wäre ein einziger chemischer Brei, da sich aus einem Ausgangsgemisch beliebiger Zusammensetzung immer (sofort) ein Gemisch aus allen¹⁰ chemischen Elementen herausbildete – jegliche Portionen wären nur noch von ihrer schieren Menge her, jedoch nicht mehr chemisch unterscheidbar.

¹⁰ Dazu müssten nicht nur Moleküle, sondern auch Atome in Atome aufspalten, genauso wie sich Atome nicht nur zu Molekülen, sondern auch zu neuen Atomen zusammenfinden müssten. Eine Trennung zwischen Chemie und Kernchemie wäre dann aufzuheben.

Insbesondere geschähe chemisch nichts mehr, wenn man zwei beliebige Portionen mit stoffmenglicher Ausdehnung gegenüberstellte oder vermengte: Je ähnlicher sich die Mischungen sind (oder physikalischer ausgedrückt: je ähnlicher ihr chemisches Potential ist), desto weniger würde passieren – sie könnten letztlich miteinander verglichen oder miteinander gemischt werden, ohne Umwandlungsreaktionen mit Portionen anderer Merkmale verzeichnen zu können. Messungen stoffmenglicher Ausdehnungen liefen dann genauso ab wie die uns geläufigen Messungen länglicher oder auch zeitlicher Ausdehnung.

So absurd diese Vorstellung angesichts einer chemisch differenzierten Welt auch erscheinen mag, physikalisch betrachtet ist das alles ‘nur’ eine Frage der Randbedingungen. Die Astrophysik hat derartige Modelle entwickelt: In Supernovae herrschen Bedingungen, unter denen sich ein Mix aus wenigen leichten Kernen zwangsläufig in einen Mix aus Kernen umwandeln muss, der einen erheblichen Anteil des möglichen Spektrums chemischer Elemente umfasst. Es scheint deshalb geboten zu sein, für Raum und Zeit (und auch für andere physikalische Größen) umgekehrt zu prüfen, ob Randbedingungen realisiert werden können, unter denen eine Hemmung der Umwandlungsreaktionen zwischen Komponenten von Raum und Zeit einsetzen würde.

Hemmung und Enthemmung chemischer Reaktionen ist das A&O der Chemie. Erwächst aus einer möglicherweise gegebenen umfänglichen Enthemmung der Umwandlung von Quanten mit länglicher bzw. zeitlicher Ausdehnung eine bislang nicht bemerkte Scheuklappe der Physik hinsichtlich der Natur von Raum und Zeit?

Staunen und Fragen – Fragen und Staunen

Mit Rücksicht auf die fundamentale Bedeutung, die der Hemmbarkeit von Umwandlungsreaktionen zwischen Elementarquanten aller Ausdehnungsmerkmale möglicherweise zukommt, sollte die Quantisierung von Raum und Zeit keineswegs ohne Augenmerk auf folgende Fragen diskutiert werden:

- Kann man Randbedingungen herstellen, unter denen die Umwandlung zwischen Längen- bzw. Zeitquanten gehemmt wäre?
- Kann man Längen- bzw. Zeitquanten separieren und wieder zusammenführen?
- Kann man Randbedingungen herstellen, unter denen die Umwandlung zwischen Längen- bzw. Zeitquanten wieder enthemmt wäre?
- Kann man dann neben der Umwandlung von Längen- bzw. Zeitquanten auch die Umwandlung anderer Quanten feststellen?
- Kann man die konzertierten Umwandlungsreaktionen technisch, insbesondere energietechnisch nutzen?

Der Autor hofft, dass die schlussendlich aufgeworfenen Fragen vor dem emotionalen Hintergrund des Staunens (um an dieser Stelle das Wort „Erregungshintergrund“ zu vermeiden) nicht sofort vom Tisch gewischt, sondern als Anstoß für weitergehende Überlegungen genommen werden.

Literatur

- Einstein, Albert (1997): „*Einstein sagt. Zitate, Einfälle, Gedanken*“; München · Zürich
- Falk, Gustav (o.J.): „*Was ist eigentlich Atomistik? oder: Die physikalische Größe »Menge«*“, *Konzepte eines zeitgemäßen Physikunterrichts*, Heft 2; Karlsruhe
- Kant, Immanuel (1787): *Kritik der reinen Vernunft*, Online-Ausgabe des Projektes Gutenberg (<http://gutenberg.spiegel.de/>)
- Newton, Isaac (1963): *Mathematische Prinzipien der Naturlehre*, mit Bemerkungen und Erläuterungen herausgegeben von J. Ph. Wolfers; Darmstadt. Unveränd. foto-mechanischer Nachdruck der Ausgabe, Berlin 1872
- Platon (2007): *Saemtliche Werke 3. Kratylos, Parmenides, Theaitetos, Sophistes, Politikos, Philebos, Briefe*; Reinbek

Christian Blöss, Berlin, 11. 11. 2008
post@cbloess.de

Der offene Mensch und seine Freunde

Robert A. Dickler

Von allen Professoren der Universität Bremen, denen ich früher täglich begegnet bin, ragte Gunnar HEINSOHN aus einem Grund weit hervor: Er war und ist immer noch wahrlich ein offener Mensch.

Seine Offenheit ist nicht nur in der Öffentlichkeit wahrzunehmen. Seine ganz originale Youth-Bulge-Hypothese zur Erklärung von Genozid, Terrorismus und Kriegen ist weltweit bekannt, weil er in Zeitungen wie *Die Welt* und *Wall Street Journal* vor allem außerhalb der akademischen Sozialwissenschaften die kritische Auseinandersetzung um seine demographische Theorie der Entstehung kollektiver Gewalt sucht. Die erfahrenen Redakteure dieser Organe, wie der in New York City lebende Freund, Hannes STEIN, wissen seine Beiträge zu schätzen, ohne sich mit den offiziellen Stempeln der etablierten Fachzeitschriften abzusichern.

Viel wichtiger ist seine Offenheit zu neuen Ideen und zur Teilhabe von Freunden an seinen eigenen Ideen. Mit seinen engsten Freund, Prof. Otto STEIGER, hat er die Grundgedanken der Eigentumsökonomik, die er in seiner Doktorarbeit als Erster formulierte, wirtschaftswissenschaftlich überzeugend weiterentwickelt. Die erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem leider vor kurzem verstorbenen K. William KAPP, Preisträger der evolutionären und institutionellen Ökonomie, sowie mit dem Bremer Rechtswissenschaftler und engem Freund von Gunnar, Prof. Rolf KNIEPER, war menschlich gesehen außerordentlich und von einem Höchstmaß an gegenseitiger Achtung geprägt. Nicht nur in Bremen und nicht nur damals war diese Art der Offenheit wirklich eine Rarität.

Auch mir und meinem verstorbenen Schwager Alfred SOHN-RETHEL gegenüber war Gunnar freundlich und offen. Etwa 25 Jahren nach meiner Trennung von der Universität Bremen fingen wir wieder an, Gedanken frei auszutauschen, genauso wie wir das getan hatten, als wir noch Kollegen waren. Er schätzte sehr die wissenschaftliche Arbeiten meines Doktorvaters, Prof. Richard A. EASTERLIN, des prominentesten Schülers des Nobelpreisträgers in Wirtschaftswissenschaft, Harvard-Professor Simon KUZNETS. Gunnar erkannte damals in Bezug auf Menschenproduktion viel tiefer als ich selber, welche Tragweite die EASTERLIN-Hypothese für das Verstehen des Kollektivverhaltens von Menschen hat. Alfred SOHN-RETHEL, der bei dem undogmatischen Austro-Marxisten Emil LEDERER in Heidelberg promoviert worden ist, hat seine eigene, für die 68er in Deutschland wegweisende Arbeit zur Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit als Fortsetzung der Tradition der

Kritischen Theorie der Frankfurter Schule betrachtet, und zwar bezogen auch auf den real existierenden Sozialismus. Alfred, das weiß ich aus eigener Erfahrung, strahlte vor Freude, wenn er mit Gunnar über die Weiterführung der kritischen Gesellschaftstheorie sowie über die Plausibilität des katastrophistischen Weltbildes in den Arbeiten des russischen Autors Immanuel VELIKOVSKY intensiv diskutierte. Diese Beziehung kann man nichts anders als äußerst herzlich bezeichnen und war daher für beide Freunde wissenschaftlich und menschlich eine enorme Bereicherung.

Politisch und geographisch offen, baute Gunnar mit viel Mut und Leidenschaft das Raphael-Lemkin-Institut auf, um den Gedankenaustausch von Forschern aus Amerika, Israel und Deutschland über Genozide in Vergangenheit und Gegenwart zu ermöglichen. Selbst Vertreter des Militärs verschiedener Länder haben erkannt, dass die wissenschaftliche Arbeit des Leiters und Mitwirkenden dieses fast virtuellen Instituts von höchster Relevanz zur Erklärung von Konfliktherden auf unserem Planeten ist. Die Tatsache, dass der an der renommierten Hochschule St. Gallen tätige österreichische Betriebswirt Prof. Fredmund MALIK Gunnar für seine sehr begehrten Management Fortbildungsseminare einsetzt, spricht für sich. Seine Zusammenarbeit mit Heribert ILLIG, Herausgeber dieser Zeitschrift, geht auf die Gründung der inzwischen aufgelösten *Gesellschaft für die Rekonstruktion von Menschheits- und Naturgeschichte* zurück. Mit wenigen Mitteln und kaum Unterstützung der hiesigen Universität hat Gunnar, dieser Freund der Menschheit, kraft seiner originellen Ideen eine große Wirkung über das ganze politische Spektrum und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus entfaltet.

I. Eigentumsökonomik und gegenwärtige Finanzkrise

Wissenschaftsprogrammatisch betrachtet, befassten sich HEINSOHN und STEIGER kritisch mit den Grundsätzen der klassischen politischen Ökonomie, der neoklassischen Wirtschaftstheorie, des modernen Monetarismus sowie des Keynesianismus. Anders als die Wahrnehmung von MARX, der in der bürgerlichen Ökonomie den verkehrten Ausdruck der kapitalistischen Produktionsweise erblickte, setzten sich beide mittels Dekonstruktion sowie konstruktiver Kritik mit den Grundannahmen und Postulaten der Hauptströmungen der Wirtschaftstheorie auseinander. Ausgangspunkt der Kritik war und ist immer noch die grundlegende und originelle Einsicht der Eigentumsökonomik: „Die Kollateralisierbarkeit ist das A & O des Wirtschaftens.“ („Kollateral“ ist ein neudeutscher Ausdruck für die Besicherung eines Kredits durch Verpfändung von Eigentum.) Wieso das „A & O“? Kurz und bewusst vereinfachend auf einen modernen wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen handlungstheoretischen Nenner gebracht: Gesellschaftlich produktive Arbeit (das „Wirtschaft-

ten“) ist das auf unabsehbare Zeit notwendige Abarbeiten von Schulden. Nur so kann der Schuldner sich vor der Bedrohung des wirtschaftlichen Ruins (Verlust des Privateigentums) schützen. Passend dazu ruft Samuel **BOWLES** in seinem hochaktuellen, spieltheoretischen Lehrbuch *Microeconomics* [Chapter 9, „Credit Markets, Wealth Constraints and Allocative Inefficiency“] die Lyrik eines bekannten Country-Lieds in Erinnerung:

„You load sixteen tons, and what do you get?/ Another day older and deeper in debt./ St. Peter don't call me, 'cause I can't go./ I owe my soul to the company store.“ [Text von Merle Travis, übernommen in dem Lied *Sixteen Tons*, gesungen von Tennessee Ernie Ford]

a. Die klassische politische Ökonomie

In *Wealth of Nations* führt Adam **SMITH** den Wohlstand der Völker (Gütererzeugnisse pro Kopf) auf die Produktivkraft der Arbeit und auf die Erwerbstätigkeit der Bevölkerung zurück. Die Dynamik der Produktivkraft der Arbeit erklärte **SMITH** mit dem Fortschritt der Arbeitsteilung, die wiederum von der Ausdehnung des Marktes abhängt. Der Markt ist der Ort des freien Austausches. Der Mensch, so Adam **SMITH**, habe von Natur aus einen Hang zum Tausch. Die Komplementarität vom Hang zum Tausch und Arbeitsteilung entfesselt freie Individuen, die ihr Eigeninteresse in freien Märkten verfolgen, zur Arbeit und Tausch im Interesse des größeren Wohls der Allgemeinheit. Diese Vision der „Hidden Hand“ ist die „Seele des klassischen Liberalismus“ (so der Nobelpreisträger James McGill **BUCHANAN**), und bildet den ersten Grundsatz der klassischen politischen Ökonomie.

Die Eigentumsökonomik stellt die Annahme eines natürlichen Hangs zum Tausch in Frage. Ausgehend von der Dissertation von Gunnar **HEINSOHN** wird stattdessen ein gesellschaftlich bestimmter Zwang zum Tausch postuliert. Wenn hier von „Natur“ die Rede ist, dann ist die gesellschaftlich formbestimmte „zweite Natur“ gemeint – daher „Zwang“. Wenn diese Kritik stimmt, dann würde das „liberale“ am klassischen „Liberalismus“ einen Teil seiner politische Legitimation verlieren. Wer zwingt wen wozu und warum? Die falsche Antwort auf diese Frage kann man leider extrem verkürzt mit einem brisanten rechtspopulistischen Schimpfwort umreißen, das historisch eine große Rolle spielte beim Aufkommen des Ressentiments gegen das „Finanzkapital“ im Allgemeinen und gegen Juden insbesondere in Deutschland: „Zinsknechtschaft“. Es ist ein Verdienst der Eigentumsökonomik, eine hochdifferenzierte „Analytik des Wirtschaftens“ (**SOHN-RETHEL**) formuliert zu haben, die geeignet ist, das sozialpsychologische Massenphänomen zu erklären und zu verstehen, das mit diesem politischen Schlagwort verbunden ist.

Die Einführung des Privateigentums an Grund und Boden, vor allem im ostelbischen Deutschland (Stein-Hardenberg-Reform), hob im Prinzip, aber

zunächst nicht unbedingt in der Praxis das feudale Abhängigkeitsverhältnis zwischen Herrn und Knecht auf. Ökonomisch betrachtet gerieten auf dem Pfad des „Preußischen Wegs“ (die Entwicklung des Kapitalismus mit feudalen Resten) massenhaft die „befreiten“ Bauern (aber auch viele an Luxusgüterkonsum gewöhnte Herren) in die „Schuldenfalle“. Sie mussten sich „frei kaufen“ (Ablösung) von den Herren, wofür Hypothekendarlehen aufgenommen wurden. Das Eigentum an Grund und Boden auf dem Land wurde verpfändet.

Der Pfandbrief (Vorläufer von Residential Mortgage Backed Securities) wurde von FRIEDRICH DEM GROSSEN eingeführt und setzte Eintragungen in den Grundbücher sowie Einklagbarkeit von Forderungen (unabhängige Gerichtsbarkeit) voraus. Der Pfandbrief ermöglichte die Refinanzierung der Hypothekenbanken (Pfandbriefanstalten) am Kapitalmarkt. Wie Adam SMITH sich vorstellte, schritt in Folge der Marktliberalisierung von Grundeigentum die Arbeitsteilung und Produktivität der Arbeit in der Landwirtschaft gewaltig voran. Der Handel zwischen Stadt und Land mit Lebensmitteln und Gebrauchsgütern blühte auf. Wie die Bremer sagen: „Handel bringt Wandel.“

Dennoch ist es angesichts der ständigen Bedrohung der bäuerlichen Existenzgrundlage durch Verpfändung des Eigentums an Grund und Boden sehr schwer, die Bauernmärkte in den Städten als Ausdruck eines natürlichen Hanges zum Tausch zu begreifen. Bei Kreditausfall behielten die Kreditgeber (oft Juden) den Titel an dem Grundeigentum. Mit der Zwangsversteigerung verlor der Bauer seine wirtschaftliche Selbständigkeit. Angesichts dieser Bedrohung ist es historisch und theoretisch einleuchtend, eher einen Zwang zum Tausch zu postulieren. Wer seine „Freiheit“ (Eigentum) erhalten wollte, musste für den Markt produzieren. In diesem Sinne hatte der Schuldner „keine andere Wahl“ als zu produzieren und gegen Geld zu tauschen. Mit den Erlösen des Verkaufs wurden die Hypothekenschulden bedient.

Gegen diesen postulierten Zwang der zweiten Natur gibt es prinzipiell und historisch zwei Einwände. Der erste wurde schon von dem großen Wirtschaftsliberalen und Soziologen, Max WEBER, vorgebracht. Der Bauer, der sein Eigentum „verliert“, sichert seine Existenz als Landarbeiter auf dem Land ab oder, ab der Mitte des 19. Jh., als Industriearbeiter in der Stadt. Er ist zwar „lohnabhängiger Beschäftigter“, aber immerhin frei, seinen Standort und Beruf zu wählen. Die Freiheit der Stadt im Vergleich zur Enge des Lebens auf dem Land war sicherlich keine Illusion.

Zweitens sollte der Wert des Eigentums (Sicherheit für den Kredit) permanent unter dem noch zu zahlenden Kapitalbetrag liegen; dann lohnt es sich für den Schuldner, die Schulden nicht zu tilgen. Der Nettovermögenszuwachs des Schuldners durch die Streichung der Schulden (Insolvenz) ist größer als der Vermögensverlust wegen Übernahme des Grundstücks durch den Gläubi-

ger. (Auf die Aktualität dieses Anreizes zum Weglaufen vor „underwater mortgages“ in den USA brauchen wir hier nicht weiter einzugehen.) Die Auswanderung nach Amerika und die Binnenwanderung von Osten nach Westen in Deutschland kann teilweise mit Anreizen zur solchen „freien“ Entscheidungen erklärt werden. Die Sozialgeschichte der geographischen und beruflichen Mobilität Deutschlands zeigt, dass der wirtschaftliche Aufstieg keineswegs chancenlos war. Im Gegenteil: Er war eher die Regel, vor allem wenn man die Generationenfolge beachtet. „Die Kinder sollen es besser haben.“ Oft genug war es auch so.

Die Kritik von HEINSOHN und STEIGER an dem postulierten „Hang zum Tausch“ bei Adam Smith ist berechtigt. Die Hervorhebung des Schuldenverhältnisses als eine (aber nicht die alleinige) strukturelle Bestimmung für Produktion und Tausch ist gewiss ein beachtlicher theoretischer Fortschritt in der Wirtschaftstheorie. Gegenwärtig wird mit Hilfe der Spieltheorie versucht (siehe z.B. das Lehrbuch von BOWLES), solche Ideen klarer auszuformulieren. Ein starker Anreiz zum Tausch sollte jedoch nicht als Zwang zum Tausch verstanden werden, wenn nachweislich Alternativen dazu frei in Anspruch genommen werden können. Zweifellos wird ein schmerzvolles Opfer erbracht, aber häufig genug wird dadurch ein erwarteter Erfolg mit dem Neubeginn erzielt. Dies zu betonen ist keine zynische Verhöhnung und Verdrängung der Notlage der Menschen wie bei Monty Python in *Always look on the bright side of life*; es entspricht jedoch dem Prinzip Hoffnung, das für viele Menschen nicht zu Unrecht maßgeblich ist (nach William BUCKLEY: „The only mortal sin is despair.“). Fügt man das ethische Prinzip Verantwortung (WEBER/JONAS) hinzu, dann ist es leicht zu verstehen, weshalb Hernando DE SOTO das Privateigentum als Grundvoraussetzung für den Anreiz zum wirtschaftlichen Fortschritt betrachtet. Erfreulicherweise wird in der Eigentumsökonomik der Einsicht von DE SOTO voll zugestimmt, allerdings mit einer sozialer Abfederung der „Verlierer“. Wie ein dadurch verursachter „moral hazard“ (Gefahr der Sorgfaltspflichtverletzung) zu vermeiden sei, bleibt eine offene Frage.

b. Die neoklassische Wirtschaftstheorie

In *Eigentumsökonomik* sowie in *Eigentum, Zins und Geld: Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft* decken HEINSOHN und STEIGER eine entscheidende Anomalie der herrschenden neoklassischen Wirtschaftstheorie auf. Es ist zwar generell bekannt, dass das Geld unter bestimmten Annahmen in der allgemeinen Gleichgewichtstheorie theoretisch überflüssig ist. Es ist jedoch eine höchst originelle Einsicht, dass sich dieses Resultat aus der Abstrahierung des Unterschieds zwischen Eigentum und Besitz ergibt. Es wird leider noch lange

dauern, bis die Fakultäten der Wirtschaftswissenschaften diese kritische Entdeckung angemessen zu würdigen wissen. Ich bin aber zuversichtlich, dass die große Bedeutung dieser Kritik erkannt wird. Warum?

Parallel zu den Arbeiten von HEINSOHN und STEIGER in den 70er, 80er und 90er Jahren entwickelte die Finanzökonomie ein neues Paradigma für die herrschende neoklassische Wirtschaftstheorie. Obwohl Robert MERTON und Myron SCHOLES dafür mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden, war es der vorher verstorbene MIT- und Chicago-Professor Fischer BLACK, der die wirtschaftstheoretische Tragweite der Optionspreistheorie am tiefstsinngigsten reflektierte. Mit seiner revolutionären Vision der Wirtschaftstheorie eckte BLACK sowohl bei den Keynesianer im MIT als auch bei den Monetaristen in Chicago an. Er fand seine akademische Freiheit schließlich bei der Investmentbank Goldman Sachs, wie die Biographie *Fischer Black and the Revolutionary Idea of Finance* von Perry MEHLING ausführlich beschreibt.

Aus optionstheoretischer Sicht habe ich mir die Grundbegriffe der Eigentumsökonomik genauer angeschaut. Es war MERTON, der zuerst eine Aktie (Anteil des Eigentums an einer Aktiengesellschaft) als Kaufoption (Call Option) auf das Vermögen einer Firma interpretiert hat. In scharfem Kontrast zur neoklassischen Produktionstheorie setzt diese Sicht der Dinge selbstverständlich die Institution des Privateigentums voraus.

Optionen haben einen Wert, weil sie den Haltern Flexibilität ermöglichen. Ob die Option ausgeübt wird oder nicht, hängt vom künftigen Zustand des Marktes ab. Daher hat der Verzicht auf Flexibilität einen Preis und der Erwerb von Flexibilität einen Wert. Wie Warren BUFFETT vom Tauschakt aus der Sicht des Käufers sagt: "Price is what you pay; value is what you get." Wenn ein Darlehensnehmer seinen Grund und Boden verpfändet, wird die Verzinsung des Kredits viel niedriger ausfallen, als wenn er diese Sicherheit nicht anbieten würde. Denn mit der Verpfändung verzichtet der Schuldner auf die Flexibilität (Freiheit), über sein Eigentum frei zu verfügen (z.B. an Dritte zu verkaufen und die Erlöse für sich zu behalten). Obwohl Eigentumsökonomik die Eigentumsprämie des Schuldners empirisch nicht exakt definiert oder beziffert, meine ich, dass der Unterschied zwischen der Verzinsung des unbesicherten Kredits und der Verzinsung des besicherten Kredits dafür Anhaltspunkte gibt. Mit Senkung des Zinssatzes „zahlt“ der Gläubiger (Käufer der Kaufoption auf das Restvermögen) somit für die Verpflichtung (Commitment) des Schuldners, auf Flexibilität (Dispositionsfreiheit) zu verzichten.

Wie ist es mit der Eigentumsprämie des Gläubigers? Wer die Diskussion über Basel II verfolgte, weiß, dass auch hier optionstheoretisch gedacht wurde und zwar im Bezug auf *Ausstattung einer Bank mit Eigenmitteln*. Die regulatorische Eigenkapitalanforderung geht von „unexpected loss“ aus. Das Modell zur Berechnung dieser Größe ist eine Anwendung des optionstheore-

tisch fundierten Modells von VASICHEK (entwickelt von KMV Moody's). Der unerwartete Verlust ist die Belastung des Eigenkapitals durch Ausfälle sowie Verluste beim Ausfall, die über das erwartete Ausmaß hinausgehen. Mit anderen Worten: Die Bank muss auf die Flexibilität verzichten, ihre Eigenmittel anderweitig zuzuteilen. Dafür gibt es eine Prämie. Diese gemäß der Eigentumsökonomik so genannte „Eigentumsprämie der Gläubiger“ fließt in die Bepreisung des Kredits ein. Der Schuldner muss für den Verzicht des Gläubigers auf Flexibilität (Freiheit) bezahlen.

Auch das Darlehen ist nach MERTON optionstheoretisch zu bewerten. Der Schuldner erwirbt vom Gläubiger eine Verkaufsoption auf das Vermögen. Im Falle eines Ausfalls geht der Titel zum Vermögen unumkehrbar auf den Gläubiger über. Die Verzinsung dieses Kredits entspricht der Prämie für diese Option, das Vermögen zum marktüblichen Preis zu „verkaufen“, um die Schulden zu beseitigen. Diese Prämie deckt die erwarteten Verluste beim Ausfall. Sie gehört zum normalen Geschäftsaufwand einer Handelsbank bzw. Sparkasse.

Es bleibt nur ein Bilanzposten der Bank optionstheoretisch zu erklären. Hier zeigt die Eigentumsökonomik wieder hervorragende Intuition. Der Unterschied zwischen Gläubigergeld (Einlagen) und Staatsgeld kann als Grundlage einer Option dienen, eine Forderung gegen die Bank (Gläubigergeld) gegen Bargeld (Staatsgeld) auszutauschen (Swap). Solche Swaptions können und werden in der Praxis optionstheoretisch bewertet werden. Baut man spieltheoretisch den Ruf der Bank in das Bewertungsmodell ein, wie es der geniale Schweizer Finanzökonom Alexander ZIEGLER (*Swiss Finance Institute* an der Universität Lausanne) in *A Game Theory Analysis of Options: Corporate Finance and Financial Intermediation in Continuous Time* tut, dann gibt es einmalig tiefe Einblicke in die gegenwärtige Finanzkrise, vor allem in die Einfrierung des Geldmarktes.

c. Die gegenwärtige Finanzkrise

Es ist schade, dass Gunnar HEINSOHN in seinem FAZ-Beitrag (*Die Verführung zur globalen Zockerei*, vom 26. April 2008) die Chance verpasst hat, die Grundbegriffe der Eigentumsökonomik einem größeren Publikum beizubringen. Stattdessen wurde relativ losgelöst von der bahnbrechenden Theorie auf das Fehlverhalten in Risk Management und Corporate Governance (falsche Anreizstruktur) der Banken hingewiesen. Hätte er dabei die neueren Arbeiten zur Kollateralisierbarkeit von Markus BRUNNERMEIER (Princeton), Tobias ADRIAN (New York, Fed) und Hyun Song SHIN (Princeton) besprochen, dann wäre es möglich gewesen, auf das Versagen der konventionellen Wirtschaftstheorie, wie in der Eigentumsökonomik hervorgehoben wird, eindringlich und

überzeugend hinzuweisen. Die neuen theoretischen Alternativen wären dann konstruktiv zu erläutern.

Seit etwa zwei Jahre ist es unter Fachleuten bekannt: Wenn die Banken eine fixe Zielgröße für die Eigenkapitalausstattung anstreben, dann wird bei steigenden Preisen für die Sicherheiten (Kollateral) die Nachfrage nach Sicherheiten steigen; umgekehrt wird bei sinkenden Preisen für die Sicherheiten das Angebot von Sicherheiten steigen. Bei den Gesetzen von Angebot und Nachfrage bei Sicherheiten kehren sich die Vorzeichen um! Bei einem Preis oberhalb des Gleichgewichtspreises steigt der Nachfrageüberschuss: Es entsteht eine Blase. Bei einem Preis unterhalb des Gleichgewichtspreises steigt der Angebotsüberschuss: Die Blase platzt. Das Gleichgewicht im Markt ist instabil, ganz im Gegensatz zur gängigen Vorstellung im Paradigma der Neoklassik. Der Finanzmarkt für besicherte Kredite verliert seine Fähigkeit zur Selbst-Regulierung. So wird die Kollateralisierbarkeit das A & O des Wirtschaftens der Banken in der gegenwärtigen Finanzkrise. Von der Vorahnung in der Eigentumsökonomik über die perverse Wirkungsweise dieses jetzt von Fachleuten identifizierten Finanzmarktmechanismus ist in dem FAZ-Aufsatz explizit kein Wort verloren. Wie gesagt: schade.

II. Youth Bulge und Nahostkonflikt

Im Geist der Frankfurter Schule versuchte Gunnar HEINSOHN mit großem Erfolg, Einsichten aus den Einzeldisziplinen des modernen, spezialisierten Wissenschaftsbetriebs in einer Theorie der Gesellschaft zu integrieren. Wie ADORNO und HORKHEIMER mit Hilfe der Einsichten von FREUD versuchten, die Bewusstseinsbildungsprozesse besser zu verstehen, baute Gunnar neuere demographische Theorie in seine kritische Gesellschaftsanalyse ein. Die EAS-TERLIN-Hypothese befasst sich mit den relativen Einkommensverhältnissen der Generationen. Ist das Einkommen der Nachfahren relativ zu dem der Eltern beim Eintritt in das Wirtschaftsleben hoch, dann steigt die Geburtenrate. Umgekehrt: Ist dieses Verhältnis niedrig, sinkt die Geburtenrate. HEINSOHN hat scharfsinnig erkannt, dass ein solcher Mechanismus auf die Bereitschaft zur Gewaltausübung übertragbar ist. Wer relativ verarmt ist, kann als Söldner leicht gewonnen werden. Darüber hinaus betont er den zeitlichen Ablauf dieses Prozesses. Denn bevor sich die Geburtenrate eventuell nach unten bewegt, baut sich ein Youth Bulge auf. Dieser Youth Bulge bedeutet im Nahen Osten eine demographische Aufrüstung, deren strategische Bedeutung jedem seriösen Militäranalysten voll bewusst ist. Gekoppelt mit dem Kult des Selbstmordattentäters ist diese akute Bedrohung nicht zu leugnen. Die Wahrscheinlichkeit eines Bürgerkriegs oder eines Kriegs gegen Israel steigt von Tag zu Tag.

Welche Rollen spielen Ideologie, Geopolitik sowie Rüstungsindustrie? Wie Matthias KÜNZEL geschildert hat, muss die Jugend im Youth Bulge hasen lernen und an liebende Jungfrauen im Himmel glauben, um das eigene Leben zu riskieren. Ferner, wie Hans Ulrich WEHLER in seiner brillanten Analyse des Sozialimperialismus in Deutschland während der Bismarckzeit zeigte, besteht eine innenpolitische Notwendigkeit, einen Feind im Ausland zu identifizieren, um politische Stabilität im Inland zu erhalten. Trifft das nicht auf die Herrschaft in Iran, Ägypten, Saudi-Arabien und Syrien zu? Der Youth Bulge wird dazu instrumentalisiert. Schließlich, wer zahlt für die modernen Waffen? Hamas und Hisbollah werfen nicht nur mit Steinen.

III. Die Bewegung des Geists und der Seele Gunnar Heinsohns: Von der Kritik der politischen Ökonomie zur Kritischen Theorie der Gesellschaft aus Liebe zu Menschheit und Natur

Auch wenn man nicht allen Analysen von Gunnar HEINSOHN zustimmen kann, lohnt es immer, sich mit vielen seiner Denkanstöße auseinanderzusetzen. Die Provokation regt zum produktiven Nachdenken an. Er denkt und schreibt nicht, um eine längere Publikationsliste zu produzieren. Er hat vielmehr die feste Überzeugung, dass die Aufklärung über gesellschaftliche Verhältnisse Interdisziplinarität und Problemorientierung erfordert. Seine kritischen gesellschaftstheoretischen Arbeiten gehen weit über die konventionelle Kritik der politischen Ökonomie hinaus. Ein pragmatischer Geist, der mit Einsichten, Logik und Evidenz hart arbeitet, wird von einer Seele geprägt, die von der Liebe zu Menschheit und Natur bewegt ist. Kein Wunder, dass er so viele Freunde hat.

Robert A. Dickler, PhD
Professor of Management and Finance
IMADEC University® School of Business, Wien

„Erste Spuren nach der Eiszeit. Am Geraer Zoitzberg wird nach Beweisen für die Besiedlung gesucht“

Volker Heinitz

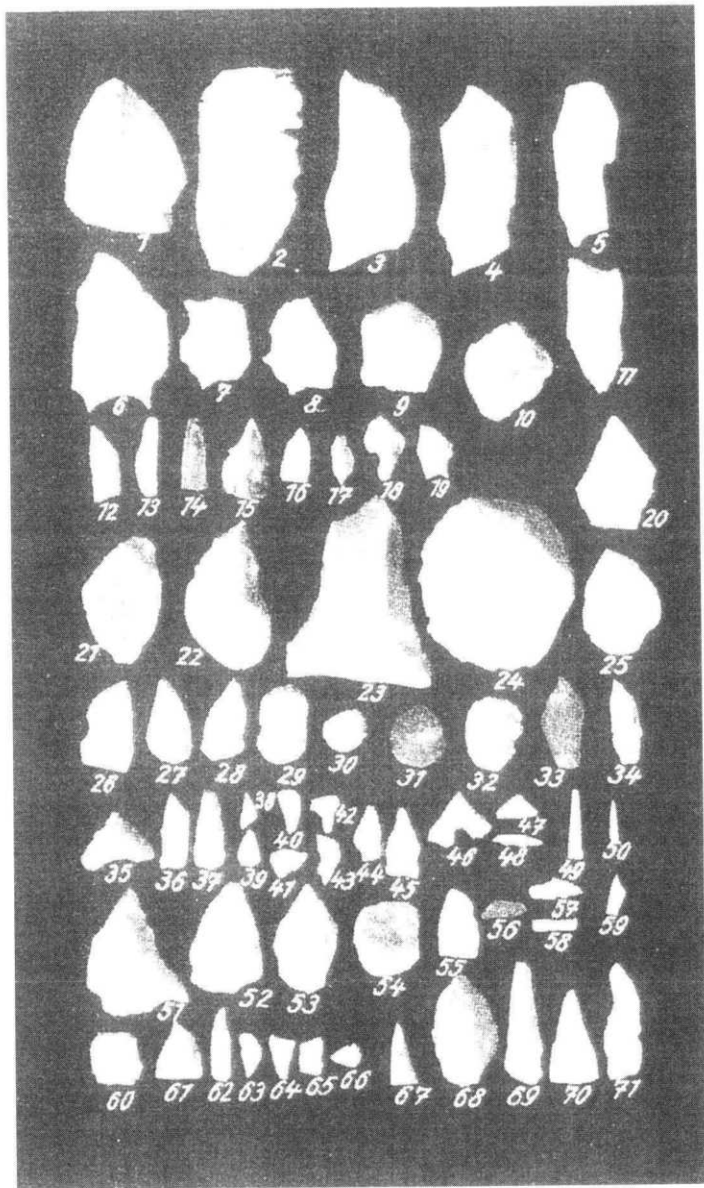
Unter diesem Titel veröffentlichte die *Thüringer Landeszeitung* für Gera am 15. 8. 08 einen Kommentar von S. Eigenrauch:

„**Gera-Taubenpreskeln.** Auf dem Feld zwischen Scherperstraße und Zoitzberg [280 m ü NN] wird der Beweis für die **erste nacheiszeitliche Besiedlung in Mitteldeutschland** gesucht. Noch bis morgen hat das Thüringische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie vor allem Geraer Schüler zu diesem Jugendlager als Helfer zur Seite. Auf 2 Grabungsflächen arbeiten sich 10 junge Leute vorsichtig mit der Kratze in sehr dünnen Schichten in den Boden vor.

Vorher wurde die vom Pflug zerstörte oberste 30 Zentimeter dicke Erdschicht abgetragen. Darunter erhoffen sich Dr. Tim Schüler und Dr. Mario Küßner Funde, die Aufschluss darüber geben, ob die ersten Jägerhorden vor reichlich 20.000 Jahren hier ihren Rastplatz hatten oder erst etwa 5000 Jahre später an der (Weißen) Elster ankamen. Dabei könnten die Ergebnisse der **naturwissenschaftlichen Datierung** auch einen fachlichen Streit zwischen den Grabungsleitern klären. Während Dr. Schlüter die ältere Besiedlung favorisiert, vertritt Dr. Küßner die jüngere. Beide schließen aber aus, dass Jetztmenschen vor 30.000 bis 35.000 Jahre hier lebten. **Auf diese Zeit waren die 1923 bei der ersten Grabung gemachten Funde datiert worden.** Einige davon beherbergt das Geraer Stadtmuseum. Seitdem sind knapp 9000 Artefakte gesammelt worden. In dieser Woche waren es bis gestern 27.

Klingenreste, kleine Bohrspitzen, Feuersteinsplitter und Holzkohlestückchen. Jene dürfen aber nicht zu klein sein, um die Radiokarbon-Methode zur Altersbestimmung ausführen zu können. [...] Von den Ergebnissen des wissenschaftlichen Berichtes wird abhängen, ob im Feld am Zoitzberg auch in Zukunft gegraben wird“ [Einschub und *fettkursive Hvhg.* hier und im Weiteren V.H.].

Also machten meine Frau und ich uns am 16. 8., dem letzten Grabungstag, zur Grabungsstelle auf, um eventuell mit den Aktiven noch vor Ort ins Gespräch zu kommen. Leider waren wir und ein anderes Ehepaar die Einzigen an der Grabungsstelle. Der lang anhaltende Regen vom Vortag hatte wohl die Ausgräber vertrieben. Trotzdem wagten wir uns auf das abgeerntete Raps-



Tafel III. 1-19. Paläolithische Funde vom Zoitzberg/Gera-Taubenpreskeln
 [Auerbach, Anhang ohne Paginierung]

feld mit den etwa 30 bis 50 cm tiefen Grabungsflächen, in denen eigentlich nichts zu sehen war. Bei genauerer Betrachtung kam mir der **Lagerplatz nacheiszeitlicher Jägerhorden** doch etwas seltsam vor.

Das Feld, auf dem im oberen Bereich die Funde gemacht wurden, senkt sich nach Norden mit weitem Blick ins Elstertal. Der **Lagerplatz** ist Wettereinflüssen von Nordwesten ausgesetzt und befindet sich etwa im oberen Drittel des Berges. Bei Annahme einer **Besiedlung** zwischen -18.000 und -13.000 befinden wir uns noch in der Weichseleiszeit. „Nacheiszeitlich“ ist demnach ein Schreibfehler und muss durch „eiszeitlich“ ersetzt werden.

9.000 bisher gemachte Funde lassen auf eine wiederholte bzw. längere Besiedlung schließen. Allerdings spricht die geringe Tiefe bei der Ausgrabung nicht unbedingt für ein hohes Alter. Da keine weiteren Informationen vor Ort zu bekommen waren, versuchte ich mein Glück im eigenen Bücherschrank. Dem Hinweis eines ehrenamtlichen Bodendenkmalpflegers folgend, wurde ich bei Alfred Auerbach: *Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Ostthüringens* [1930] fündig:

„STP [Altpaläolithikum]. Siedlungsfunde, Feuersteinwerkstätte: Auf dem mittleren nach Norden gerichteten Teile des Zoitzberges, auf der oberen glazialen Terrasse, im Löß, bis zur Tiefe des Grenzhorizontes der Pflugwirkung und der ungestörten Schichten, große Feuersteinwerkzeuge von **Magdalenientypus**. Reine Klingenkultur, allerdings mit dickem Abschlägen. Alle Arbeitsstadien vom Rohmaterial bis zum fertigen, gebrauchten und zerbrochenen Stück. Große Messer mit und ohne Seitenretusche, Schaber in allen Formen und Größen, Stichel, anretuschierte Spitzen, ein- und zweispitzige Bohrer, Spezialinstrumente. Retuschierte Mikrolithen. Rückengestumpfte Messer. Retuschierte atypische Stücke in allen Größen, große Kernstücke, bestes Rohmaterial der Gegend. Zahlreicher Abfall. Sehr selten Kraquellierungserscheinungen. Die Funde wurden gemacht in der Hauptsache auf zwei quadratischen von einander geschiedenen Stellen. S. Brause, Gera. Taf. III, Abb. 1-19...“ [ebd., 141 f.].

In *Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik* [1989] wird im Band 1 auf der vorderen Deckelinnenseite ein Schema aufgeführt, demzufolge das **Magdalénien** von vielleicht -15.000 bis -8000 im Bereich der jüngeren Altsteinzeit liegt. Es ist also bei Bause keine Rede davon, dass es Jäger auf dem Zoitzberg vor -18.000 gegeben hat, denen diese Hinterlassenschaften zugeschrieben werden können bzw., dass die Ausgrabung von 1923 auf -33.000 bis 28.000 datiert wurde.

Im Übrigen lehrt ein Blick in den Klassiker über die Eiszeit von Hans Dietrich Kahlke, dass etwa zu dieser Zeit von vor -18.000 Jahren ein Kältevorstoß der Weichseleiszeit die arktische Zone nach Süden jenseits des 40. Breitengrades verschoben haben soll, was sicher zu einem ungemütlichen

Lagerplatz auf dem zugigen Nordhang des Zoitzberges in dieser Zeit geführt hätte [Kahlke 1981, 78].

Hierzu drei Zeitschemata. Das erste hat der Wissenschaftspublizist Ernst Probst 1991 [38 f.] aus den Ansätzen verschiedener Forscher erstellt. Das zweite stammt von *eiszeitkunst.de*, das dritte von *Wikipedia* (Altsteinzeit):

Aurignacien	-33.000 bis -27.000	-40.000 bis -28.000	-34.000 bis -28.000
Gravettien	-26.000 bis -19.000	-28.000 bis -24.000	-28.000 bis -21.000
(Solutréen	-19.000 bis -17.000		-21.000 bis -18.000)
Magdalénien	-13.000 bis -9.500	-14.000 bis -10.000	-18.000 bis -12.000
Spätpaläolith.	-9.500 bis -8.000	-10.000 bis -8.000	

Zeitlücken demonstrieren mangelndes Fundmaterial; das Solutréen ist nur in Frankreich und Spanien vertreten; Die letzte Eiszeit – im Norden Weichsel, im Süden Würm – reicht von -100.000 bis -8.000. Deutlich erkennbar ist, dass in der Altsteinzeit 1.000 Jahre für den Paläontologen wie ein Tag sind.

Ein Blick in das Standardwerk von Probst über *Deutschland in der Steinzeit* zeigt die eigentliche Sensation: 1991 steht Zoitz klar für Aurignacien, doch dieses ist fast ausschließlich aus Höhlenfunden bekannt, etwa aus der Ilsenhöhle beim thüringischen Ranis, die Heinsohn [106-109] obendrein als Kronzeugin zur Streichung des Mesolithikums herangezogen hat! Siedlungsspuren im Freiland kannte man damals nur von drei Fundstätten: Weilerswist-Mommersum (Nordrhein/Westfalen) und Breitenbach in Sachsen-Anhalt. Aber nur auf

„dem Zoitzberg südlich von Gera in Thüringen ließen sich sogar Spuren von Zelten oder Hütten nachweisen, die dort einst hoch über dem Elstertal von Aurignacien-Jägern errichtet worden sind“ [Probst, 78].

Unsere Überraschung war groß, als der *Allgemeine Anzeiger für Gera/Schmölln* am 20. 8. 08 ebenfalls einen Beitrag zur Ausgrabung am Zoitzberg brachte: *Mit kleinen Steinen offene Fragen klären* [Schulter]. Die beiden oben genannten Ausgräber gaben hier die Auskunft, dass der wissenschaftliche Disput unter den Ausgräbern sich nunmehr um die Datierung bei -25.000 bzw. -20.000 handelte. In der Kulturstufendiskussion wurde für die ältere Datierung das Aurignacien und für die jüngere Datierung ein – erst 2003 neu eingeführtes – **Grubgrabien** ins Auge gefasst.

Inzwischen hatte ich zu beiden Ausgräbern per E-mail Kontakt aufgenommen. Dr. M. Kübner antwortete mir am 28. 8. 08 auch im Namen seines Kollegen auf meine Anfrage hinsichtlich unterschiedlicher Datierungen in den zwei Artikeln und gab mir Zitiererlaubnis:

„Zunächst kommt es bei der Datierung natürlich auf das Bezugssystem an (z.B. 14C-Daten als Rohdaten oder kalibriert). Dies mag einen Teil der Zahlenverwirrung erklären. Bei den vielen und doch für Außenstehende

eher abstrakten Zeitangaben können den Redakteuren auch einmal kleine Fehler unterlaufen. Zur Beantwortung Ihrer Hauptfrage nach der Datierung und der sich anschließenden Fragen habe ich Ihnen einen umfanglichen Artikel aus Band 39 der Veröffentlichungsreihe des TLDA Alt-Thüringen als pdf beigefügt...“.

Aus diesem Artikel von Küßner und Terberger sei folgendes zusammengefasst oder zitiert:

**„Die Zeit vor dem zweiten Kältemaximum
Frühes Jungpaläolithikum“ [70-73]**

Der Begriff „Eiszeit“ im herkömmlichen Sinn wird im Artikel nicht verwendet; man orientiert sich an den Eisbohrkerndatierungen des GISP2-Projekts, in denen während dem Auftreten des Jetztmenschen im Grönlandeis bis zu sieben Kältemaxima gefunden werden. Das hier zur Debatte stehende zweite Kältemaximum wird etwa bei -20.000 geführt. Die $\delta^{18}O$ -Kurve wird als allgemeiner Klimaindikator verwendet.

Zusammenfassend ziehe ich aus dem genannten Abschnitt die Schlussfolgerung, dass die geringen Fundstellen des Aurignacien in Mitteldeutschland nicht mit dem *frühesten* Auftreten des Homo sapiens sapiens korrespondieren, sondern etwa 10.000 Jahre später gesehen werden und damit ein längerer Zeitraum des Nebeneinander von Aurignacien und Gravettien in Mitteldeutschland existierte. Diese Datierungen beruhen auf „*Absolutdatierungen*“ durch die C14-Methode. Das Gravettien ist in Mitteldeutschland bisher nur durch eine Fundstelle „Bilzigsleben“, 1981, dokumentiert. Da keine organischen Funde vorliegen, gibt es für den Platz auch keine Absolutdatierung.

„Bis vor wenigen Jahren war die Vorstellung verbreitet, dass auf das Gravettien im westlichen Mitteleuropa eine mit dem 2. Kältemaximum der letzten Eiszeit verbundene, Jahrtausende währende Überlieferungslücke folgt und erst mit dem Magdalenien wieder Besiedlungsspuren auftreten. Ein solches, auch für Mitteldeutschland postuliertes Szenario (vgl. Feustel 1998a) wurde durch die naturräumliche Situation genährt: Um ca. 20 000 B.P. [-18.000] erreichten die Gletscher in Norddeutschland und in den Alpen ihre maximale Ausdehnung, und in süddeutschen Höhlenstratigraphien lieferte grober Frostschutt über Fundschichten des Gravettien Hinweise auf eine ausgeprägte Kaltphase (vgl. z.B. Hahn 1983; 1988).

In den 1990er-Jahren haben dann C14-Datierungen für die rheinische Freilandstation Wiesbaden-Igstadt eine Besiedlung in der Periode kurz nach dem zweiten Kältemaximum im westlichen Mitteleuropa wahrscheinlich gemacht (Terberger 1998). In der Folgezeit wurde von M. Street und Th. Terberger die Datierung weiterer potenzieller Fundvorkommen dieser Zeit initiiert (Street/Terberger 1999; Terberger/Street 2002). Vor diesem Hintergrund rückt auch die Fundstelle Gera-Zoitzberg

in den Blickpunkt: Schon vor über 60 Jahren hat R. Brause (1941) sie als ein mögliches frühes Magdalenien diskutiert. Aufgrund der Ähnlichkeit einiger von R. Feustel (1965) abgebildeten Geräte mit solchen aus Wiesbaden-Igstadt haben die Verfasser sich daher erneut mit der Fundstelle auseinandergesetzt, um einen möglichen Zusammenhang mit der Phase um das zweite Kältemaximum der letzten Eiszeit zu prüfen.“

Forschungsgeschichte zu Gera-Zoitzberg [ebd., 75]:

„Die Entdeckung der Fundstelle im Jahre 1923 geht auf die Aktivitäten des wissenschaftlich ambitionierten Heimatforschers R. Brause zurück. In der Folgezeit wurde sie von verschiedenen Sammlern begangen, und auch Probeschürfungen erfolgten in „kleinem Umfang“ (Brause 1941, 93f.). **Sehr interessant ist die erste Einordnung der Freilandstation am Zoitzberg als ‚sehr frühes Magdalenien mit Aurignac-zeitlichen Erinnerungen‘** (Brause 1941, 110).

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte eine Gruppe interessierter Geraer Sammler die Begehungen aktiv fort. Schließlich wurde R. Feustel auf die Station am Zoitzberg aufmerksam.

Nach weiteren Grabungen versucht R. Feustel ‚die auf dem Zoitzberg gefundene Industrie [...] als ein Facies des **Aurignacien** zu bezeichnen, die aber dem Perigordien nahesteht‘ [Feustel 1965, 22]. Später hat er das aber wieder geändert als ‚**Aurignacien, das schon dem Gravettien nahesteht**‘ [Feustel 1989a, 42].

Interessanterweise gibt es in unmittelbarer Nähe einen weiteren Fundplatz: Zoitzberg-Binsenacker. Dieser Fundplatz ist ca. 300 m entfernt und liegt auf der südlichen Seite des Zoitzberges, etwas tiefer als die oben genannte Ausgrabungstätte. Dieser wird bis heute als Fundplatz des **Magdalénien** geführt. Gelegentliche **Magdalénien-anmutende** Funde auf der Nordwesthangseite kann man nun der zufälligen Fundverstreuer zuordnen.

In einer weiteren E-mail vom 30. 8. 08 teilte Dr. Käßner mir mit, dass diese Ausgrabungsstelle erst 1939 im Zuge von Bauarbeiten entdeckt und *nicht* bei Brause 1923 erwähnt wird:

„Definitiv sind die beiden Stationen nicht das Sommer- und Winterlager ein und derselben Menschengruppe und definitiv sind sie durch mehrere tausend Jahre getrennt. Zur Position in Nordwesthanglage ist erstens die hervorragende Übersicht herauszustellen; auch nach Süden, denn die Bewaldung auf dem Kamm war ja nicht vorhanden. Zweitens täuscht die Nordwesthanglage etwas drüber hinweg, dass aufgrund der Position hoch am Hang den Platz mehr Sonneneinstrahlung erreicht, als mancher Punkt im Tal. Ich kann Ihnen berichten, dass der Platz nach MEZ im August von ca. 07h00 bis 19h00 besonnt ist.“

„In Mitteleuropa folgt auf die durch das Material vom Zoitzberg repräsentierte Besiedlungsphase nach jetzigem Kenntnisstand eine Jahrtausende währende Lücke. Erst mit den bekannten Magdalenien-Stationen Teufelsbrücke und Kniegrotte zeichnet sich 14 Jt.B.P. eine Wiederbesiedlung ab (vgl. u.a. Feustel 1989a; Höck 2000). Es bleibt abzuwarten, ob sich weitere Fundstellen der Zeit zwischen Kältemaximum und Magdalenien wahrscheinlich machen lassen, aber schon jetzt können wir unsere früheren Vorstellungen zur Mobilität und Anpassungsfähigkeit der Wildbeute in der klimatisch ungünstigen Zeit um das letzte Hochglazial revidieren.“

Eine umfangreiche Bestandsaufnahme der gefundenen Werkzeuge offenbarte, dass ca. die Hälfte der 9.000 Artefakte verschollen ist. Die Zuordnung der noch vorhandenen Funde wollte weder zum *Aurignacien* (was von den Autoren bereits ausgeschlossen wurde), noch dem *Gravettien* oder dem *Magdalenien* widerspruchsfrei gelingen:

„Ein Vergleich der relativen Häufigkeit der modifizierten Formen ausgewählter Inventare (*Abb. 26*) lässt deutliche Trends erkennen. Gera-Zoitzberg hebt sich von Bilzingsleben (*Gravettien*) und Gera-Binsenacker durch das nahezu völlige Fehlen der Rückenmesser ab, aber auch das Verhältnis von Sticheln zu Kratzer differiert deutlich. Insgesamt sind keine über das allgemein jungpaläolithische Gepräge hinausgehende Gemeinsamkeiten mit dem *Gravettien* bzw. *Magdalenien* festzustellen.“

Übereinstimmungen fand man hingegen zu einem Siedlungsplatz **Grubgraben** in Niederösterreich. Diese Fundstelle ist darüber hinaus auf etwa -17.000 bis -16.000 C14-datiert (unkalibriert):

„Im östlichen Mitteleuropa werden seit längerem Fundstellen aus der Zeit um das zweite Kältemaximum postuliert, wobei die erwähnte Fundstelle Grubgraben [...] wichtige Einblicke in die Kulturercheinungen dieser Zeit gewährt. Der für diese Phase reklamierte Fundstellenbestand im östlichen Mitteleuropa, der bislang zumeist unter dem Terminus *Epigravettien* zusammengefasst wurde, erfährt durch neuere Datierungen Korrekturen der bisherigen Einordnung, [...] aber die Fundstelle Grubgraben erscheint auf Grund ihrer stratigraphischen und absolutchronologischen Informationen sowie vielfältigen Fundmaterials besser als Ausgangspunkt einer Begriffsbestimmung geeignet. Daher favorisiert Th. Terberger (2003) für den Fundstoff *zwischen Gravettien und frühem Magdalenien* in Mitteleuropa den Terminus ‚*Grubgraben*‘. [...] Qualitätsvolle Archive zur näheren Charakterisierung von Klima und Vegetation der Zeit kurz nach dem Kältemaximum für Gera-Zoitzberg stehen regional nicht zur Verfügung, und so kann man auch hier nur allgemein eine Tundrenlandschaft mit extrem winterkalten und trockenen Bedingungen annehmen.“

Fassen wir noch einmal für Gera-Zoitzberg zusammen:

Brause datiert erstmalig 1923 *eindeutig* ins Magdalénien, wird aber als „wissenschaftlich ambitionierter Heimatforscher“ apostrophiert.

Die 1941 erfolgte zweite Datierung von Brause (im Artikel vom TLDA als 1. Datierung geführt und als sehr interessant bezeichnet) in „sehr frühes Magdalénien mit Aurignac-zeitlichen Erinnerungen“ wird 1965 durch Feustel als Aurignacien, aber schon dem Gravettien nahe stehend abgeändert (also um -28.000 oder etwas später).

Eine Magdaléniendatierung, wie sie ursprünglich Brause vorgeschlagen hat, wird also spätestens seit Feustel nicht mehr vertreten. Schuld an dieser 'Kulturdrift' mag auch der relativ große Fundstellenbestand aus dem Magdalénien gegenüber den sehr raren Stationen aus Aurignacien und Gravettien in Mitteldeutschland sein.

In Abb. 2 auf Seite 70 des Artikels von TLDA ist die GISP2-Kurve in B.C.-Jahren den Technokomplexen gegenübergestellt. Dabei wird Gera-Zoitzberg kurz nach dem zweiten Kältemaximum um -20.000 eingezeichnet, Das Magdalénien beginnt dort bei ca. -13.000. Es wird von einem Autor ein neuer Terminus „Grubgrabien“ bei ca. -20.000 eingeführt. Die C14-Datierungen gewinnen an Bedeutung für neue Fundeinordnungen.

In klimatisch ungünstiger Zeit (gemäß Klimakurve) siedelte man auf der nach Nordwesten orientierten Hangseite, in klimatisch günstigerer Zeit (Magdalénien) bevorzugten die Siedler die Südseite des Hanges. Das Ausschließen von Magdalénien für Gera-Zoitzberg auf Grund „ausgewählter Fundkomplexe“ und deren statistische Aufarbeitung bei ca. 50 % Fundverlust wirkt nicht wirklich überzeugend. Ein 'Brückenschlag' der Fundstelle Gera-Zoitzberg über ca. 300 m zur Fundstelle Gera-Binsenacker will kulturtechnisch nicht mehr gelingen, dafür aber einer über Hunderte von Kilometern nach Niederösterreich.

Klimatisch sollte es Gera-Zoitzberg zu dieser Zeit um -20.000 eigentlich nicht gegeben haben, deshalb auch der häufige Gebrauch des Terminus „**kurz nach dem 2. Kältemaximum**“.

Es geht wohl um eine Stützung der neuen These einer Besiedlung Mitteldeutschlands kurz nach dem 2. Kältemaximum gemäß GISP2-Klimakurve und der archäologischen Bestätigung eines neu eingeführten Terminus „Grubgrabien“, insbesondere, da die Anzahl der Siedlungsstationen *vor* dem Magdalénien extrem rar sind im Vergleich zu Magdaléni-Stationen.

Was hat dieser Beitrag nun mit den *Zeitensprüngen* und der Chronologiekritik zu tun? Er gibt mir Gelegenheit, meine Dankbarkeit an jene Autoren auszudrücken, die mit ihren Büchern, *Zeitensprünge*-Artikeln und im Inter-

netforum dazu beigetragen haben, dass ich bei den Geschichtswissenschaften versuche, hinter die *story* der geltenden Chronologie und Geschichte zu sehen. Besonders erfrischend empfand ich die Bücher und Beiträge von G. Heinsohn – auch mit Co-Autor H. Illig – sowie die Beiträge von Günter Lüling, auf dessen ‘Hebräer-Buch’ ich gespannt bin. Als ‘ungelehrter’ Geschichtsinteressierter fand ich nach vielen Jahren das Suchens eine Art geistige Heimat bei den Zeiteinsparern.

Anhang

Anlässlich unserer Weimarer Tagung nutzte ich die Gelegenheit, die didaktische Ausstellung des Museums für Ur- und Frühgeschichte beim Thüringer Landesamt für Denkmalschutz und Archäologie zu besuchen. In dieser Ausstellung wird Gera-Zoitzberg noch dem Aurignacien zugeordnet. Um mich für den zugesandten Artikel erkenntlich zu zeigen, habe ich Dr. Käßner drei Arbeiten zugesandt: den C14-Crashkurs von Blöss und Niemitz, den Artikel über menschlichen Einfluss auf die nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas von Menting und den über postglaziale Gletschervorstöße von Blöss. Als Antwort darauf erhielt ich:

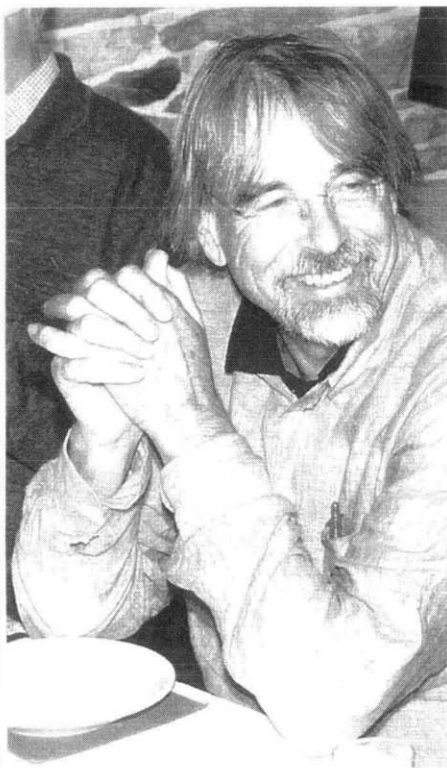
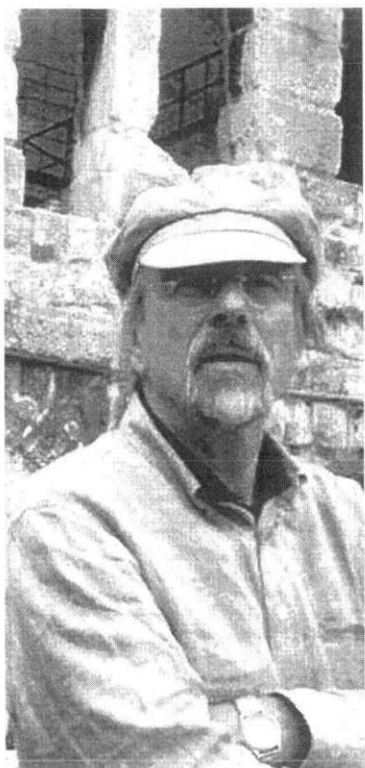
„Auch die oft so genannten ‚etablierte Wissenschaft‘ trägt keine Scheuklappen. Der ‚C14-Crash‘ und die daraus von den Autoren gezogenen Folgerungen sind mir nicht unbekannt; jedoch teile ich diese Auffassungen ausdrücklich nicht. Die 14C-Methode ist nach meiner Ansicht eine gut durchgearbeitete und oftmals geprüfte valide wissenschaftliche Methode und die Kalibrierung mittels Dendrochronologie und weiterer Verfahren sehr sicher (natürlich erweitern sich die Fehlertoleranzen aufgrund der Kalibrierung). Wichtig ist, dass sich Wissenschaft immer selbst hinterfragt, und dies scheint mir gerade in den letzten Jahren sowohl im Hinblick auf die ‚kalendarischen‘ Datierungsmethoden, als auch die Steinzeitarchäologie sehr tiefgründig geschehen zu sein.“

Literatur

- Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik* (Hg. Joachim Herrmann, 1989); Leipzig · Jena · Ostberlin (auch Stuttgart)
- Auerbach, Alfred (1930): *Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Ostthüringens*; Jena
- Blöss, Christian/ Hans-Ulrich Niemitz (1998): „Postglaziale“ Gletschervorstöße. Kritik der Altersbestimmungsmethoden für das Quartär (III)“; in *ZS* 10 (4), 568-585
- / - (2000): *C14-Crash-Kurs*; pdf-Datei
- Eigenrauch, S. (2008): Erste Spuren nach der Eiszeit. Am Geraer Zotzberg wird nach Beweisen für die Besiedlung gesucht; in *Thüringer Landeszeitung* für Gera, 15.8.
- Heinsohn, Gunnar (2000): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Gräfelfing

- Kahlke, Dietrich (1981): *Das Eiszeitalter*; Leipzig · Jena · Berlin
- Kübner, Mario/ Terberger, Thomas (2006): „Die Fundstelle Gera-Zoitzberg und die Zeit zwischen Gravettien und Magdalenien in Mitteldeutschland“; in *Alt-Thüringen* 39/2006, 69-119
- Menting, Georg (1998): „Der Einfluß des Menschen auf die nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas“; in *Zeitensprünge* 10 (4) 536-567
- Probst, Ernst (1991): *Deutschland in der Steinzeit*; München
- Schulter, Simone (2008): Mit kleinen Steinen offene Fragen klären; in *Allgemeiner Anzeiger für Gera/Schmölln* am 20. 08. 08

Volker Heinitz, 07554 Brahmenau, Am Zuckerberg 31



Gunnar Heinsohn,
2007 in Istrien: im
römischen Pula /
bei Steljo / vor der
Ćićarija im Ge-
spräch mit Clark
Whelton (außer-
halb des Bildes)
[Aufnahmen Christi-
ne Hoffmann, An-
dreas Otte]

Unserem Bruder, Schwager und Onkel zum Geburtstag

Familie Heinsohn

Gunnars Geburtstag nehmen wir zum Anlass, um in dieser vielgelesenen und renommierten Zeitschrift im Rahmen der Rekonstruktion von Geschichte, der sich die Zeitenspringer verschrieben haben, einen kleinen, im familiären Bereich angesiedelten Beitrag zu leisten. Wir – Bruder, Schwägerin, Nichte und Neffe des Jubilars – wünschen Gunnar noch viele ertragreiche Jahre!

Geschichte umfängt ja auch Zeiträume, die noch kein Menschenalter zurückliegen. Die Jahre, bevor und in denen Gunnars Eltern¹ eine Familie gründeten, fallen in die Zeit der NS-Diktatur. Für Gunnar und seine Geschwister war diese Zeit als Geschichte zu erfragen und aus den Aussagen der damals Erwachsenen, allgemeinen Werken über die Zeit und eigenem Erinnern zu rekonstruieren. Dabei besteht ja der begründete Verdacht, dass die damals Erwachsenen später in der Darstellung der Geschehnisse ihre damaligen Haltungen und Taten nicht immer offen darlegen, weil sie aus Sicht der bundesdeutschen Demokratie rückblickend kein besonders gutes Licht auf sie werfen. Entsprechend ergeben die später fehlenden und bewusst lückenhaft oder verzerrend gelieferten Darstellungen der damals Erwachsenen in Kombination mit dem Nach- und Erforschen der Jüngerer eine rekonstruierte Version der Geschichte/n. Diese Versionen verfestigen sich mitunter so sehr, dass ihre begründete Revision nur noch schwer durchzusetzen ist. Aus dem Bereich von Geschichten in Gunnars Familie sind zwei Revisionen solcher Rekonstruktionen hier Gegenstand unseres Artikels.

Dabei kann man fast sagen, es handele sich um zwei „Geschichtenfälschungen“. Da Henning HEINSOHN, Bruder Gunnars, in Schleswig-Holstein wohnt, nehmen wir den Namen dieses Landes als Stichwort für die erste Revision einer rekonstruierten Geschichte.

Die Rolle Henry HEINSOHNS, unseres Vaters (bzw. Schwiegervaters und Großvaters), als Soldat der Kriegsmarine wurde im Familienverband über die Jahre wie folgt rekonstruiert. Auf einen Satz verkürzt, lautete sie so: Henry HEINSOHN hat als Artillerieoffizier an Bord des Linienschiffes *Schleswig-Hol-*

¹ Das waren Heinrich HEINSOHN (gen. Henry; Lüne bei Lüneburg *12.02.1910-06.05.1943*, versenkt südlich vor Cape Farewell im Atlantik) und Roswitha Laura Marie MAURER (Berlin-Friedenau, seit 1920 zu Berlin). *13.10.1917-04.08.1992* Bonn, (1) ∞ 23.07.1940 in Swinemünde, (2) ∞ 26.06.1946 VON DOETINCHEM in Neustadt in Holstein, o|o 1956 in Bonn)

stein am 1. September 1939 in Danzig buchstäblich den *Zweiten Weltkrieg* mit begonnen. Das entspricht nicht der Wahrheit!

Henning, der Genealoge der Familie, hatte bei der Erforschung unserer Ahnen bzw. der Lebensgeschichte Henry HEINSOHNS herausgefunden, dass Henry verbeamteter Offizier der *Reichsmarine* war, die 1935 in der *Kriegsmarine* aufging. Weiter war Henning sich sicher, dass Henry HEINSOHN als Artillerieoffizier auf dem Linienschiff *Schleswig-Holstein* am 1. September 1939 den *Zweiten Weltkrieg* mit eröffnet hat. Die *Schleswig-Holstein* befand sich zu dieser Zeit auf Freundschaftsbesuch in der Freien Stadt Danzig. Das Schiff lag im Hafen Danzig-Neufahrwassers gegenüber der *Westerplatte*, auf der Polen – im Rahmen seiner beanspruchten Militärhoheit über Danzig – eine Militärbasis unterhielt, um Angriffe äußerer Feinde abwehren zu können. Am 1. September 1939, ab 4:45 h nahm die Artillerie der *Schleswig-Holstein* die *Westerplatte* unter Beschuss mit allen weiteren bekannten Folgen.

Henning erzählte in den 70er und 80er Jahren diese Version. Wir fanden die Geschichte glaubhaft und erzählten sie – nicht ohne Scham – überall weiter. Von Bedeutung war dabei für manch ein Familienmitglied auch die mit dem Begriff *Sündenstolz*² missgedeutete Haltung: „Erst waren wir so schlimm wie kein anderer und jetzt sind wir mit unserer rückhaltlosen Schuldannahme so gut wie sonst niemand.“ So beschreibt Gunnar diese Haltung auf Seite 2 in: *Vom Erinnern zum Gedenken: Zum Stand der Schoah-Rezeption in der dritten Generation*.³ Diese Haltung steht ihm aber u.a. für ein von eigener (anderweitiger) Schuld wegstrebendes und/oder für ein HITLER und das Judentum nicht verstehendes Motiv.

„Das erste ‚wir‘ steht schließlich nicht für die Wir-Sagenden selbst, sondern für die Täter aus den Vorkriegs- und Kriegsgenerationen.“ [ebd., 2]

Schuld ist eine persönliche Kategorie, daher ist es falsch, dass Jüngere eine Schuld annehmen, die sie schon auf Grund der späten Geburt gar nicht haben können, sondern den Tätern selbst anzulasten ist. Hannah ARENDT⁴ hat diese

² Die Einführung dieses Begriffs wird Niklas LUHMANN zugeschrieben.

³ Gunnar HEINSOHN, *Vom Erinnern zum Gedenken: Zum Stand der Schoah-Rezeption in der dritten Generation*, Vortrag gehalten am 24. Januar 1997 beim Colloquium der *Bundeszentrale für politische Bildung*, Bonn und der *literaturWERKstatt*, Berlin-Pankow, Schirmherr: Bundespräsident Prof. Dr. Roman HERZOG, 24.-26. Januar 1997, 30 pp.

⁴ Sie schreibt, dass „diese zur Schau getragenen und reichlich publizierten Schuldgefühle gar nicht echt sein können. Sich schuldig zu *fühlen*, wenn man absolut nichts getan hat, und es in der Welt zu proklamieren, ist weiter kein Kunststück, erzeugt allenthalben »erhebende Gefühle« und wird gern gesehen. Es gibt sehr wenige Menschen, die imstande sind, wirklich begangenes Unrecht einzusehen – von Reue oder Scham ganz zu schweigen. Das ist nicht so einfach. Von allen Seiten und in allen Bereichen ist die deutsche Jugend heute [1964] mit Männern konfrontiert, die in Amt und Würden, in maßgeblichen Positionen und

von vielen praktizierte Annahme der Schuld anderer bestens analysiert und 1964 eine Erklärung dieses Verhaltens geliefert.

Wenn Einzelne Schuldgefühle entwickeln, für Taten die andere begangen haben, dann kann das nur zur Perversion des Verständnisses von Schuld führen. Dies diskutierten Familienmitglieder aus dem engeren und im weiteren Verwandtschaftskreis bei diversen Geburtstagsfeiern (wie denjenigen Ruth HEINSOHNS, verh. GERHOLD) und andern Gelegenheiten. Unbill mancher Familienmitglieder über ihnen als Schüler abverlangte Schuldgefühle zur Schoah konnten dank Gunnars Arbeiten⁵ als *Syndrom der verfolgten Unschuld* entlarvt werden und nach Gunnars empfohlener Methode überwunden werden. Schuld annehmen und sich schuldig fühlen, sollen nur die Personen, die Schuld haben. Wenn keine Person mehr die Schuld anderer annimmt oder sich gar für die Taten anderer schuldig fühlt, dann muss sie auch nicht demjenigen oder demjenigen grollen – z.B. den Juden –, von denen sie meint, dass sie Schuldannahme verlangen. Denn das wird nur den Schuldigen abverlangt, niemandem sonst. Gunnar hat mit seiner Erklärung von HITLERS Motiven und seinen Erklärungen der verschieden motivierten Antijudaismen Großartiges geleistet und stark in die Familie und deren Verwandten- und Bekanntenkreis hineingewirkt. Diese Ausführung soll v.a. erklären, warum bestimmte Versionen rekonstruierter Geschichte gerne geglaubt werden. Sie befriedigen den Erzählern neben der Wissbegier eben noch ein weiteres Bedürfnis.

öffentlichen Stellungen das Gesicht des Landes bestimmen und in der Tat sich einiges haben zuschulden kommen lassen, ohne sich offenbar schuldig zu *fühlen*. Die normale Reaktion einer Jugend, der es mit der Schuld der Vergangenheit ernst ist, wäre Empörung. Und Empörung wäre zweifellos mit gewissen Risiken verbunden – nicht gerade eine Gefahr für Leib und Leben, doch entschieden ein Handicap für die Karriere. Das ist alles sehr verständlich; aber wenn diese Jugend von Zeit zu Zeit – bei Gelegenheit des Anne-FRANK-Rummels oder anlässlich des EICHMANN-Prozesses – in eine Hysterie von Schuldgefühlen ausbricht, so nicht, weil sie unter der Last der Vergangenheit, der Schuld der Väter, zusammenbricht, sondern weil sie sich dem Druck sehr gegenwärtiger und wirklicher Probleme [– nämlich die Empörung über die Schuldverleugnung lieber zu unterdrücken, um sich Konflikte mit den einflussreichen tatsächlich Schuldigen zu ersparen –] durch Flucht in Gefühle, also Sentimentalität entzieht.“ Hannah ARENDT (*1906-75*), *EICHMANN in Jerusalem: Ein Bericht von der Banalität des Bösen. Mit einem Essay von Hans MOMMSEN* [EICHMANN in Jerusalem, 1963; dt.] (*1964), Brigitte GRANZOW (Übs.), München und Zürich: Piper, 91995, (Serie Piper; Bd. 308), pp. 298 seq, Hervorhebungen im Original, unsere Hinzufügung in eckigen Klammern.

⁵ Gunnar HEINSOHN, *Antizionismus – die salonfähige Maske des Judenhasses? Seine Stellung in der Reihe der übrigen Antijudaismen*, Vortrag gehalten am 2. Juni 2002 beim Seminar zu *Antisemitismus und Antizionismus des Deutsch-Israelischen Jugendforums*, Berlin, in Münster in Westfalen, Akademie Franz-HITZE-Haus, 31. Mai bis 2. Juni 2002, 38 pp, hier insbesondere pp. 30 seq.

Die Geschichte, Henry HEINSOHN habe persönlich den *Zweiten Weltkrieg* eröffnet, lässt sich so nicht aufrechterhalten. Bei einem Besuch Hennings bei einem Vetter, Heinrich HEINSOHN in Freiburg an der Unterelbe (Kehdingen), klärte sich die Geschichte auf. Dieser Vetter hatte aus dem Krieg einen Freund, der als Kadett von Henry HEINSOHN mit ausgebildet worden war.

Henry war in der Zeit vom 1.7.1939 bis etwa 30.6.1940 Ausbildungs-offizier auf der *Schlesien* und bildete die „Crew '39“ aus. Die *Schlesien* war dann ab 20.9.1939 in der Danziger Bucht und hat mit der *Schleswig-Holstein* zusammen die polnischen Küstenbatterien durch Beschuss ausgeschaltet. Dieser Sachverhalt wurde uns noch schriftlich bestätigt. Somit hatten wir es schwarz auf weiß, dass die Geschichte mit der *Schleswig-Holstein* eben nur eine Geschichte war.

Die Tatsache, dass die Schiffe *Schleswig-Holstein* und *Schlesien* nicht nur sehr ähnlich hießen, sondern zudem noch baugleiche Schwesterschiffe waren, hat sicher dazu beigetragen, die Behauptung, Henry HEINSOHN habe persönlich den *Zweiten Weltkrieg* mit eröffnet, nicht als falsch zu entlarven. Die Behauptung fand sogar ihren Weg in die *Wikipedia*, wo sie im Artikel über Gunnar HEINSOHN stand. Der Neffe Ulf hat den *Wikipedia*-Eintrag dann im August 2006 richtig gestellt.

Nach seinem Kommando auf der *Schlesien* hat Henry sich freiwillig zur U-Bootswaffe gemeldet.⁶ Er ist am 6.5.1943 gefallen, als die britische *Pelican* sein U-Boot *U 438 'Berlin'* südlich vor dem neufundländischen *Cape Farewell*, welche Ironie, im Nordatlantik versenkte. Gunnar kam posthum zur Welt. Seine Großmutter Elsbeth DAMKÖHLER (verh. MAURER)⁷ erinnerte sich

⁶ 1940 erwirkte Henry seine Versetzung zur U-Bootswaffe und kam nach Hamburg. Dabei besuchte er seine Schwester Ruth HEINSOHN (verh. GERHOLD: Lüneburg *29.03.1911–14.03.2003* Hamburg). Sie fragte ihn, warum er sich hatte versetzen lassen. Er erzählte ihr von seinen Erfahrungen auf dem Linienschiff *Schlesien* beim Beschuss polnischer Marinestützpunkte in Hela (pol. Hel, auf der *Putziger Nehrung*) und Gdingen. Nach der Eroberung Danzigs und der Kapitulation der *Westerplatte* traf Henry SS-Offiziere auf einer Siegesfeier. Dabei brüsteten sich SS-Offiziere ihrer Schandtaten, nämlich der Ermordung von Mitgliedern der polnischen Intelligenz samt Frauen und Säuglingen in der *Freien Stadt Danzig* und im Gebiet des sog. *Korridors*. Genau für diese Morde waren die Totenkopfeinheiten vom Reich aus überhaupt eingesetzt worden. Die Ermordung von Zivilisten, vor allem von Babys ließ Henry erschauern, so dass er zur U-Bootswaffe wechseln wollte, um nur nie in den mörderischen Einsatz gegen Zivilisten zu kommen. Auch Ruth machte das fassungslos. Cf. Ruth HEINSOHN (verh. GERHOLD), *Protokoll des Gesprächs mit Ruth GERHOLD am 13. Dezember 1999*, Ulf HEINSOHN (Interviewer u. Kompilator), Hamburg und Berlin: oral history-Familienprojekt, 1999, pp. 6 seq.

⁷ Elsbeth DAMKÖHLER (verh. MAURER), Brief vom 24./25.09.1953 an Roswitha MAURER (verw. HEINSOHN, gesch. VON DOETINCHEM). Unsere Hinzufügungen in eckigen Klammern.

in einem Brief an Gunnars Mutter Roswitha an den Tag seiner Geburt wie folgt. Nach ihrer Berechnung

„mußte das Kind [Gunnar] erst am 20. Nov. [1943] geboren werden u. wie Du [Roswitha] am 20. abends um 9 Uhr zu mir sagtest: «Muttchen, wir haben d. 20. heute» u. ich sagte, «der ist noch nicht zu Ende!» [Eine] ½ Std. später fuhrst Du fort [ins Krankenhaus]. Er [Gunnar] hat sich nur soviel verspätet, um ein Sonntagkind zu werden. – Es war ja wohl nur ½ Std.?“

Nun zur anderen Rekonstruktion. Die Fluchten im Januar und März 1945, auf die sich unsere Mutter Roswitha MAURER (verw. HEINSOHN) mit uns drei Söhnen sowie dem polnisch-kaschubischen Kindermädchen Irena PRZYTARSKA und dem französischen Zwangsarbeiter Paul BOIBESSOT⁸ (als Kutscher) begab, hörten sich in Roswithas Erzählungen immer wie ein großes Abenteuer an. Tatsächlich waren sie das ja auch, nur eben kein abenteuerlustig gesuchtes, sondern ein angesichts der sowjetischen Vorstöße als geringeres Übel gewähltes Wagnis mit ungewissem Ausgang. Schon die Erzählungen der damals erwachsenen Beteiligten selbst und die Weitererzählung des Gehörten durch die Jüngeren, führten zu Ausschmückung und Erweiterung, wo das für die Dramatik der Geschichte geeignet schien. Daraus entwickelte sich seit unserer frühesten Jugend die Version der folgenden Familiengeschichte:

Gunnar sei auf der Flucht vom Pferdeschlitten gefallen, ohne dass es jemand bemerkt habe. Ein Bauer habe ihn gefunden und Roswitha zurückgebracht. Die Wahrheit ist leider viel profaner, entbehrte aber für die damals Beteiligten nicht der gebotenen Dramatik. Über die Fluchten, erst vom 28.1.–30.1.1945 im offenen Pferdeschlitten vom hinterpommerschen Blankenhagen (heute Dłusko, Polen), Kreis Regenwalde, ins vorpommersche Bansin auf Usedom, dann im Leiterwagen vom 10.3.–1.4.1945 von Bansin ins holsteinische Bliedorf bzw. Brodau berichtete Roswitha in einem Photoalbum, das sie für unseren Bruder Knut HEINSOHN in den 50er Jahren anfertigte. Daraus hier die entsprechende Seite. Der Text dieser Seite lautet:

„Am 28.1. fuhren wir im offenen Schlitten bei -12° Kälte nach Bansin, Seestr. 53 zu Oma [Elsbeth DAMKÖHLER, verh. MAURER]. Irene [Irena PRZYTARSKA] war mit dabei, und als Kutscher hatten wir einen Franzosen, den uns Tante Ali [Alice VON DOETINCHEM, später Roswithas Schwägerin], von einem Untergut gegeben hatte, er hieß Paul [BOIBESSOT]. Wir übernachteten [am 28./29.1.1945] bei einer Familie VON SYDOW, Gunnar lag in der Badewanne und schrie. Abends hatten wir uns verfahren, ausgerechnet

⁸ Irena PRZYTARSKA (Kościerzyna [dt. Berent in der Kaschubei] *31.03.1922–18.07.2005* Gdynia) und Paul Boibessot (Indevillers [Hochburgund] *25.06.1915–15.12.1985* Vermondans)

im Sperrgebiet einer Munitionsfabrik. Am anderen Tag passierte etwas sehr Aufregendes. *Mamis große Handtasche war vom Schlitten gerutscht und keiner hatte es gemerkt.* Wieder mußten wir zurück und ein Bauer hatte sie gefunden. Später fuhren wir auf einem Leiterwagen von Herrn VON LEPEL nach Holstein. Am 10.3. fuhren wir von Bansin ab und kamen am 1.4.45 an.“ [Unsere Hinzufügungen in eckigen Klammern und unsere Hervorhebung in Fettsatz].

Die Handtasche war nicht nur wegen der darin enthaltenen Papiere so wichtig, sondern auch wegen der enthaltenen hohen Barschaft. Roswitha MAURER hatte einen Teil der Möbel verkauft, bevor sie im Juni 1944 den Rest in ihrer Wohnung in Gdingen (poln. Gdynia, besatzungsamtlich aber Gotenhafen) zurückgelassen hatte, und sich die Lebensversicherung ihres gefallenen Mannes Henry auszahlen lassen.

Nun, da die Zeiteinsparungen zwanzig Jahre existieren, ist Gelegenheit, kurz auch etwas über unsere Mutter, Roswitha MAURER (verw. HEINSOHN, gesch. VON DOETINCHEM) zu schreiben. Bei einem Besuch in der Schweiz in den 70er Jahren kaufte sie sich in Basel für die Rückreise nach Bonn ein Buch. Dieses Buch war von Immanuel VELIKOVSKY und hatte den Titel *Zeitalter im Chaos*.⁹ Nach der Lektüre im Zug war sie so begeistert und erweckte in ihren beiden Söhnen Henning und Gunnar Interesse für Geschichtsrevisionen. Ein Interesse, das noch immer anhält. Unsere Mutter wurde 1982 mit dieser Begeisterung eine Mitbegründerin der *Gesellschaft zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte (GRMNG) e.V.*, zu deren Mitgliedern so manche der heutigen Zeiteinsparungen schon gehörten.¹⁰ Roswitha VON DOETINCHEM wurde Kassenwartin der Gesellschaft, Gunnar war ihr Vorsitzender. Sie starb 1992 in Bonn.

Dir, lieber Gunnar, wünschen wir weiterhin viele gute Geistesblitze und Forschungserfolge in der Geschichte der Zivilisation, Bevölkerungsentwicklung, Wirtschaftstheorie etc.

Deine Rita, Henning, Ulf und Imme.

Der Zeitschrift *Zeiteinsparungen* wünschen wir noch viele Jahre, um uns weiter über die neuesten Entwicklungen der Geschichtsrevisionen auf dem Laufenden zu halten.

⁹ Immanuel VELIKOVSKY, *Zeitalter im Chaos: vom Exodus zu König Echnaton*, Ilse FUHR und Albert FUHR (Übs.), Zürich: Europa Verlag, 1962, 376 pp

¹⁰ Von den elf Gründungsmitgliedern sind in diesem Jubiläumshft neben dem Jubilar vertreten: Achim BABENDREYER, Christian BLÖSS, Heribert ILLIG, Zainab Angelelika MÜLLER und Erika VIERLING.



Der Jubilar auf dem Arm seines Kindermädchens, links Bruder Henning, rechts Knut auf dem Arm des Kutschers (s. S. 587) / darunter Gunnar Heinsohn, ca. 20-jährig, und seine Mutter Roswitha, ca. 45-jährig [Aufnahmen aus Familienbesitz]

Gunnar HEINSOHN – Leistung und Anstöße

Ein Forschungsprogramm

Ulf Heinsohn

Gunnar HEINSOHNS 65. Geburtstag nehme ich zum Anlass über sein Wirken und die Anstöße zu berichten, die es ausgelöst hat.¹

Erklärung des jüdischen Tötungsverbot, des Judenhasses, der Bevölkerungsentwicklung und der Wirtschaft

Gunnar HEINSOHNS zivilisationsgeschichtliche Forschungen über die Entstehung des jüdischen Tötungsverbot,² – zusammen mit Otto STEIGER – über die intensivierte Hexenverfolgung als bevölkerungspolitisch motivierte Maßnahme³ und die in der Polis verortete Schaffung des Eigentums⁴ haben bei mir seit Beginn der 80er Jahre die tiefsten Eindrücke hinterlassen. Das jüdische Tötungsverbot, Gunnar hat es in diversen Veröffentlichungen⁵ als Abschaffung des Menschenopfers und der darauf beruhenden Religion⁶ dechiffriert, umfasste sowohl das offen als solches praktizierte Menschenopfer selbst,

¹ Ich möchte Alexandra SKOWASCH, Gedeon HEINSOHN und Heribert ILLIG danken, ohne deren Geduld, Entgegenkommen und Rat dieser Artikel in der Eile nicht zu Stande gekommen wäre.

² Cf. Gunnar HEINSOHN, „Theorie des Tötungsverbot und des Monotheismus bei den Israeliten sowie der Genese, der Durchsetzung und der welthistorischen Rolle der christlichen Familien- und Fortpflanzungsmoral“, in: Joachim MÜLLER und Bettina WASSMANN (Hg.), *L'invitation au voyage zu Alfred SOHN-RETHEL: Festschrift zum 80. Geburtstag*, Bremen: Wassmann, 1979.

³ Cf. Gunnar HEINSOHN und Otto STEIGER, *Die Vernichtung der weisen Frauen. Hexenverfolgung, Kinderwelten, Bevölkerungswissenschaft, Menschenproduktion. Beiträge zur Theorie und Geschichte von Bevölkerung und Kindheit* (1985), 5. erw. Aufl., München: Heyne, 1992 oder auf Englisch: Gunnar HEINSOHN und Otto STEIGER, *Witchcraft, Population Catastrophe, and Economic Crisis in Renaissance Europe: An Alternative Macroeconomic Explanation – With an Appendix by John M. RIDDLE*, Bremen: Universität Bremen / Fachbereich 7 – Wirtschaftswissenschaft / Institut für Konjunktur- und Strukturforschung, 2004, (IKSF-Discussion Paper; No. 31, 2004).

⁴ Cf. Gunnar HEINSOHN, *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozial-theoretische Rekonstruktion der Antike*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984.

⁵ Cf. Gunnar HEINSOHN, „Was ist Judentum?“, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*; Jg. 43 (1991), H. 4, pp. 333-344 und Gunnar HEINSOHN, *Was ist Antisemitismus? Der Ursprung von Monotheismus und Judenhass*, Frankfurt am Main: Eichborn, 1985.

⁶ Cf. Gunnar HEINSOHN, *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1997.

sowie seine verdeckten Formen als Infantizid, so dass im Judentum sogar eine Familienplanung durch Infantizid unmöglich wurde, die andere Kulturen noch lange pflegten.

Um ein Ausweichen zum Tieropfer zu verhindern, wurde auch dieses verboten – nur solange der Tempel noch bestand, gab es dort noch eine einzige Stätte des Tieropfers, das mit der Tempelzerstörung ersatzlos fortfiel. Dem jüdische Laien wurde sogar das Schlachten verboten, um eine so verdeckte Pflege des Opferkults zu unterdrücken und das, obwohl die jüdische Kultur am Fleischverzehr festhielt. Jede Berührung mit, und insbesondere der Verzehr von Blut, ist Juden strengstens verboten. Der besonderer Aufsicht unterliegende Beruf des Schächters entstand. Ein Schächter muss einen in Fragen der jüdischen Religion tadellosen Lebenswandel haben und er darf keine Befriedigung aus seiner Tätigkeit ziehen, insbesondere kein Vergnügen beim Töten der Tiere empfinden, sonst darf er nicht mehr töten, und Fleisch der von ihm geschächeteten Tiere ist unrein, d.h. vom Verzehr ausgeschlossen. Auch dies ursprünglich sicher, um womöglich vom Schächter verdeckt ausgeübte Opferhandlungen und die Teilhabe daran – durch Verzehr – seitens anderer Personen zu unterbinden.

Die Forschungen zur Bevölkerungsentwicklung haben mich beeindruckt, weil darin die Kindesvernachlässigung als Massenphänomen in Europa als Ausdruck ungewollter Elternschaft gedeutet wurde, wobei immer weniger Eltern überhaupt ein individuell existentielles Interesse an Nachwuchs haben konnten. Immer weniger Eltern bedurften als Erbe ihrer Produktionsmittel eines seelisch wie körperlich gesunden Kindes, das elterliche Zuneigung durch Versorgung im Alter vergelten würde. Denn viele Eltern verfügten und verfügen selbst über keine vererbbaaren Produktionsmittel, durch deren Einsatz ihr Lebensunterhalt zu bestreiten ist.

Am nachhaltigsten aber prägte mich die heute *Eigentumsökonomik* genannte neue Wirtschaftstheorie Gunnars – und seines leider dieses Jahr verstorbenen Freundes Otto STEIGER.⁷ Oberflächlichen Zugang gewann ich im Familien- und Bekanntenkreis durch unzählige Gespräche, intensive Diskussionen und durch Streit – in An- oder auch Abwesenheit Gunnars – bei Kaffee und Kuchen oder anderem gutem Essen. Mein eigener tiefer Einstieg in die Materie begann aber an einem warmen Sommertag des Jahres 1987 im Schatten einer vielleicht 30-jährigen Buche am damals einsamen Rande des *Großen Tiergartens* nahe dem LESSING-Denkmal, fast im Schatten der *Berliner*

⁷ Cf. Gunnar HEINSOHN und Otto STEIGER (*1938-2008*), *Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1996 und Gunnar HEINSOHN und Otto STEIGER, *Eigentumsökonomik*, Marburg an der Lahn: Metropolis, 2006 und viele, viele weitere.

Mauer.⁸ Dort verschlang ich Gunnars *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion der Antike*⁹ in einem Zug. So viele Fragen werden darin aufgeworfen und Antworten darauf gesucht und gefunden. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, was mich natürlich in dieser Zeit zunehmend interessierte, erschien mir in einem komplett anderen Licht. Phänomene wie Hysterie, patriarchalische Sexualmoral und Warenüberfluss, vergeldlichte Beziehungen sowie die Entstehung sowohl der Abstraktion wie moderner Logik, sind in dem Buch thematisiert. Alles schrie nach sofortiger wissenschaftlicher Durchdringung und Erforschung.

Eigentum und Recht und Freiheit – und Wirtschaft

Also begann die Suche. Zunächst sammelte ich Anhaltspunkte, und die Beschäftigung mit Gunnars (und Ottos) Wirtschaftstheorie eröffnete viele Querverbindungen. Daraus will ich hier v.a. einige teils in den Anfängen steckengebliebene Forschungsprojekte vorstellen.

Nachdem Gunnar 1982 die Entstehung des Eigentumsrechts, damals noch Privateigentum genannt, für die Antike erklärt und die daraus erwachsende Wirtschaft schlüssig abgeleitet hatte, blickte ich verwirrt auf die Neuzeit. Gunnar hatte ja den Untergang des Eigentumsrechts und seine Ersetzung am Ende der Antike durch Colonat¹⁰ sowie freiwillig im Wege der *commendatio* oder gewaltsam begründete Untertanenverhältnis beschrieben, so dass einem neuen Feudalismus der Weg gebahnt war. Auch hatte er die Wiederbegründung der Wirtschaft freier Eigentümer für England angedeutet.¹¹

Doch wie passte das mit dem Wohlstand der mehr oder minder autonomen Kaufmannsrepubliken¹² in Europa zusammen. Sie bestanden doch schon vor der englischen Umwälzung im 14. Jh.¹³ Nicht Befehl, sondern Freiheit be-

⁸ Die Buche, inzwischen 20 Jahre älter, überstand die starken Veränderungen in diesem Bereich des *Großen Tiergartens* (Niederreißen der Mauer, Ausholzen des Urwalds entlang der Mauer, Anlage neuer, breiterer Wege parallel zur nun wieder befahrbaren LENNÉstr., Bau der Tiergartentunnels) unbeschadet und ist mir ein trauter Ort.

⁹ Gunnar HEINSOHN, *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion der Antike*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984, p. 158.

¹⁰ Cf. Karl ROTH, *Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches*, Berlin und Leipzig: de Gruyter, 1919, (Sammlung Göschen; Nr. 87).

¹¹ Gunnar HEINSOHN, *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion der Antike*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984, p. 158.

¹² Als Kaufmannsrepubliken bezeichne ich hier alle Städte, die weitgehende Autonomie genossen, ganz egal, ob sie offiziell den Rang einer *Freien Reichsstadt*, einer *Freien Stadt*, einer *Reichsstadt* oder gar den eines souveränen Staates erlangen konnten. Entscheidend ist allein die Autonomie, eine Rechtsordnung innerhalb des Weichbildes zu setzen.

¹³ Cf. Hyman FAGAN und Rodney Howard HILTON, *Der englische Bauernaufstand*

stimmte das Leben ihrer Bürger («Stadtluft macht frei»). Sie koordinierten ihre Tätigkeiten durch Verträge, da ihnen niemand zu befehlen hatte. In den Verträgen fixierten sie ihre Zahlungs- und anderen Verpflichtungen. Sie praktizierten Kredit und Zins, und ihre Produktion musste daher auf Erlösüberschüsse ausgerichtet sein. Wie sehr das gelang, durch Wirtschaften gar Wohlstand und Reichtum erlangt wurde, kann man noch heute an den architektonischen und in Kunstwerke gegossenen Darstellungen des Wohlstands und Reichtums ablesen, die alle einstigen Kaufmannsrepubliken noch heute zu unserem Staunen und Vergnügen aufzuweisen haben.

Wie war es also dazu gekommen, dass diese wirtschaftlichen Inseln der Freiheit bestanden bzw. entstanden? In Italien entstanden die autonomen Kommunen teils aus alten römischen Städten durch Emanzipation der Bürger von meist episkopalen Stadtherren,¹⁴ die in der Zeit des Verfalls und der Gewalt Reste einer Stadtverwaltung aufrechterhalten hatten. Dabei vernebeln die dunkeln Zeitalter den Forschern den Blick. Aber auch die Flucht vor gewalttätigen Herren führte zu Gründungen solcher Kaufmannsrepubliken wie Venedig.¹⁵ Besonders ist die Geschichte der neu gegründeten Kaufmannsrepubliken außerhalb des ehemaligen *Imperium Romanum*.

Für Lübeck vermuten z.B. Fritz RÖRIG und seine Schüler,¹⁶ es sei – wie auch andere Städte der *Ostkolonisation* – von einem Kaufmannskonsortium gegründet worden. Die Gründer teilten die Fläche der künftigen Stadt unter sich auf, bildeten als Konsortialgesellschafter zugleich ein Gremium, aus dem der Rat der Stadt hervorging. Sie vermieteten zunächst nur und verkauften später dann auch Teile ihrer ursprünglich sehr großen Grundstücke, was sich noch heute in der Grundstücksstruktur ablesen lässt.¹⁷ Dies ist unbestritten,

von 1381 [The English Rising of 1381; dt.], Gottfried LESSING (Übs.), Berlin: Rütten & Loening, 1953.

¹⁴ Walter GOETZ, *Die Entstehung der italienischen Kommunen im frühen Mittelalter*, München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und C.H. Beck, 1944, pp. 44seqq.

¹⁵ Cf. Gerhard RÖSCH, *Venedig: Geschichte einer Seerepublik*, Stuttgart, Berlin und Köln: Kohlhammer, 2000.

¹⁶ Cf. Fritz RÖRIG, „Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung“, in: *Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte*, Paul KÄGEBEIN (Hg.), Weimar: Böhlau, 1959, pp. 1seqq.

¹⁷ Cf. Rolf HAMMEL-KIESOW, „Quellen und Methoden zur Rekonstruktion des Grundstücksgefüges und der Baustruktur im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lübeck“, in: Rolf HAMMEL-KIESOW, *Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe. Beiträge zur fächerübergreifenden Zusammenarbeit am Beispiel Lübecks im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*, Neumünster: Wachholtz, 1993, (Häuser und Höfe in Lübeck: Historische, archäologische und baugeschichtliche Beiträge zur Geschichte der Hansestadt im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit; Bd. 1), pp. 39-152.

jedoch über die Stadtgründung als Kaufmannskonsortium besteht Streit.¹⁸ Dabei sind Kaufleute auch als *locatores* belegt,¹⁹ die gegen Geld oder Sachleistungen für neu – durch Landesausbau wie Meliorationen, Deichbau oder durch Krieg – gewonnenes Land Siedler anwarben und in neuen Orten ansiedelten. Lübecker entwickelten bald das Bedürfnis, die zunächst als *erve* (here-ditas)²⁰ nach gemeinem Recht gehaltenen Grundstücke in vollständig frei verfügbares Eigentum (*egen*,²¹ hochdt.: [*Grund*]eigen) umzuwandeln,²²

¹⁸ Erich HOFFMANN, „2. Teil: Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter: Die große Zeit Lübecks“, in: *Lübeckische Geschichte* (1988), 3., verb. und erg. Aufl., Antjekathrin GRASSMANN (Hg.), Lübeck: Schmidt-Römhild, 1997, pp. 79-339, hier pp. 79seq.

¹⁹ Bei der Kolonisation der *Mark Brandenburg* setzten die Markgrafen auf *locatores*, die Siedler v.a. in den Niederlanden, am Niederrhein und in Westfalen warben. Eine Art, sie zu belohnen, war, sie erblich mit dem größten Hof desjenigen Dorfes zu belehnen, das mit den von ihnen geworbenen Siedlern gegründet wurde. Entsprechend wurden die Dörfer dann nach den *locatores* benannt und tragen ihre Vornamen (Nachnamen waren noch unüblich) oft bis heute. Cf. die Bezirke und Ortsteile Berlins namens Giesensdorf, Hermsdorf, Reinickendorf, Rixdorf, Wilmersdorf etc. Adriaan VON MÜLLER, *Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann: Berlin im Mittelalter*, Berlin: Haude & Spener, 1979, p. 54. Auch im *Alten Land* weisen die Kolonien namentlich daraufhin, dass sie sogar meistbietend an *locatores* verkauft wurden, die sie dann parzellenweise an Siedler weiterverkauften. Cf. Ortsnamen wie Francop, Ladekop oder Nincop. Adolf HOFMEISTER, *Besiedlung und Verfassung der Stader Elbmarschen im Mittelalter*. 2 Bd., Hildesheim: Lax, 1979/80, (Veröffentlichung des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 12 und 14), Bd. 2: Hollerkolonisation und die Landesgemeinden Land Kehdingen und Altes Land, pp. 149seq.

²⁰ Rolf HAMMEL, „Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten“, in: *Archäologische und schriftliche Quellen zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck. Materialien und Methoden einer archäologisch-historischen Auswertung*, Alfred FALK und Rolf HAMMEL für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Hg.), Bonn: Habelt, 1987, (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 10), pp. 85-300, hier p. 102.

²¹ Im *Lübischen Recht* ist 'torfacht egen' oder lateinisch 'caespitalitatum proprietas', also *rasentragendes Eigentum*, der terminus technicus für Grundeigentum, der im *Niedern Stadtbuch*, dem Schuldenverzeichnis der Stadt Lübeck gebraucht wurde, wenn dort Grundeigentum als Sicherung für Schulden angeführt wurde. Der Begriff *egen* stammt aus Soest und kam mit dem *Lübischen Recht* nach Visby und Riga. Gerhard KÖBLER, „Das Recht an Haus und Hof im mittelalterlichen Lübeck“, in: *Der Ostseeraum - historische Elemente einer wirtschaftlichen Gemeinschaft*, Klaus FRIEDLAND (Hg.), Lübeck: Schmidt-Römhild, 1980, (Schriftenreihe der Industrie- und Handelskammer zu Lübeck; Nr. 12), pp. 31-52, hier p. 37.

²² „Im 13. und 14. Jahrhundert ... [i]m Zuge der um sich greifenden Geld- und Kreditwirtschaft wurde der Grund und Boden mehr und mehr mobilisiert, aus der Erbgebundenheit gelöst, wurde zur Ware. Das Recht am Grundstück entwickelte sich vom Nutzungs- zum Substanzrecht.“ Wilhelm EBEL, „Über die rechtsschöpferische

„als infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs die Nachfrage nach Geld und Kredit immer weitere Kreise der Stadtbevölkerung ergriff – vor allem die nun für den Markt und nicht mehr auf Bestellung produzierenden Handwerker –, so daß die Nachfrage nach Eigentum an Grund und Boden immer größer wurde. Rechtliche Erleichterungen des Wirtschaftens mit Grund und Boden in der Mitte der Jahrhunderte (Fahrendschreibung von Immobilien)²³ und schließlich die Möglichkeit des Freikaufs vom Weichbildzins in den 1270er Jahren führten dazu, daß immer bis dahin gemietete Nutzungseinheiten oberstadtbuchlich selbständig, geliehene Grundstücke in Eigentum umgewandelt wurden.

Man kann vor diesem Hintergrund den Prozeß des Erwerbs von Grundeigentum ... und Hauseigentum durch immer weitere Kreise der städtischen Bevölkerung (Reichtumserwerb) als den beherrschenden Prozeß vom 12./13. bis zum 20. Jahrhundert bezeichnen.²⁴

In der Folge begannen die Handwerker vielerorts im 13. und v.a. 14. Jh. um eine Beteiligung am Rat²⁵ zu ringen. Keine Frage also, dass sie quasi als Neu-

Leistung des mittelalterlichen deutschen Bürgertums“, in: *Untersuchungen zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte in Europa. Reichenau-Vorträge 1963-64*, Sigmaringen: ²1974, (Vorträge und Forschungen; Bd. 111), pp. 241-258, hier pp. 254seqq. Neu gedruckt in: Wilhelm EBEL, *Probleme der deutschen Rechtsgeschichte*, Göttingen: O. Schwartz, 1978, (Göttinger rechtswissenschaftliche Studien; Bd. 100), pp. 145-162. Meine Auslassung und Hinzufügung.

²³ Die Fahrnis war die frei veräußerliche mobile Habe. „Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde dann die juristische Fiktion der Fahrendschreibung von Liegenschaften, die sog. *mobilitatio* geschaffen. Der Besitzer erschien mit Blutsfreunden, d.h. mit seinen erbberechtigten Verwandten, vor dem Rat und bekundete, er wolle einen näher bestimmten Teil seiner ererbten Immobilien *lyke farende have* besitzen.“ Rolf HAMMEL, „Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten“, in: *Archäologische und schriftliche Quellen zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck. Materialien und Methoden einer archäologisch-historischen Auswertung*, Alfred FALK und Rolf HAMMEL für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Hg.), Bonn: Habelt, 1987, (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 10), pp. 85-300, hier pp. 102seq. Hervorhebungen im Original.

²⁴ Rolf HAMMEL-KIESOW, „Quellen und Methoden zur Rekonstruktion des Grundstücksgefüges und der Baustruktur im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lübeck“, in: Rolf HAMMEL-KIESOW, *Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe. Beiträge zur fächerübergreifenden Zusammenarbeit am Beispiel Lübecks im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*, Neumünster: Wachholtz, 1993 (Häuser und Höfe in Lübeck: Historische, archäologische und baugeschichtliche Beiträge zur Geschichte der Hansestadt im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit; Bd. 1), pp. 39-152, hier p. 138. Hinzufügungen im Original. Meine Auslassung.

²⁵ Philippe DOLLINGER, *Die Hanse* [La Hanse (XII^e-XVII^e siècles)], Paris: Aubier, 1964; dt., (¹1966), erw. Aufl., Hans und Marga KRABUSCH (Übs.), Stuttgart: Kröner,

mitglieder des vorher als Konsortium auftretenden Rates einen Platz beanspruchten. Geschäfte auf dem Immobilienmarkt bedeuteten

„vom ersten Erwerb eines Hauses²⁶ – der die Voraussetzung zur (Schuldner-)Beteiligung am Rentenmarkt, wahrscheinlich jedoch auch zur Beteiligung am gesamten Kreditmarkt war – bis zum Verlust des letzten Hauses – mit dem die Chancen der Kreditaufnahme am Ende angelangt waren – sozusagen die Möglichkeiten ‘gehobener’ wirtschaftlicher Existenz“²⁷

In Lübeck „konnte Grundeigen²⁸ der Kapitalbeschaffung dienen; erstens durch die Aufnahme einer Rente, zweitens durch Verpfändung. Die Rente lag als Reallast auf dem Haus. Bei Zahlungsunfähigkeit (= versessene Rente) fiel das Haus, gleichgültig ob der Wert der Rente niedriger oder höher war als der des Hauses, an den Gläubiger. Weder bekam im ersten Fall der Schuldner den Mehrwert, noch konnte im zweiten Fall der Gläubiger sich an den anderen Liegenschaften oder den Mobilien des Schuldners schadlos halten.²⁹ Die Verpfändung stellte dagegen eine ‘fort-

⁵1998, (Kröners Taschenbuchausgabe; Bd. 371), p. 183.

²⁶ „Durchschnittlich 10 bis 15 mal wechseln im 14. Jahrhundert die Eigentümer eines Grundstücks.“ Rolf HAMMEL, „Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen zum Grundeigentum in Lübeck im 14. Jahrhundert. Ein Zwischenbericht“, in: *Beiträge des Lübeck-Symposiums 1978 zu Geschichte und Sachkultur des Mittelalters und der Neuzeit*, Günter FEHRING für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Hg.), Bonn: Habelt, 1980, (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 4), pp. 31-65, hier p. 36.

²⁷ Rolf HAMMEL, „Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten“, in: *Archäologische und schriftliche Quellen zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte der Hansestadt Lübeck. Materialien und Methoden einer archäologisch-historischen Auswertung*, Alfred FALK und Rolf HAMMEL für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Hg.), Bonn: Habelt, 1987, (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 10), pp. 85-300, hier p. 124. Hervorhebung und Hinzufügung im Original. Meine Auslassung.

²⁸ Nach Ansicht Rolf HAMMELS „kommt der Terminus ‘Eigentum’, zumindest nach der (möglichen) Ablösung der Wortzinse ..., den in Lübeck zugrunde liegenden Verhältnissen am nächsten.“ Rolf HAMMEL, „Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen zum Grundeigentum in Lübeck im 14. Jahrhundert. Ein Zwischenbericht“, in: *Beiträge des Lübeck-Symposiums 1978 zu Geschichte und Sachkultur des Mittelalters und der Neuzeit*, Günter FEHRING für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Hg.), Bonn: Habelt, 1980, (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 4), Anmerkung 7 auf p. 50seq. Hervorhebungen im Original. Meine Auslassung.

²⁹ Cf. Paul REHME, *Das Lübecker Ober-Stadtbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsquellen und des Liegenschaftsrechts. Mit einem Urkundenbuch*, Hannover: Helwing, 1895, pp. 155seq. und Carl Wilhelm PAULI, *Die sogenannten Wiebolds-*

schrittlichere⁹ Art der Verschuldung (Kreditaufnahme) dar. Überstieg die Höhe des gewährten Kredites den Wert des als Pfand gesetzten Hauses, stand dem Gläubiger der Zugriff auf die Mobilien seines Schuldners offen. War der Wert des Pfandes jedoch höher, mußte bei Zahlungsunfähigkeit dem Schuldner der Mehrwert ausgezahlt werden.³⁰ Durch diese Möglichkeit der Kreditbeschaffung bildete *Grundeigen* die Voraussetzung für größere Handelsspekulationen des mittelalterlichen Kaufmanns. Schließlich trat noch die konjunkturbedingte Möglichkeit des günstigen Kaufs und Verkaufs hinzu.⁴³¹

Das Problem der Beschränkung und Erstreckung der Haftung auf das jeweils gestellte Pfand bestimmte das englische Kreditwesen über Jahrhunderte, neben der *Non-Liability-Doktrin*³² des englischen *common law*. Bei Vollstreckung durfte der Gläubiger – in früherer Zeit – nur den Ertrag der Hälfte des verpfändeten Landes, später dann zwar das ganze, aber eben nur das verpfändete Land für sich behalten. War der Preis des Pfandes höher als die ausstehende Schuld, verlor der Schuldner, war es niedriger, verlor der Gläubiger.

In Lübeck trat daher im 14. Jh. an die Stelle der traditionellen Rentenschuld mit Pfandstellung die Kreditvergabe gegen Verpfändung (Kollateralisierung) eines Rechtes, wobei ein nicht voll befriedigter Gläubiger nachfordern durfte oder im umgekehrten Fall dem Schuldner der Überschuss des Pfanderlöses über seine ausstehende Schuld zustand.

„Voraussetzung dieser Kreditbeschaffungsmöglichkeit [mittels Kollateralisierung eines Rechtes] wiederum war die Entwicklung des besitzlosen Pfandes, da das Kapitalbedürfnis nur mit der Verpfändung von Haus und

renten und die Rentenkäufe des Lübisches Rechts. Größtenteils aus ungedruckten Quellen, Lübeck: Archenfeldt, 1865, (Abhandlungen aus dem Lübisches Rechte; Teil 4), p. 98.

³⁰ Cf. Paul REHME, *Das Lübecker Ober-Stadtbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsquellen und des Liegenschaftsrechts. Mit einem Urkundenbuch*, Hannover: Helwing, 1895, p. 155 und Carl Wilhelm PAULI, *Die sogenannten Wieboldsrenten und die Rentenkäufe des Lübisches Rechts. Größtenteils aus ungedruckten Quellen*, Lübeck: Archenfeldt, 1865, (Abhandlungen aus dem Lübisches Rechte; Teil 4), pp. 129seqq. und 145seqq.

³¹ Rolf HAMMEL, „Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen zum Grundeigentum in Lübeck im 14. Jahrhundert. Ein Zwischenbericht“, in: *Beiträge des Lübeck-Symposiums 1978 zu Geschichte und Sachkultur des Mittelalters und der Neuzeit*, Günter FEHRING für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Hg.), Bonn: Habelt, 1980, (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 4), pp. 31-65, hier p. 46 Hervorhebungen und Hinzufügungen im Original.

³² Cf. HEINSOHN, Ulf, „Property, Development and DE SOTO's Approach. The end of Poverty“, in: *Property Economics. Property Rights, Creditor's Money and the Foundations of the Economy*, Otto STEIGER (Hg.), Marburg an der Lahn: Metropolis, 2008, pp. 25-59, hier pp. 49-55.

Hof, in dem der Kaufmann wohnte und sein Gewerbe betrieb, zu decken war.³³

„Wäre er gezwungen, den Besitz zugunsten des Gläubigers aufzugeben, hätte er seine Erwerbsmöglichkeit verloren.³⁴ Der Weiterbesitz des Pfandes war für ihn eine Existenzfrage.“³⁵

Gunnar und Otto erklären im Rahmen der Wirtschaftstheorie nichts anderes.

Oft, wie z.B. in den Weser-, Elb- und Nordseeküsten-Marschen, waren und blieben auch die ländlichen Siedler frei³⁶ und glichen ihr jeweiliges Besitzverhältnis am Land an das Eigentumsrecht an.³⁷ Entsprechend waren sie nicht Teil des feudalen Abgabensystems, sondern schlossen sich der Wirtschaft der seefahrenden Kaufleute und ihrer autonomen Städte an. Die Bauern bildeten *Landesgemeinden* mit gewählten Vertretungsgremien, schlossen Verträge über zunächst die grenzüberschreitende Rechtsanwendung und -harmonisierung und dann den gegenseitigen Wirtschaftsaustausch. Die Elbmarschen³⁸ vereinbarten mit Hamburg, die Wesermarschen³⁹ mit Bremen Wirt-

³³ Rolf HAMMEL, „Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen zum Grundeigentum in Lübeck im 14. Jahrhundert. Ein Zwischenbericht“, in: *Beiträge des Lübeck-Symposiums 1978 zu Geschichte und Sachkultur des Mittelalters und der Neuzeit*, Günter FEHRING für das Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck (Hg.), Bonn: Habelt, 1980, (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 4), pp. 31-65, hier Anmerkung 215 auf p. 62. Meine Hinzufügung in eckigen Klammern.

³⁴ Cf. Luise VON WINTERFELD, „Handel, Kapital und Patriziat in Köln bis 1400“, in: *Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins*; Bd. 16 (1925), pp. 72seq.

³⁵ Hans PLANITZ, *Das deutsche Grundpfandrecht*, Weimar: Böhlau, 1936, (Forschungen zum deutschen Recht; Bd. 1, Heft 4/ Schriften der Akademie für Deutsches Recht. Gruppe Rechtsgeschichte; Bd. 1), p. 136.

³⁶ Cf. Adolf HOFMEISTER, „Adel, Bauern und Stände“, in: *Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser*. 3 Bd., Hans-Eckhard DANNENBERG und Heinz-Joachim SCHULZE (Hg.) im Auftr. des Landschaftsverbandes der ehem. Herzogtümer Bremen und Verden, Stade: Verlag des Landschaftsverbandes der ehem. Herzogtümer Bremen und Verden; Bd. 8), Bd. II: Mittelalter, pp. 195-240, hier pp. 203-216 und Adolf HOFMEISTER, *Besiedlung und Verfassung der Stader Elbmarschen im Mittelalter*. 2 Bd, Hildesheim: Lax, 1979/80, (Veröffentlichung des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 12 und 14), Bd. 1: Die Stader Elbmarschen vor der Kolonisation des 12. Jahrhunderts, pp. 207seq., Bd. 2: Hollerkolonisation und die Landesgemeinden Land Kehdingen und Altes Land, p. 330. Ferner Hermann POPPE, *Vom Lande Kehdingen: Ein Beitrag zu seiner Geschichte und Kultur*, Freiburg an der Elbe: Georg Umlandt, 1924, p. 13.

³⁷ Cf. Heinz STOOB, *Die Dithmarscher Geschlechterverbände, Grundlagen der Siedlungs- und Rechtsgeschichte in den Nordseemarschen*, Heide in Dithmarschen: Boyens, 1951 und Eduard RÜTHER, *Hadler Chronik: Quellenbuch zur Geschichte des Landes Hadeln*, Neuhaus: Borgardt, 1932.

³⁸ Diese sind *Altes Land, Haseldorfer Marsch, Kehdingen, Kremper Marsch,*

schaftsverträge, darüber hinaus schlossen sie – wie v.a. die Nordseemarschen⁴⁰ auch Verträge mit niederländischen und englischen Kaufleuten, die *Bauernrepublik Dithmarschen* trat sogar der Hanse bei.⁴¹ Die Feudalherren konnten immer nur staunen, wieso die freien Marschenbauern wohlhabend waren, obwohl sie keine fronpflichtigen Landarbeiter unentgeltlich einspannen durften, sondern für abhängige Beschäftigung sogar hohe Löhne zahlten.⁴² Doch statt ihre Bauern zu befreien, also mehr Gänse zuzulassen, die goldene Eier legen, trachteten Feudalherren meist nur danach, den Reichtum durch Eroberung an sich zu bringen. Alle Marschenbauern kannten den Bankrott, ein Konkursverfahren regelte die Vollstreckung (Verspatung genannt, symbolisiert durch Spateneinstecken). Mit der Hypothekenordnung für das *Königreich Hannover* wurde schließlich 1823 endlich aller hannoverscher Grund und Boden als haftungsfähiges Vermögen konstituiert, doch ersetzte sie z.B. in vielen Marschen nur ältere Ordnungen, und in Hadeln blieb die alte Ordnung von 1439 (1583 gedruckt) in Kraft,⁴³ weil sie in nichts der neuen Ordnung nachstand. Im Übrigen weisen die Stratigraphien der Wurten oder Warften, aufgeworfene flutsichere Siedlungshügel der Marschen, für das 5. bis 7. Jh. eine unerklärliche Fundleere auf, für die auch nicht ein Steigen des Meeresspiegels herangezogen werden kann, weil jeder Schlick und Spülsandeintrag fehlt und stattdessen in die zweite Hälfte des 7. Jh. datierte Funde direkt auf solchen von Mitte des 5. Jh. liegen.⁴⁴ Für die gleiche Zeit

Marsch- und Vierlande sowie Wilstermarsch.

³⁹ Diese sind *Blockland, Hollerland, Osterstade, Stadland, Stedingen, Vieland und Würden*.

⁴⁰ Diese sind *Butjadingen, Dithmarschen, Hadeln, Nord- und Ostfriesland* sowie *Wursten*.

⁴¹ Philippe DOLLINGER, *Die Hanse* [La Hanse (XII^e-XVII^e siècles), Paris: Aubier, 1964; dt.], (1966), erw. Aufl., Hans und Marga KRABUSCH (Übs.), Stuttgart: Kröner, 1998, (Kröners Taschenbuchausgabe; Bd. 371), p. 124.

⁴² Jan LOKERS, „3.5 Agrarverfassung in Marsch und Geest“, in: *Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser*. 3 Bd., Hans-Eckhard DANNENBERG und Heinz-Joachim SCHULZE (Hg.) im Auftr. des Landschaftsverbandes der ehem. Herzogtümer Bremen und Verden, Stade: Verlag des Landschaftsverbandes der ehem. Herzogtümer Bremen und Verden, 1995, (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehem. Herzogtümer Bremen und Verden; Bd. 9), Bd. 3: Neuzeit, pp. 350-354, hier p. 352.

⁴³ Carl RECK (*1788-1868*), *Ueber das Deutsche Credit- und Hypothekenwesen mit besonderer Berücksichtigung des Königlich Hannöverschen und des Herzoglich Braunschweigischen Landesrechts*: 2 Hefte, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1832, Heft 2: Ueber die öffentliche und ingrossationsfähige Hypothek, mit einigen juristischen und legislativen Seitenblicken: Hannöversches Recht. Historisch-dogmatische Abtheilung.

⁴⁴ Klaus BRANDT, „Besiedlungsgeschichte der Nord- und Ostseeküste bis zum Beginn des Deichbaues“, in: *Historischer Küstenschutz. Deichbau, Inselschutz und*

fehlen die Funde in den Ausgrabungsstätten auf der höher gelegenen Geest in Niedersachsen und auf der jütischen Halbinsel, obwohl doch die Angeln und Sachsen von dort nach England gestartet sein sollen.

Bei Auflösung des Befehlssystems der DDR und Überführung ihrer Konkursmasse in die Bundesrepublik offenbarte sich für die Wissenschaft, dass Rechtsordnung und Rechtsstaat keine Institutionen sind, die sinnvoll in einer Diktatur wie der DDR verortet werden können. Weder gab es einen Rechtsvorbehalt, d.h. das Prinzip, dass ein Akt ohne Rechtsgrundlage unwirksam bzw. rückgängig zu machen ist, noch einen Rechtsstaat, d.h. den Vorrang gesetzlich festgelegter Regelungen vor jeder andern Gestaltung.⁴⁵ Auch in den Entwicklungsländern, z.B. Syrien, Mexiko,⁴⁶ hat man unter dem Einfluss marxistischer Theorie den Bauern die Fesseln feudaler Herrenclans abgenommen, wodurch auch den Bauern mehr Einkommen verblieb und sie z.B. sogar verstärkt die Produktion diversifiziert haben.⁴⁷ Aber letztlich wurden die alten Feudalfesseln nur durch neue ersetzt.

Eigentumsrecht erlangten die Bauern nicht, sie wurden Staatsknechte – ähnllich auch in der Türkei.⁴⁸ Ohne verpfändbares und vollstreckbares Eigen-

Binnenentwässerung an Nord- und Ostsee, Johann KRAMER und Hans ROHDE (Bearb.), Deutscher Verband für Wasserwirtschaft und Kulturbau e.V. (Hg.), Stuttgart: Konrad Witwer, 1992, pp. 17-37, hier p. 29.

⁴⁵ „Im DDR-Rechtsverständnis, das weder einen Vorbehalt noch einen Vorrang des Gesetzes kannte, war es ganz selbstverständlich, dass ad hoc durch [rein faktischen] Staatsakt Modifikationen auch an Volkskammer-‘Gesetzen‘ und ‘Verordnungen‘ vorgenommen werden konnten.“ Wolfgang SPOERR, *Treuhandanstalt und Treuhandunternehmen Verfassungs-, Verwaltungs- und Gesellschaftsrecht*, Köln: Verlag Kommunikationsforum Recht, Wirtschaft, Steuern, 1993, zugl.: Heidelberg, Ruprecht-Karl-Univ., Diss., 1992, p. 220. Hervorhebungen im Original. Meine Hinzufügung in eckigen Klammern.

⁴⁶ Cf. Renate ROTT, *Kleinbauern im Transformationsprozeß des Agrarsektors – Das mexikanische Beispiel* –, Saarbrücken: Breitenbach, 1978, (Occasional Papers. A supplementary series to Socio-economic Studies on Rural Development; Nr. 13).

⁴⁷ Cf. Kamil ISMAIL, *Die sozialökonomischen Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung im Küstengebiet der Syrischen Arabischen Republik. Eine Untersuchung im Gebiet von Aš-Šaiḥ-Badr*, Berlin: Akademie-Verlag, 1973, (Veröffentlichungen des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Heft 26) und Hans HOPFINGER, *Öffentliche und private Landwirtschaft in Syrien*, Erlangen: Selbstverlag der Fränkischen Geographischen Gesellschaft, 1991, (Erlanger Geographische Arbeiten; Sonderband 19) sowie Muhammad HUSRY, *Sozialökonomische Auswirkungen der Agrarreformen in Syrien: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung in ausgewählten Dörfern*, Saarbrücken und Fort Lauderdale: Breitenbach, 1981, (Sozialökonomische Schriften zur Agrarentwicklung; Nr. 43).

⁴⁸ „Obwohl ATATÜRK immer wieder die Durchführung einer Bodenreform gefordert hatte, gelang es erst 1945 unter der Regierung İNÖNÜ, im Parlament das ‘Gesetz zur Landbeschaffung für die Bauern’, *Ciftçiyi Topraklandırma Kanunu* (Gesetz Nr. 4753), zu verabschieden. ... Durch das Gesetz wurde auch beabsichtigt, unteilba-

tumsrecht können sie auch nicht auf Kredit ihre Agrarproduktion rationalisieren, geschweige denn eine gänzlich neue Produktion in einem vollkommen anderen Wirtschaftszweig aufbauen. Erst die Konstitution des Agrarlandes als verpfändbares und vollstreckbares Vermögen würde die Bauern verschuldungsfähig machen – sofern auch Banken entstehen, die sich dem Agrarkredit widmen – und die dann allfällige Verschuldung zwänge die Bauern in die Produktion mit Erlösüberschüssen.

Eigentum und Wirtschaft in China?

Eine besondere Herausforderung stellte der Einsatz der *Eigentumsökonomik* bei der Erklärung der Wirtschaftsentwicklung Chinas dar. Nicht nur stellen sich hier wieder Fragen der Chronologieanpassung als Problem, die ja in den *Zeitensprüngen* schon besprochen wurden, sondern auch das Fehlen einer Rechtsordnung in China, die diese Bezeichnung verdient. „Das Recht des traditionellen China ist ... fast ausschliesslich Strafrecht. Ein Privat- und Obligationenrecht im westlichen Sinne gab es nicht.“⁴⁹ Der Staat kannte das Gesetz nur als Herrschaftsinstrument, nicht als Formulierung von Rechten für Chinesen.

„Zwar gab es im kaiserlichen China Testamente, jedoch war der letzte Wille bei weitem mehr an Sitte und Gewohnheit... gebunden, als das Wort Wille vermuten lassen würde, so daß im Testament «der Hausvater das ohnehin schon Geltende zu einem auch von ihm Gewollten erhebt.»⁵⁰ Die Erbfolge war gesetzlich streng geregelt, so daß sie eine bloße Intestat-erbfolge war“.⁵¹

In den so genannten *Ungleichen Verträgen* vereinbarten die Westmächte und China zwei wichtige Punkte, die der kaiserlichen Regierung zutiefst widerstrebten. Es galt, dass jeder Europäer – und später auch US-Bürger und Japa-

re, unveräußerliche und unbelastbare Höfe zu schaffen.“ Gabriele PALECZEK, „Der Wandel bäuerlicher Lebensbedingungen in der Türkei“, in: *Jahrbuch zur Geschichte und Gesellschaft des Vorderen und Mittleren Orients* (neuer Titel: *Jahrbuch für vergleichende Sozialforschung*); Bd. 2 (1985/1986), pp. 13-45, hier p. 36. Hervorhebungen im Original, meine Auslassung.

⁴⁹ Harro VON SENGER, *Kaufverträge im traditionellen China*, Zürich. Schulthess & Co., 1970, (Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft; N.F., Heft 337), p. 4. Hervorhebung im Original. Meine Auslassung.

⁵⁰ Eduard GANS, „Das chinesische Erbrecht (1824)“, in: Eduard GANS (Hg.), *Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte*: 3 Bd., Berlin: Mauersche Buchhandlung, 1824-35, Bd. 1, pp. 98-123, hier p. 113.

⁵¹ Ulf HEINSOHN und Eric NOCKER, *Herrschaft und Wirtschaft: Besonderheiten der chinesischen Transformation dargestellt im geschichtlichen Vergleich zu Europa*, Bremen: Univ., Diss., 1999 [erschienen] 2000, p. 357. Meine Auslassung.

ner – in China stets seine heimatliche Rechtsordnung wie eine portative Glasglocke⁵² mit sich herumträgt (extraterritoriale Konsulargerichtsbarkeit,⁵³ ähnlich auch im OSMANISCHEN REICH).⁵⁴ Wann immer es Konflikte gab, war ein Westbürger nie nach chinesischen Herrschaftsprinzipien, sondern stets nach der Rechtsordnung seines Heimatstaates zu richten. Was Chinesen in China verwehrt blieb, erlangten damit die Ausländer in China; wo Chinesen der herrschaftlichen Willkür unterlagen, hatten Ausländer eine Rechtsordnung zu ihrem Schutz vor Willkür.

„Somit schafften die Westmächte ihren Bürgern in China einen Sonderstatus, der über das internationale Privatrecht hinausging. Ein Exterritorierer, der ein Eigentum im Inland erwarb, unterstand gemäß internationalem Privatrecht als Eigentümer dem inländischen Recht, nicht so in China. Hier war der Exterritorierer auch als Eigentümer exterritorial, da er «ja dafür auch bei weitem nicht die weitgehenden Schutz-, Niederlassungs- und sonstigen Freizügigkeitsrechte in China genießt wie ein Chinese in europäischen Grosstaaten.»⁵⁵ ... So wurde zwar der ausländische Grundbesitz Eigentum, jedoch stellte diese Maßnahme die Chinesen schlechter, die als

⁵² Fernand BRAUDEL (*1902-85*), *Die Geschichte der Zivilisation: 15. bis 18. Jahrhundert* [Civilisation matérielle et capitalisme (XV^e-XVIII^e siècles), Paris: Colin, 1967; dt.] (1971), München: Kindler, 21986, (Kindlers Kulturgeschichte), p. 266.

⁵³ Das moderne Pendant zur Konsulargerichtsbarkeit in Staaten, die keine Rechtssicherheit und faire Gerichte bereithalten, sind *Investitionsschutzabkommen*, die Ausländern in solchen Staaten Recht und Rechtsschutz geben, was diese Staaten ihrer eigenen Bevölkerung vorenthalten. Entsprechend bestehen Investitionsschutzabkommen auch nicht zwischen Deutschland und der Schweiz, sondern zwischen Deutschland und Syrien, Russland oder China. „Hervorgerufen durch das Bedürfnis des internationalen Handelsverkehrs nach Rechtssicherheit im Auslande, hat diese Institution [Konsulargerichtsbarkeit] eine fast tausendjährige Geschichte aufzuweisen.“ Karl LIPPMANN, *Die Konsularjurisdiktion im Orient. Ihre historische Entwicklung von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart*, Leipzig: Veit & Co., 1898, p. 1. Meine Hinzufügung in eckigen Klammern.

⁵⁴ „In der Türkei ... kann [der Ausländer] tun und lassen, was er will, denn sein Konsul und die ganze Macht seiner Regierung stehen im Verborgenen schützend hinter ihm. ... Jede ausländische Nationalität bildet in vollem Sinne einen Staat im Staate, mit ihren Konsuln an der Spitze, ... Der Einheimische dagegen ist vollständig der Willkür der Beamtschaft ausgesetzt, ist beinahe rechtlos und hat bei der Bestechlichkeit der Richter und ihrer Abhängigkeit von den höheren Behörden keine Aussicht, auf gerichtlichem Wege je sein Recht zu finden.“ Joseph CARLEBACH, *Das heilige Land*. Ein Vortrag geh. in der „MONTEFIORE-LOGE“ zu Berlin, Berlin: Hausfreund, 1909, pp. 10seq. Meine Auslassungen und Hinzufügung in eckigen Klammern.

⁵⁵ Kurt ROMBERG, „Rechtsbildungen an den geöffneten Plätzen Chinas“, in: *Deutsch-Chinesische Rechtszeitung*, Abteilung für Rechts- und Staatswissenschaften der Deutsch-Chinesischen Hochschule Tsingtau [Qingdao] (Hg.); Nr. 6, Jg. 2, Heft 2 (Dezember 1912), p. 42.

Untertanen des Kaisers keine Entgegenkommen seiner Verwaltung fanden ... Dennoch erwarben schließlich auch Chinesen in Shanghai ... Eigentum. «Jeder dieser Eigentümer aber bedient sich eines europäischen Vertrauensmannes, der sich Besitztitel auf seinen eigenen Namen erwirkt und das Land der Behörde gegenüber als sein Eigentum vertritt. Von diesem sogenannten 'Trust'-Verhältnis wird in weitem Umfange Gebrauch gemacht, und einige englische und amerikanische Firmen in Shanghai fungieren gewerbsmässig als Vertrauensmänner ('Trustees'). Der Vertrauensmann stellt seinen, – oft nur ihm bekannten – Klienten ein Dokument ('deed of trust') aus, in welchem er den wahren Charakter des Eigentumsverhältnisses bescheinigt, und während das englische General-Konsulat, bei welchem die bei weitem zahlreichsten dieser Grundstücke eingetragen sind, keinerlei amtliche Notiz von dem 'Trust' nimmt, erkennt angeblich der englische Richter die Vollgültigkeit des 'deed of trust' an, so daß dem tatsächlichen Eigentümer im Falle des Ablebens oder Konkurses seines Vertrauensmannes alle aus seinem Eigentum hervorgehenden Rechte gewahrt bleiben.»⁵⁶ Da die chinesischen Behörden keine Schritte in Richtung Eigentumsschaffung unternahmen, blieb Chinesen nur der Umweg über Vertrauensleute. Die Registratur allein bei westlichen Konsulaten und die Anerkennung allein vor konsularischen Gerichten zeigte die Abhängigkeit des chinesischen Eigentums von der westlichen Präsenz auf. Nur kraft konsularischer Registration und Kanonenbootprotektion erlangte ein Chinese Eigentum an Grund und Boden und konnte es gegen den chinesischen Staatszugriff sichern. ... Ohne diese Möglichkeit hatte ein Chinese kein Eigentum, um einem potentiellen Gläubiger Sicherheiten zu stellen. ... Oft waren die Vertrauensmänner selber die Gläubiger und erwarben so ein Recht auf Vollstreckung in das von ihnen gehaltene Eigentum des verschuldeten Chinesen oder sie übernahmen für die Kreditlaufzeit das Eigentum des Chinesen und erstatteten es bei Tilgung. Dabei blieb in beiden Fällen der verschuldete Chinese im Besitz des Landes.⁵⁷ „So erhält der chinesische Eigentümer durch seinen Gläubiger und Vertrauensmann den fremden Schutz für sein Grundstück, der letztere aber erhöhte Sicherheit für seine Forderung.“⁵⁸

Der außergewöhnliche Wohlstand, Grad der Arbeitsteilung und technische Standard des Chinas der *Song-Dynastie* wirft Fragen auf. Einen noch immer

⁵⁶ Otto FRANKE *Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China*, Leipzig: Dietrich, 1903, p. 99. Hinzufügungen im Original.

⁵⁷ Ulf HEINSOHN und Eric NOCKER, *Herrschaft und Wirtschaft: Besonderheiten der chinesischen Transformation dargestellt im geschichtlichen Vergleich zu Europa*, Bremen: Univ., Diss., 1999 [erschieden] 2000, p. 396. Meine Auslassungen.

⁵⁸ Otto FRANKE *Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China*, Leipzig: Dietrich, 1903, p. 99.

beeindruckenden Nachhall des Vorsprungs konnten Marco POLO und JACOB von Ancona noch in der Mongolenzeit erleben und berichteten darüber.⁵⁹ Wie die Mongolen die Gans, die goldene Eier legte, zunächst ausnutzten, dann aber ausnahmen, was sie das Leben kostete, ist gut überliefert. China ging in Diadochenkämpfen unter und die Ming setzten sich durch und beseitigten jeden Handel, setzten alle Agrarproduzenten wieder auf Subsistenz zurück, wodurch das System zwar auf deprimierend niedrigem Niveau, aber eben doch stabilisiert wurde. Aber wie war es vorher zu dieser atemberaubenden Entwicklung im China der Song gekommen, die Mark ELVIN⁶⁰ und SHIBA Yoshinobu⁶¹ und andere so faszinierend historiographisch aufgearbeitet haben. Dieser Frage ging ich in der Dissertation nach.⁶²

Verankerung des Eigentums in der Rechtsordnung

War es möglich, eine Wirtschaft ohne Eigentumsrechte zu etablieren, wie sie in römisch-rechtlicher Tradition bekannt sind? Das Problem, das ich in der Dissertation noch unsicher positiv beantwortete, konnte ich später klären.⁶³ Damit ist eine wesentliche Lücke in der HEINSOHN-STEIGERSCHEN Argumenten-

⁵⁹ Cf. JACOB von Ancona (*1221-*), *Stadt des Lichts: ein mittelalterlicher Händler berichtet von seiner Reise nach China (1270-1273)* [The City of Light: The Hidden Journal of the Man Who Entered China Four Years Before Marco Polo, David Selbourne (Übs. aus dem Ital.), London: Little, Brown & Co., 1997; dt.], Peter A. Schmidt (Übs.), David SELBOURNE (Hg.), Bergisch Gladbach: Lübbe, 1998, 518 pp. und Marco POLO (*1254-1324*), *Die Reisen des Venezianers Marco POLO im dreizehnten Jahrhundert: zum ersten Male vollständig nach den besten Ausgaben deutsch mit einem Kommentar* [Le divisament du monde, 1299; dt.], August BÜRCK, Karl Friedrich NEUMANN (Zusätze und Verb.), 2., unveränd. Ausg., Leipzig: Teubner, 21855, 631 pp.

⁶⁰ Cf. Mark ELVIN., *The Pattern of the Chinese Past*, London: Eyre Methuan Ltd. und Stanford: Stanford University Press, 1973.

⁶¹ Cf. SHIBA Yoshinobu, *Commerce and Society in Sung China* [Sōdai shōgyō-shi kenkyū, Tōkyō: Kazama shobō, 1968; engl.], Ann Arbor: Center for Chinese Studies an The University of Michigan, 1970, (Michigan Abstracts of Chinese and Japanese Works on Chinese History; Nr. 2) und SHIBA Yoshinobu, "Commercialization of Farm Products in the Sung Period", in: *Acta Asiatica (Bulletin of the Institute of Eastern Culture)*; Tōkyō: Tōhō Gakkai (Institut für Östliche Kultur), Jg. 19, 1970, pp. 77-96 sowie SHIBA Yoshinobu, "Sung Foreign Trade. Its Scope and Organization", in: *China among Equals*, Morris ROSSABI (Hg.), Berkeley: University of California Press, 1983, pp. 105seqq.

⁶² Ulf HEINSOHN und Eric NÖCKER, *Herrschaft und Wirtschaft: Besonderheiten der chinesischen Transformation dargestellt im geschichtlichen Vergleich zu Europa*, Bremen: Univ., Diss., 1999 [erschienen] 2000, pp. 286-343.

⁶³ Ulf HEINSOHN, "Property, Development and DE SOTO's Approach. The end of Poverty", in: *Property Economics. Property Rights, Creditor's Money and the Foundations of the Economy*, Otto STEIGER (Hg.), Marburg an der Lahn: Metropolis, 2008, pp. 25-59, hier pp. 49-55.

tation geschlossen. Denn das englisch-walisische System der Bodenrechte überkam den feudalen Vorrang der Krone an allem Land, der formal fortbesteht, aber jeglicher Wirkung entkleidet ist, und schuf ein System von *estates* (Vermögensrechten), die heute fast alles – und sogar mehr – möglich machen, was Wirtschaftler und Juristen vom römischen Recht gewohnt sind. Dabei ist die englisch-walisische Wortwahl und Konzeption der Rechte für den römischen Juristen verwirrend und daher von den meisten unverstanden, incl. jenen in Schottland.⁶⁴

Wenn die Entwicklung wirtschaftsadäquater Rechtsordnungen in den meisten Kaufmannsrepubliken erst vollbracht werden musste, dann muss das Ringen darum, das Einführen und Verwerfen von Rechtsreformen, Spuren in Dokumenten und Historiographie hinterlassen haben. Hiervon liefert Hermann CONRING, *Der Ursprung des deutschen Rechts*, ein erhellendes Bild. Er geht darin der Entstehung und Niederschrift der Rechtsordnungen im deutschsprachigen Raum nach. Mit seiner rechtsvergleichenden und die Logik gebrauchenden Methode verwirft er so manche behauptete frühe Datierung, wie z.B. die Datierung des *Sachsenspiegels* in die karolingische Zeit.⁶⁵

Wie die Kaufmannsrepubliken sich dann von herrschaftlicher Willkür befreien, zeigt u.a. Heinrich LUTZ,⁶⁶ und wie sie schließlich eine reichsweite Rechtsvereinheitlichung anstreben, indem sie die Schaffung, Finanzierung und Akzeptanz des Reichskammergerichts in Wetzlar betreiben.⁶⁷ Da die Gerichtsakten über das ganze ehemalige *Heilige Römische Reich* verstreut in Archiven liegen, ringt die Kammergerichtsforschung seit Jahren darum, entscheidende Förderung zu finden. Denn eine regional verstreute Forschung eignet sich nicht für den Ruhm lokaler Geldgeber, um damit zu glänzen. Immerhin, was erreicht wurde, ist beachtlich.⁶⁸ Das Reichskammergericht

⁶⁴ MARTIN EISENHÄUER, *Moderne Entwicklungen im englischen Grundstücksrecht. Juristische und wirtschaftliche Bedeutung des Erbbaurechts nach Einführung einer Kaufoption für Grund und Boden (leasehold enfranchisement)*, Tübingen: Mohr Siebeck, 1997, (Studien zum ausländischen und internationalen Privatrecht, Nr. 59), pp. 21seq.

⁶⁵ Hermann CONRING (*1606-81*), *Der Ursprung des deutschen Rechts* [De origine iuris Germanici, Helmstedt: Müller, 1643; dt.], Ilse HOFFMANN-MECKENSTOCK (Übs.), Michael STOLLEIS (Hg.), Frankfurt am Main et al.: Insel-Verlag, 1994, (Bibliothek des deutschen Staatsdenkens; Bd. 3), pp. 71

⁶⁶ Heinrich LUTZ, *Conrad PEUTINGER: Beiträge zu einer politischen Biographie*, Augsburg: Die Brigg, 1958, (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg; Bd. 9), pp. 48seq.

⁶⁷ Albert NEUKIRCH, *Der niedersächsische Kreis und die Kreisverfassung bis 1542*, Leipzig: Heinsius Nachf., 1909, (Quellen und Darstellungen aus der Geschichte des Reformationsjahrhunderts; Bd. 10), pp. 53seq. und Heinrich LUTZ, *Conrad PEUTINGER: Beiträge zu einer politischen Biographie*, Augsburg: Die Brigg, 1958, (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg; Bd. 9), pp. 180-186.

⁶⁸ Cf. *Fern dem Kaiser. Städte und Stätten des Reichskammergerichts*, Jost HAUS-

nutzten v.a. die Kaufmannsrepubliken als letzte Instanz heimischer Instanzenzüge und für Prozesse mit Beteiligten aus verschiedenen Kaufmannsrepubliken.

Geldtheorie und Finanzpraxis

Ein anderes, sehr viel schlechter erschlossenes Forschungsfeld stellt der *Deutschordensstaat Preußen* (1224–1525) dar. Er war der einzige nichtrepublikanische Staat, der jemals in die Hanse, diesen Bund von Kaufmannsrepubliken, als gleicher unter gleichen aufgenommen wurde. Warum die Hanse diesen Schritt tat, muss – wenn's nicht nur ein Irrtum war – untersucht werden. Immerhin hatte *Ordenspreußen* ein hoch entwickeltes Finanzsystem, womöglich ein Erbe seiner Gründungszeit im *Heiligen Land*, zuletzt mit Sitz in Akko, nachdem die Hochmeisterburg *Montfort* 1271 verloren worden war.⁶⁹ Schließlich wird dort nicht nur ein Ursprung des Wechselbriefs gesehen,⁷⁰ der über Italien sich in ganz Europa verbreitete, sondern die ältesten erhaltenen Beispiele moderner Buchhaltungsmethoden finden sich in Kaufmannslehrbüchern akkonischer Kaufleute.⁷¹

Vielleicht tradierten sich Kenntnisse in *Ordenspreußen*, denn seine separatistischen westlichen Gebiete, die sich als selbständiger Ständestaat in Per-

MANN (Hg.), Köln, Wien und Weimar: Böhlau, 1995, 132 pp.

⁶⁹ Niels von HOLST, *Der Deutsche Ritterorden und seine Bauten: Von Jerusalem bis Sevilla, von Thorn bis Narwa*, Berlin: Mann, 1981, p. 43.

⁷⁰ Matthias SCHRAMM und Markus TRAUBE, *Ordnungsprinzipien der supranationalen Transaktionssicherung im islamischen hawala-Finanzsystem*, Duisburg: Gerhard-MERCATOR-Universität Duisburg / Fakultät 3 – Wirtschaftswissenschaften / Institut für Internationale und regionale Wirtschaftsbeziehungen – Ostasienwirtschaft China, 2004, (Diskussionsbeiträge des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften der Gerhard-MERCATOR-Universität Duisburg; No. 286, 2002), p. 7.

⁷¹ Das älteste erhaltene Handbuch eines namentlich nicht bekannten Kaufmanns ist: *Racione de Alexandria* (Manuskript um 1270, verfasst in Akko, seinerzeit Lateinisches Königreich Jerusalem), David JACOBY (Hg.), Venedig: Biblioteca Nazionale Marciana Venezia, 1983, MSS. It., cl. XI, cod. 87 (7353). Die Kaufmannsnotizbücher verschiedener Kaufleute dienten als Lehrmaterial für den kaufmännischen Nachwuchs. Kaufmannsnotizbücher verschiedener Kaufleute wurden von toskanischen, besonders florentinischen kaufmännischen Lehrlingen kompiliert und bündelten so das gesammelte Wissen der Kaufmannskunst verschiedener Kaufleute, Handelshäuser aus verschiedenen Regionen und Generationen. Seit Mitte des 15. Jh. werden einige gedruckt und entwickeln sich zu Standardhandbüchern. Die lange Tradition des Abschreibens und Kompilierens endete dadurch. Cf. Peter SPUFFORD, „Spätmittelalterliche Kaufmannsnotizbücher als Quelle zur Bankengeschichte“, Michael NORTH (Übs.) in: *Kredit im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa*, Michael NORTH (Hg.), Köln und Wien: Böhlau, 1991 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte; N.F., Bd. 37), pp. 103–120, insbes. pp. 105seq.

sonalunion mit der polnischen Krone, daher offiziell *Königliches Preußen* (Prusy Królewskie), 1454/66 abspalteten, zählten einen der bedeutendsten Geldtheoretiker zu ihren Ständevertretern. Die Rede ist von Niklas KOPPERNIGK (latinisiert Nicolaus COPERNICUS), Kanonikus des *Fürstbistums Ermland* mit Sitz in Frauenburg (Frombork). Er äußerte sich umfangreich im Landtag *Königlich Preußens*, zu dem auch das Ermland gehörte, zur Frage der Währungsreform.⁷² Er erkannte und beschrieb den Zusammenhang, den Henry Dunning MACLEOD⁷³ das ORESMIUS-COPERNICUS-GRESHAM-Gesetz nannte, demnach unterwertige schlechte Münzen vollwertige gute Münzen verdrängen.

KOPPERNIGK erkannte aber, dass das Problem nicht allein die Unterwertigkeit ist, obwohl die mit der Vermehrung der Zahlungsmittel durch Münzverschlechterung einhergeht, sondern dass Münzen in ihrer inländischen Kaufkraft nicht primär durch ihren Edelmetallgehalt bestimmt werden, sondern durch die *Wardierung*,⁷⁴ die Setzung eines Standards als Rechengeld (money

⁷² Cf. Niklas KOPPERNIGK (lat. Nicolaus COPERNICUS; *1473-1543*), „Epistola Consiliariorum Prussie ad Ludouicum DECIMUM Cracouiensem de Ratione restituende monete Pruthenice“ (Brief der Räte Preußens an Ludwig DIETZ aus Krakau, die Verbesserung der preußischen Münze betreffend, 1526), in: Erich SOMMERFELD (Übs.), *Die Geldlehre des Nicolaus COPERNICUS: Texte, Übersetzungen, Kommentare; in memoriam Kurt BRAUNREUTHER 1913-1975*, Berlin: Akademie-Verlag, 1978, pp. 112-123, und „Monete cudende ratio per Nicolaum COPERNICUM“ (1526), in: Erich SOMMERFELD (Übs.), *Die Geldlehre des Nicolaus COPERNICUS: Texte, Übersetzungen, Kommentare; in memoriam Kurt BRAUNREUTHER 1913-1975*, Berlin: Akademie-Verlag, 1978, pp. 48-67, sowie „N[icolai]. C[OPERNICI]. Meditata XV Augusti anno domini MDXVII“ (1517), in: Erich SOMMERFELD (Übs.), *Die Geldlehre des Nicolaus COPERNICUS: Texte, Übersetzungen, Kommentare; in memoriam Kurt BRAUNREUTHER 1913-1975*, Berlin: Akademie-Verlag, 1978, pp. 24-31.

⁷³ Henry Dunning MACLEOD (*1821-1902*) prägte 1857/96 diesen Begriff. Zunächst vermutete er, dass Thomas GRESHAM zuerst beschrieben habe, dass schlechte Münzen gute (vollwertige) aus dem Zahlungsmittelumlauf verdrängen. 1896 wusste er, dass vor GRESHAM bereits Nicolas ORESME (*1320-82*) und Niklas KOPPERNIGK das Phänomen beschrieben hatten. Wie dem auch sei, sein 1857 geprägter Begriff *GRESHAMsches Gesetz* gegenüber dem 1896 korrigierten ORESMIUS-COPERNICUS-GRESHAM-Gesetz vorherrschend. Henry Dunning MACLEOD, *The History of Economics*, London: Bliss Sands, 1896, p. 448.

⁷⁴ „Muncze wyrdt genennet geczeichent goldt adir [oder] sylber, domyte die geldunge [Preise] der koufflichen adir vorkoufflichen dinge geczalet werden nach einsatzunge eyner itzlichen gemeyne [Gemeinde(parlament)] adir derselben regirer [Regierung]. Hierauß ist zcu vormercken, das eyne maeß ist die werdirunge [dass die Wardierung ein Maß(stab) ist].“ Niklas KOPPERNIGK, „modus cudendi monetam“ [= Art und Weise der Münzprägung; das ist der lat. Titel der hochdeutschen Übersetzung von N(icolai). C(OPERNICI). Meditata XV Augusti anno domini MDXVII, 1517; dt.] (1519), Niklas KOPPERNIGK (Übs.), in: Erich SOMMERFELD (Hg.), *Die Geldlehre des Nicolaus COPERNICUS: Texte, Übersetzungen, Kommentare; in memoriam Kurt BRAUNREUTHER 1913-1975*, Berlin: Akademie-Verlag, 1978, p. 33-37, hier p. 37.

of account).⁷⁵ Die Wardierung kann aber nur durchgehalten werden – so KOPPERNIGK –, wenn das Münzzahlungsmittel eben nicht, wie zunächst bei der gemeinsamen Währung *Ordens-* und *Königlich Preußens* – und später *Polens* und *Königlich Preußens* – geschehen, zwecks Defizitfinanzierung des Ordenshaushalts fortlaufend vermehrt wird. Dabei waren die zusätzlichen Münzen zwar unterwertig, doch die willkürliche Vermehrung der Zahlungsmittelmenge durch vollwertige Münzen hätte die gleiche Wirkung gehabt. Wie, das erläutert er nicht, kann aber leicht verstanden werden am spanischen Beispiel.

In Spanien verursachte die Münzvermehrung mittels vollwertiger Münzen aus lateinamerikanischem Raubsilber eine Inflation,⁷⁶ die schließlich das Silberangebot so erhöhte, dass selbst zu Barren eingeschmolzen das Münzsilber nicht mehr den Verkaufspreis erzielte, wie auf den Münzen aufgeprägt, da steigende Münzmenge und steigende Silbermenge simultan ein Überangebot darstellten. Dies drückte sich dadurch aus, dass die in spanischen Münzen zu zahlenden Warenpreise stiegen, während die in Münzen gemessenen Preise für Barrensilber stabil blieben oder fielen, was eine durch Überangebot ausgelöste Verbilligung des Edelmetalls darstellte. KOPPERNIGKS Währungsreformvorschläge setzten sich nicht durch, er wandte sich darauf von der Politik ab und den Sternen zu.

Schon die Mesopotamier zu Zeiten HAMMURABIS standen vor dem gleichen Problem. Sie brauchten einen Maßstab (Standard) für vertragliche Zahlungs- und andere Verpflichtungen (*Rechengeld, money of account*). Ein Maßstab sollte aber keinen veränderlichen stofflichen Eigenschaften unterliegen. Da sie aber Geldzeichen (*money proper*), wie die phönikischen Lederprägungen oder moderne baumwollene Banknoten, nicht erfunden hatten, blieben sie darin gefangen, stoffliche Güter als konkrete Zahlungsmittel zu gebrauchen

Meine Hinzufügungen in eckigen Klammern.

⁷⁵ Dass Münzen nicht notwendigerweise zu ihrem Metallpreis, sondern einem gesetzten Standard (Maßstab) in Zahlung genommen wurden, formulierten m.W. in den 80er Jahren zuerst Marie-Thérèse BOYER-XAMBEU, Ghislain DELEPLACE und Lucien GILLARD, *Monnaie privée et pouvoir des princes: l'économie des relations monétaires à la Renaissance*, Paris: Éd. du CNRS [u.a.], 1986, auf engl. *Private Money and Public Currencies*, Azizeh AZODI (Übs.), Armonk: M.E. Sharpe, 1994. Cf. auch Marie Thérèse BOYER-XAMBEU, Ghislain DELEPLACE und Lucien GILLARD, „Goldstandard, Währung und Finanz im 16. Jahrhundert“, in: *Geldumlauf, Währungssysteme und Zahlungsverkehr in Nordwesteuropa 1300-1800*, Michael NORTH (Hg.), Köln und Wien: Böhlau, 1989 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte; N.F., Bd. 35), pp. 167-181.

⁷⁶ Carlo CIPOLLA, *Die Odyssee des spanischen Silbers. Conquistadores, Piraten, Kaufleute* [Conquistadores, pirati, mercatanti. La saga dell'argento spagnolo], Bologna: Società Editrice di Mulino, 1996; dt., Berlin: Wagenbach, 1998, pp. 53seqq.

(z.B. Gerste, Silber, Knoblauch und Sesam). Solche stofflichen Güter haben aber den Nachteil, dass sie nach den Zufälligkeiten der Natur (hohe/niedrige Silberfunde/Ernten) reichlich oder knapp sein können. Zum Zweck der Rechengeldfunktion muss ihre Menge sich aber gleichgewichtig zu den vertraglich vereinbarten Zahlungsverpflichtungen entwickeln. Das zu gewährleisten ist Aufgabe einer Emissions- oder Notenbank, die seinerzeit noch nicht bestand, gleichwohl aber gebraucht wurde.

Die babylonischen Wirtschaftler begriffen, wenn sie Zahlungsverpflichtungen vereinbarten, dass sie den Maßstab für diese Zahlungsverpflichtungen (money of account) und den mengenabhängigen Materialpreis des als *money proper* dienenden Mediums unterscheiden müssen. In Mesopotamien z.B. konnte die Auszahlung eines Kredits in bestimmten Feldfrüchten (Gerste, Sesam, Datteln) oder Montanprodukten (Silber) bestehen. Auch die Tilgung und Verzinsung war – je nach Vereinbarung – teils in gleicher, teils in anderer oder insgesamt in anderer Form zu erbringen.⁷⁷ Je nach Saison der Kreditvereinbarung und der Tilgung hoffte man, so den Zufälligkeiten der Mengenschwankungen zwecks Zahlung genutzten stofflichen Güter zu entkommen. Also selbst wenn Mesopotamier vereinbarten, dass Kreditauszahlung, Zins und Tilgung jeweils in Form von der gleichen Frucht, z.B. Sesam, zu erbringen waren, dann wurde der Sesam eben nicht nach Gewicht oder Volumen gemessen, sondern z.B. nach seinem Silberpreis.⁷⁸

Sichere Wertpapiere und die Schaffung von Geld

Die antike Schaffung der Institution Eigentumsrecht findet in ihre Bedeutung eine moderne Parallele in der Schaffung von im Tilgungs- und Zinsbetrag fixierter übertragbarer, von Schuldner, meist Körperschaften, emittierten Schuldverschreibungen, die dann in Teilbeträge ausdrückenden Urkunden (Teilschuldverschreibungen) von Anlegern durch Kauf akzeptiert werden. Da sie immer durch Zinszahlungen rentieren, heißen sie auch Rentenpapiere. Sie sind eine Errungenschaft ersten Ranges. Denn sie ermöglichen einem Anleger, der keine Ahnung vom Geschäft des Schuldners hat, sein Gläubiger zu werden. Systeme, die nur Gewinnbeteiligungen zulassen, feste Zahlungsverpflichtungen aber ablehnen bzw. mangels Institutionalisierung ausschließen, zwingen die Anleger, sich mit vollem Risiko als Teilhaber einzubringen.

⁷⁷ Horst KLENGEL, *König HAMMURAPI und der Alltag in Babylon*, Düsseldorf und Zürich: Artemis und Winkler, 1999, pp. 96seq.

⁷⁸ Dietz Otto EDZARD, *Altbabylonische Rechts- und Wirtschaftsurkunden aus Tell ad-Der im Iraq Museum, Bagdad*, München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, C.H. Beck (in Komm.), 1970, p. 32 und passim sowie Horst KLENGEL, *König HAMMURAPI und der Alltag in Babylon*, Düsseldorf und Zürich: Artemis und Winkler, 1999, p. 97.

Die Schaffung von Rentenpapieren mit adäquater Sicherung oder Radizierung dagegen, belässt das Risiko beim Schuldner, der am ehesten etwas von seinem Geschäft versteht, und bietet dem Anleger, statt mit seiner Einlage haftender Teilhaber zu werden, seine Anlagesumme für ein regelmäßig zumindest kleine Erträge abwerfendes, aber sicheres Vermögen (Nominalvermögen⁷⁹) auszugeben. Insbesondere Anlegern kleiner Summen, den sprichwörtlichen Mündeln, z.B. Witwen und Waisen, oder wohltätigen Stiftungen, ist es so möglich, regelmäßige Einnahmen (Renten) für ihre Bedürfnisse zu erzielen, ohne sich einem mangels unerreichbarer Kenntnis oder Informationen ja immer ungewissen Zahlungsrückfluss oder gar -ausfall ausliefern zu müssen. Wenn dann auch noch ein geregelter Rentenmarkt (z.B. eine Börse für festverzinsliche Schuldverschreibungen) etabliert wird, dann steht diese Anlageform allen offen. Diesen Grad der Institutionalisierung erreichte als erstes die Kaufmannsrepublik Genua, die ab 1407 den Handel mit *luoghi* (ital., lat. loca) genannten Rentenpapieren etablierte.⁸⁰ Dem Gläubigerkonsortium namens *Casa di San Giorgio* wies die Republik zwecks Tilgung und Verzinsung jeder neuen Serie von *luoghi* entsprechende Einnahmen zu, dann erstellte die Casa einen Zins- und Tilgungsplan und besorgte erst die Emission der *luoghi* (Verkauf an Anleger-Gläubiger), sowie die regelmäßige Auszahlung der Zinsen an die *luoghi*-Inhaber und die Tilgung. So gelang es bis zur französischen Annexion, 1805, jedes Jahr Zinsen zwischen mindestens 4% bis zu 7% zu zahlen. Eine Erfolgsgeschichte sondergleichen in der europäischen Staatenwelt. Fast alle andern verschuldeten Staaten durchliefen irgendwann Staatsbankrotte mit Schuldenrepudiation, staatlichen Tilgungs- oder Zinsmoratorien, einseitigen staatlichen Schuldenherabsetzungen und dergleichen mehr. Die *luoghi* hätten Schuldnern ideale Sicherheiten abgegeben, um ihre Kreditaufnahmen bei einer Notenbank zu sichern. Doch eine solche brachte Genua nicht hervor.

Bei der 1609 gegründeten *Amsterdamschen Wisselbank*, der ersten neuzeitlichen Bank, die ein eigenes Rechengeld (Gulden banco) schuf und darauf lautenden Guthaben gegen Courantmünzen zum Tageskurs verkaufte, kamen Wechsel – trotz dem Namen – nicht zum Einsatz als Sicherheiten für Geld

⁷⁹ Hans-Joachim STADERMANN, *Allgemeine Theorie der Wirtschaft*: 2 Bd., Hans-Joachim STADERMANN und Otto STEIGER (Hg.), Tübingen: Mohr Siebeck, 2006, Bd. II: Nominalökonomik, pp. 91seqq.

⁸⁰ Heinrich SIEVEKING (*1871-1946*), *Genueser Finanzwesen mit besonderer Berücksichtigung der Casa di S. GIORGIO*: 2 Bd. (Erstveröffentlichung in: Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen; Bd. 1, H. 3, 1898/Bd. 3, H. 3, 1899), Nachdruck Osaka: Nihon Shoseki, 1974/1977, Bd. 1: Genueser Finanzwesen vom 12. bis 14. Jahrhundert (1974), p. 56seq. sowie Bd. 2: Die Casa di S. GIORGIO (1977), (Selected Classics in the History of Bookkeeping; Ser. 3), pp. 27seqq.

schaffende Kredite. Der Name stand nur dafür, dass alle durch Wechselbriefe ausgewiesenen Schulden ab 600, später 300 *Gulden Banco* giral per Überweisung vom Schuldnerkonto aufs Gläubigerkonto zu erfüllen waren. Aber die *Wisselbank* entwickelte ab 1683 neben dem Guthabenverkauf noch die kreditäre Bereitstellung von Guthaben an ihre Schuldner.⁸¹ Diese besicherten ihre Kreditschulden bei der *Wisselbank* mit Edelmetallpfändern. Die *Wisselbank* bediente sich der Makler, die Guthaben bei der Bank gegen Courantmünzen und umgekehrt handelten, als Mittler zwischen der Bank und dem schulden Publika, wodurch sie als erste ein zweistufiges Bankensystem etablierte.⁸²

Als Weiterentwicklung des Bankmodells der *Wisselbank* gründete der Livländer Johann PALMSTRUCH (alias WITTMACHER) 1656 in Schweden *Stockholms Banco*, die als erste neuzeitliche Notenbank Kredite nicht nur als Guthaben bereitstellte, sondern ab 1661 auch in Form von Banknoten (Kreditivsedlar) auszahlte. Da diese Bank auch die Einlösung ihrer Noten in Kupfermünzen zusagte, scheiterte sie an mangelnder Münzreservehaltung. Die Bank war illiquide in Kupfermünzen, verfügte aber über genug anderes Vermögen, mit dessen Verkauf Kupfermünzen hätten erlöst werden können. Doch völlig unerfahren mit dem neuartigen Notenbankgeschäft beschloss die schwedische Reichsregierung *Stockholms Banco* 1664 zu schließen, voreilig, wie sich herausstellte.

Fast gleichzeitig entstanden die *Bank of Scotland* (1696)⁸³ und die *Bank of England* (1694)⁸⁴. Während erstere, eine private Notenbank, Kredite gegen mehrfach verbürgte Schuldverschreibungen und ab 1717 auch gegen hypothekarisch gesicherte Schuldverschreibungen gewährte und in ihren Banknoten auszahlte,⁸⁵ diente die zweite zugleich staatlich fiskalischem und kaufmänni-

⁸¹ Stephen QUINN and William ROBERTS, *An Economic Explanation of the Early Bank of Amsterdam, Debasement, Bills of Exchange, and the Emergence of the First Central Bank*, Atlanta: Federal Reserve Bank of Atlanta, 2006, (Working Paper Series; N°. 13, September 2006), p. 44.

⁸² Hans-Joachim STADERMANN, *Die Fesselung des MIDAS: Eine Untersuchung über den Aufstieg und Verfall der Zentralbankkunst*, Tübingen: Mohr, 1994, pp. 49seqq.

⁸³ Cf. Alan CAMERON, *Bank of Scotland: 1695 – 1995, a very singular institution*, Edinburgh et al.: Mainstream Publ., 1995, 262 pp.

⁸⁴ Cf. Andreas Michael ANDRÉADES, *History of the Bank of England 1640-1903* [Histoire de la Banque d'Angleterre, Paris: Rousseau, 1904; engl.] (1909), Christabel MEREDITH (Übs.), London: P.S. King & Son, 1924.

⁸⁵ Der schottische Wirtschaftswissenschaftler James Denham STEUART (*1712- 80*) lieferte angesichts der schottischen Notenbank eine noch heute anwendbare Erklärung der Geldschaffung und Notenbank, siehe seine *Untersuchung der Grundsätze der Staatswirtschaft oder Versuch über die Wissenschaft der innerlichen Politik in freyen Staaten: worin vornehmlich de Bevölkerung, der Ackerbau, die Handlung, die Indüstri, Rechnungsmünze, Geld, Interessen, Circulation, Banken, Wechsel, öffentlicher Credit, und Taxen erwogen werden*, in zween Bänden: 2

schem Interesse. Die *Bank of Scotland* war vermutlich die erste Bank, die 1715 ihre Noten – wie moderne Notenbanken im Rahmen der Spitzeneinlagefazilität – gegen Rentenpapiere einlöste.⁸⁶

Die englische Krone war bankrott, konnte ihre aufgelaufenen Schulden weder bedienen noch tilgen, brauchte aber im Krieg gegen die JAKOBITEN und Frankreich dringend neue Kredite. So vereinbarten Financiers und Schuldnerin einen Kompromiss, sämtliche aufgelaufenen Schulden wurden umgeschuldet und einheitlich verzinst zur Zeichnung durch Gläubiger ausgeschrieben. Mit den Subskriptionszahlungen dieser Gläubiger des umgeschuldeten Staatsschuldbetrags wurden die Gläubiger der alten aufgelaufenen Schulden befriedigt. Im Gegenzug dafür, dass die neuen Gläubiger die Staatsschulden zu halten einwilligten, durften sie – im Wege des Privilegs – die *Bank of England* gründen und die neuen Staatsschuldverschreibungen als Eigenkapital einbringen. Um die Bankeigentümer weiter zu Kreditgewährungen an die Krone zu erpressen, durften sie Schuldner Kredit nur in dem Umfang gewähren, wie sie Staatsschulden als Eigenkapital zeichneten. Im Gegenzug für diesen Nachteil verlangten die Bankeigentümer einen Vorteil. 1697 wurde der *Bank of England* das Monopol des Notenbankbetriebs in England und Wales gewährt, 1708 auf London und einen Umkreis von 65 britischen Meilen beschränkt. Da in England und Wales zu dieser Zeit hypothekarisch gesicherte Schuldverschreibungen immer noch sehr riskant waren, insbesondere langwierige und kostspielige Gerichtsprozesse nach sich ziehen konnten,⁸⁷ emittierte die Bank ihre Banknoten v.a. gegen Forderungen, die in der Rechtsform des Wechsels vereinbart waren.

Der Wechsel als Deckung für Notenbankgeld

Die Schaffung des Wechsels als Rechtsform des Kredits geht auf eine kaufmännische Entwicklung zurück. Der Wechsel nahm in seiner Entwick-

Bd. [An Inquiry into the Principles of Political Oeconomy: Being an Essay on the Science of Domestic Policy in Free Nations, 1767; dt.], Johann Ulrich PAULI o. Christoph Freidrich SCHOTT (Übs.), Hamburg: Typographische Gesellschaft, 1769 [Bd. 1]/1770 [Bd. 2] oder in Auszügen und konzentriert Hans-Joachim STADERMANN und Otto STEIGER, „James STEUART und die Theorie der Geldwirtschaft“, in: Hans-Joachim STADERMANN und Otto STEIGER (Hg.), *Herausforderung der Geldwirtschaft. Theorie und Praxis währungspolitischer Ereignisse*, Marburg an der Lahn: Metropolis, 1999, pp. 19-49.

⁸⁶ Alan CAMERON, *Bank of Scotland: 1695 – 1995, a very singular institution*, Edinburgh et al.: Mainstream Publ., 1995, p. 36.

⁸⁷ Ulf HEINSOHN, „Property, Development and DE SOTO's Approach. The end of Poverty“, in: *Property Economics. Property Rights, Creditor's Money and the Foundations of the Economy*, Otto STEIGER (Hg.), Marburg an der Lahn: Metropolis, 2008, pp. 25-59, hier pp. 49-55.

lung möglicherweise Strömungen aus der Antike und dem Orient auf, setzte sich aber zunächst in Italien durch, wo auch der Name herkommt. In Italien wurden Schuldscheine, dann Wechsel genannt, als Orderpapiere übertragbar, so dass ein Gläubiger seine Forderung verkaufen konnte, um wieder liquide zu werden, indem der Käufer ihn auszahlte und seinerseits die Forderung halten würde. Soweit so gewöhnlich, aber der Wechsel zeichnete sich durch zwei ungewöhnliche Rechtskonstruktionen aus. Erstens haftete der ausgezahlte Erstgläubiger, indem er den Wechsel indossierte, d.h. auf der Rückseite unterschrieb (daher Indossant)⁸⁸ – und jeder nachfolgende Gläubiger, der sich durch einen weiteren neuen Käufer auszahlen lassen würde – für die Erfüllung der geforderten Zahlung, falls der eigentliche Schuldner nicht vereinbarungsgemäß zahlt. Die Gruppe der Eventualhaftenden incl. dem eigentlichen Wechselschuldner nennt man die *Wechselverpflichteten*.

Diese Eventualhaftung jedes einzelnen Wechselverpflichteten machte den Wechsel über den engen Kreis persönlich bekannter Wirtschaftler hinaus übertragbar, denn man musste nicht wissen, wie es um die Kreditwürdigkeit des Schuldners steht, solange einem Käufer nur ein weiterer Wechselverpflichteter als hinreichend zahlungsfähig bekannt war. So konnte ein Wechsel, der eine in Venedig zu erfüllende Schuld eines dortigen Kaufmanns auswies, von seinem genuesischen Gläubiger akzeptiert werden, um dann an Zahlungs Statt im Gegenzug für bezogene Waren oder Effekten an einen Kaufmann in Avignon übertragen zu werden. Dieser konnte dann den Wechsel an Zahlungs Statt einem flämischen Kaufmann übertragen, der den Wechsel an Zahlungs Statt seinem venezianischen Lieferanten gab, der dann bei Fälligkeit dem venezianischen Wechselschuldner den Wechsel präsentierte und sich die geforderte Summe auszahlen ließ. So erübrigte sich ab dem 12. Jh. für Kaufleute zunehmend der Überlandtransport von Münzen,⁸⁹ die leicht geraubt hätten werden können. Sollte einmal ein Wechsel abhanden kommen, würde man – anhand der einbehaltenen Kopie – ein Ersatzdokument ausstellen, die geraubte Kopie für ungültig erklären und den Ersatz erneut auf die Post geben. Die zweite Kautel des frühen Wechsels war, dass der Schuldner jeder Übertragung

⁸⁸ Cf. Peter OPITZ, *Der Funktionswandel des Wechselindossaments*, Berlin: Duncker & Humblot, 1968 (Berliner Juristische Abhandlungen; Bd. 19).

⁸⁹ Cf. Stuart JENKS, „Hartgeld und Wechsel im hansisch-englischen Handel des 15. Jahrhundert“, in: *Geldumlauf, Währungssysteme und Zahlungsverkehr in Nordwesteuropa 1300-1800*, Michael NORTH (Hg.), Köln und Wien: Böhlau, 1989, (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte; N.F., Bd. 35), pp. 127-166, sowie Jürgen SCHNEIDER, „Hat das Indossament zum Niedergang der Wechselmesse im 17. und 18. Jahrhundert beigetragen?“, in: Michael NORTH (Hg.), *Geldumlauf, Währungssysteme und Zahlungsverkehr in Nordwesteuropa 1300-1800. Beiträge zur Geldgeschichte der späten Hansezeit*, Köln und Wien: Böhlau, 1989, (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte; N.F., Bd. 35), pp. 182-193.

zustimmen musste. Das schränkte die Übertragbarkeit mitunter erheblich ein. Voraussetzung dafür, dass der Wechsel grenzüberschreitend gültig war und bei Schuldnerausfall der Inhaber des Wechsels jeden beliebigen Wechselverpflichteten in Eventualhaftung nehmen konnte, war die Schaffung von Wechselordnungen an jedem Handelsort, der ein promptes Vollstreckungsverfahren (*rigor cambialis*, Wechselstrenge)⁹⁰ ermöglichte.

Alle Kaufmannsrepubliken mühten sich, in diesem Punkte⁹¹ – wie allgemein in der Rechtsordnung für den Handel, der so genannten *lex mercatoria* gleichzuziehen.⁹² Die Ausbreitung bestimmter Stadtrechtsfamilien (*Kölnisches, Magdeburgisches, Lübisches* oder *Culmisches Recht*), sicherte eine einheitliche Rechtsordnung. Während im romanischen Raum der Wechsel schnell Verbreitung fand und bis nach Flandern vordrang, dominierten im Nord- und Ostseeraum die hansischen Inhaber-Schuldscheine. Deren Übertragung bedurfte nicht der Einwilligung des Schuldners, weshalb sie von Hansekaufleuten bevorzugt wurden. Dafür war der Kreis möglicher Käufer sehr begrenzt, denn als Käufer musste man beurteilen können, ob der Schuldner zahlungsfähig ist, da allein der Schuldner und kein Zwischeninhaber für die Erfüllung der Forderung haftete. Es waren dann die flämischen Kaufleute, die die hansische freie Übertragbarkeit ohne Schuldnerzustimmung und die italienische Eventualhaftung der Wechselverpflichteten kombinierten und dadurch den Wechsel zum alles überragenden Nominalvermögen machten.

Da es für die Bonität und Verkehrsfähigkeit eines Wechsels v.a. zahlungsfähiger Wechselverpflichteter (incl. Wechselschuldner) bedarf – stehen drei als zahlungsfähig bekannte Wechselverpflichtete für eine Eventualhaftung ein, spricht man von einem *guten Wechsel* (*fine trade bill*) –, war der Wechsel das Wertpapier, mit dem die Einführung der *Deutschen Mark* möglich wurde. Nach zwei deutschen Staatsbankrotten binnen 30 Jahren waren 1948 deutsche Staatsanleihen bei Anlegern denkbar unbeliebt und nur in geringem Umfang vorhanden und absetzbar. Nach der Schuldenstreichung (von 100 RM auf ca. 6,50 DM) im Zuge der Währungsreform waren die meisten deutschen Haus-

⁹⁰ Cf. Lutz SEDATIS, *Über den Ursprung der Wechselstrenge: Eine historisch-dogmatische Untersuchung der Lehre vom rigor cambialis*, Berlin: Duncker & Humblot, 1967, (Berliner juristische Abhandlungen; Nr. 13).

⁹¹ Cf. Georg Friedrich von MARTENS, *Versuch einer historischen Entwicklung des wahren Ursprungs des Wechselrechts: ein Beytrag zur Geschichte des Handels des Mittelalters; Nebst einer Sammlung alter und neuer bisher in Teutschland wenig bekannter insonderheit italienischer, spanischer, portugisischer und englischer Wechselgesetze, und einiger anderen Urkunden mit nöthigen Uebersetzungen*, Göttingen: Dieterich, 1797 (Nachdruck: Frankfurt am Main: Sauer & Auvermann, 1966).

⁹² Cf. Rudolf MEYER, *Bona fides und lex mercatoria in der europäischen Rechts tradition*, Göttingen: Wallstein, 1994, (Quellen und Forschungen zum Recht und seiner Geschichte; Bd. 6), zugl.: Göttingen, Georg-August-Univ., Diss., 1993.

halte und Unternehmen so gut wie schuldenfrei. Als sie sich also in der Rechtsform des Wechsels in der neuen Währung verschuldeten, schufen sie – im Zusammenwirken mit den Indossanten – die Sicherheiten, gegen die die *Bank deutscher Länder* (und ab 1957 die *Bundesbank*) Kredite gewährte, die in DM ausgezahlt wurden. So kam alles Geld – jenseits des Kopfgeld genannten Erstbetrags von ca. 8 Mrd. DM, wofür die Wirtschaftsverwaltung der Trizone ihre künftigen DM-Steuererinnahmen verpfändete hatte – in Umlauf. Sogar Ratenzahlungs-Wechsel privater Schuldner-Haushalte nahm die Notenbank.

Die ersten Jahre waren bestimmt von einer beispiellos gleichberechtigten Möglichkeit aller zahlungsfähigen Wirtschaftler – seien es private Haushalte, Klein- und Mittelunternehmen (KMU) oder Großkonzerne –, der DMark eine stabile und mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen wachsende Grundlage zu liefern. Erst die ausufernde Staatsverschuldung ließ die Bundesbank dazu übergehen, Staatsanleihen als Sicherheiten zu akzeptieren, bis sie schließlich ab den 80er Jahren begann, sogar gegen *gute Wechsel* und damit deren Aussteller zu diskriminieren. Heute nimmt die Bundesbank Wechsel nur noch behelfsweise und verlangt höhere Zinsen von Schuldnern, die ihre Bundesbankkredite mit *guten Wechseln* besichern. Günstigste Zinsen gibt es nur für die Schuldner, die Staatsanleihen oder Pfandbriefe als Sicherheiten stellen. Damit verloren die Klein- und Mittelunternehmen aber auch die Möglichkeit, Zahlungen leicht durch Wechselkredit aufzuschieben, denn wenn die Bundesbank *gute Wechsel* nur zu ungünstigen Zinsen als Sicherheit annimmt, dann kaufen die Geschäftsbanken auch nicht mehr bereitwillig *gute Wechsel*, und Klein- und Mittelunternehmen müssen andere, meist teurere Kreditmöglichkeiten suchen. Mittelstandsförderung ist das nicht!

Schafft Wechselpfandbriefe!

Wechsel haben gegenüber Rentenpapieren einen Nachteil, sie dokumentieren sehr unterschiedlich hohe und zu diversen Terminen fällige Schulden. Daher war es für die Bundesbank stets personalaufwandig, Wechsel als Sicherheit zu akzeptieren. Doch dem kann ja abgeholfen werden. Es gilt ein **Wechselbankgesetz** zu schaffen, das die Emission von **Wechselpfandbriefen** ermöglicht. Dabei braucht man nur dem Vorbild des deutschen *Hypothekendarbankgesetzes* von 1899 (2005 novelliert als *Pfandbriefgesetz*) zu folgen. Dieses regelt, wie Hypothekendarbanken ihre sehr unterschiedlich hohen und zu diversen Terminen fälligen Kreditforderungen, die hypothekarisch gesichert sind, in einen Deckungsfonds einbringen können, der dann allein der Deckung zu verkaufender *Hypothekendarpfandbriefe* dient. Deutsche *Hypothekendarpfandbriefe*

gelten als die institutionell am besten gesicherten Rentenpapiere.⁹³ Hypothekendarlehen sind einheitlich in Betrag und Fälligkeit und Risiko, so dass sie gut an Börsen gehandelt werden können und als Sicherheit von der Bundesbank akzeptiert werden. Das gälte dann für *Wechselfandbriefe* nicht minder. Es ist an der Zeit, dass Deutschland dem Exportschlager *Hypothekendarlehen* (engl. *covered bonds* oder *asset covered securities*, nicht zu verwechseln mit den ausfallträchtigen *asset backed securities*, die das Finanzsystem in die Krise gestürzt haben) den *Wechselfandbrief* an die Seite stellt! Jetzt, wo die Bundesbank v.a. Staatsanleihen als Sicherheiten akzeptiert, verschafft sie diesen bei den Geschäftsbanken hohen Absatz und dem Staat damit günstige Verschuldungsmöglichkeiten. Das ist sicher ein falsch gesetzter Anreiz.⁹⁴

Mögen Dir, Lieber Gunnar, noch viele gute Lebensjahre bevorstehen, in denen Du Deine Ideen und Theorien fruchtbar machen kannst. Mögen die Vorteile der Entbindung aus den Verpflichtungen des Lehrbetriebs, die ja schon jetzt wirksam sind, die Nachteile der Emeritierung, wie der Verlust verschiedener Annehmlichkeiten einer Universität, mehr als aufwiegen. Zay gesunt !

Die *Zeitensprünge* haben mich über all die Jahre bereichert. Dabei finden nicht nur die Abhandlungen über Chronologierevisionen in den dunklen Zeitaltern Europas und des Nahen Ostens mein Interesse, sondern besonders auch die Beiträge zur Zivilisationsgeschichte, wie die Entstehung der Religionen und anderer Geistesströmungen und ihre Wirkungen.

Ulf HEINSOHN, Berlin, eMail: ulf.heinsohn@uni-bremen.de

⁹³ Als neues Finanzierungsinstrument wurden sie Mitte des 18. Jh. in den Niederlanden zuerst kreiert, dann aber nicht mehr weiterentwickelt. Bekannt wurden sie durch den Erfolg in Preußen (ab 1770 zunächst nur in Schlesien, weitere preußische Provinzen folgten bald) und dann ab 1899 in ganz Deutschland. Selbst während der NAPOLÉONISCHEN Besetzung, als preußische Staatsanleihen auf 50% ihres Vorkriegswertes fielen, blieben die Darlehen fast auf Vorkriegskurs, weil die Hypothekenschuldner – im Gegensatz zum Staat – weiter die zugesagten Zinsen und Tilgungen zahlten. Beim Bankrott des NS-Staates, infolge dessen NS-Staatsanleihen auf Null fielen, und der Abtrennung der Ostgebiete und dem Wechsel zum kommunistischen Kommandosystem in Mitteldeutschland machten sich Darlehen noch ungewöhnlich gut. Obwohl Millionen von Schuldnern durch Vertreibung und Enteignung zahlungsunfähig waren, war bei Darlehen nur eine Abwertung um 30-40% nötig. Claus SCHREMPF, *Darlehen und Kommunalobligationen als Geldanlage*, München: Verlag Moderne Industrie, 1958, (Der Praktische Finanzratgeber; Nr. 8), pp. 10 und 13.

⁹⁴ Sehr gut beschrieben ist diese Problematik bei Hans-Joachim STADERMANN, *Geldwirtschaft und Geldpolitik: Einführung in die Grundlagen*, Wiesbaden: Gabler, 1994, pp. 82 und 258seqq.

C14 kann blind machen

Eine Reverenz von Heribert Illig an Gunnar Heinsohn,
den Bekämpfer überhöhter Datierungen

Klaus Schmidt von der Orientabteilung des *Deutschen Archäologischen Instituts* Berlin gräbt seit 1995 im anatolischen Göbekli Tepe eine gewaltiges Konglomerat an Bauten aus, die ins präkeramische Neolithikum datiert werden, in die Zeit von -9600 bis -7900 [so Lichter 2007, 28]. Er bezeichnet sie als die frühesten Tempel der Erde, gelegen in Sichtweite von Urfa/Edessa [vorgestellt durch Illig 2005a, 191 f.; 2005b]. Also Kontinuität von der Gegenwart über fast 12.000 Jahre zurück bis in ein keimendes Neolithikum, das parallel zum Paläolithikum liegt (zum hier übergangenen Mesolithikum s.u.).

Vom Ausgräber lag 2005 noch kein Buch vor, weshalb seine Gedanken zur Datierung von mir damals noch nicht überprüft werden konnten. 2006 erschien dann von ihm *Sie bauten die ersten Tempel*, Juli 2008 auch als Taschenbuch, ernannt zum „Sachbuch des Monats“.

Wie selbstverständlich geht Schmidt [2008, 91] davon aus, dass sich die älteste Schicht am Göbekli Tepe ins -10. Jtsd. datieren lässt. Er macht sich keine weiteren Gedanken über das ungemein hohe Alter, weil er aus seiner Sicht einen zuverlässigen Anker besitzt. Nach einem Exkurs von einer knappen Seite über die Herkunft der Zeitangaben per C14 befindet er:

„Die dendrokalierten C14-Daten liefern heute das Rückgrat der archäologischen Chronologie. Der kleine methodische Exkurs vermag vielleicht zu verdeutlichen, daß es sich bei der Zeitangabe innerhalb jener vielen Jahrtausende, um die wir uns bei der Erforschung des Göbekli Tepe – der ihn umgebenden Orte sowie der Kulturgebiete und Epochen, in denen sie entstanden sind – von der Gegenwart aus in die Vergangenheit zurückbegeben müssen, keinesfalls um das Resultat mehr oder weniger willkürlicher Schätzungen handelt (die möglicherweise schon bald wieder zu korrigieren wären). Es sind vielmehr Zahlen, die auf einem soliden Fundament eines sehr breit angelegten Gerüsts gesicherter Datierungen beruhen. Wir bestaunen also kein Jonglieren mit Jahrtausenden, sondern betrachten ein festgefügtes Chronologiegebäude.“ [Schmidt, 31].

Es handelt sich hier keineswegs um die Meinung eines einsamen Jägers verborgener Superlative, sondern um die Meinung des Mainstreams. Dies lässt sich durch eine Negation bestätigen: In dem großen Katalogband über das neolithische Anatolien [Lichter 2007], der 45 Aufsätze von 32 Gelehrten enthält, findet sich kein einziger Artikel über die dort installierte Chronologie und ihre Entstehung, keine einzige Thematisierung der erstaunlichen Zeitsetzun-

gen und ihrer Begründung. Es ist also tatsächlich so, dass die Physiker im Labor den Zeitrahmen vorgeben, der dank etlicher Kalibrierungsbemühungen so großzügig ausfällt, dass die in Anatolien grabenden Archäologen mehr als glücklich sind. Wer sonst kann laut Buchtitel *die ältesten Monumente der Menschheit* vorweisen?

Nicht einmal Zeittableaus scheinen mehr notwendig zu sein. Schmidt verzichtet in seinem Buch auf jede chronologische Tabelle, obwohl er auf 65 Seiten über vergleichbare Bauten der nächsten Jahrtausende berichtet. Lichter [28, 51, 171] bringt immerhin drei einschlägige Diagramme. Dem ersten ist zu entnehmen, dass im späten -11. Jtsd. die Fundplätze Hallan Çemi und Çayönu einsetzen, bevor die ersten Bauwerke am Göbekli Tepe auftreten. Wichtig erscheint, dass die Zeit bis dahin als Epipaläolithikum, als Ausklang der Altsteinzeit bezeichnet wird, während mit Göbekli Tepe die erste der beiden „Pre-Pottery-Neolithic“-Stufen einsetzt (PPN A und B). Ein Mesolithikum fehlt, ähnlich wie in mancher europäischen Höhlenstratigraphie [vgl. Heinsohn, 94-112]; Schmidt sieht aber gerade in ihm eine „Schlüsselepoche der Menschheitsentwicklung“ und hält deshalb die klaffende Lücke („Marasmus“) durch eine Arbeit von Stephen Mithen geschlossen [Schmidt, 240 ff.].

Was könnte ein Archäologe tun, dem kein Physiker datierungsmäßig unter die Arme greift (zumal die von Schmidt beschworenen „dendrokalierten C14-Daten“ mangels Baumringsequenz für Südostanatolien gar nicht regional kalibrierbar sind)? Er würde stilistische und typologische Vergleiche anstellen. Da Schmidt weitgehend darauf verzichtet, wollen wir dies für ihn versuchen.

Der auffälligste Befund von Göbekli Tepe sind die zahlreichen monolithischen, T-förmigen Stelen, die bis 7 m hoch und mehr als 50 t schwer sein können, aber nicht mit Metallwerkzeug bearbeitet sein sollen. Eine Gruppe, die derartige Pfeiler dutzendweise aufrichtet, könnte also mit Fug und Recht dem Megalithikum zugerechnet werden. Gibt es innerhalb dieser vom Atlantik bis zum Chinesischen Meer reichenden ‚Bewegung‘ Entsprechungen, Übereinstimmungen, Parallelentwicklungen? Unsere Suche kann in der Mittelmeerregion beginnen, liegt doch auch Göbekli Tepe nur 400 km von der dortigen Küste entfernt.

Da wäre sofort an die Balearen zu denken. Auf Menorca gibt es noch ca. 30 *Taulas*: T-förmige Stelen, wobei auf der bis 4 m hohen senkrechten Platte eine weitere Platte waagrecht gelegt ist, „so daß die ganze Konstruktion T-Form erhält“ [v. Reden; Illig 2005b, 277] – zwar anders konstruiert, aber optisch von ähnlicher Wirkung wie die T-Stelen von Göbekli Tepe [ausführlicher s. Illig 2005b, 284]. Diese Taulas sind stets von Orthostaten (senkrecht gestellten Steinplatten) umhegt und in der Nähe von Tempeln gelegen, dort *Talayots* genannt. Sie ähneln den sardischen *Nuraghen*, zeigen allerdings eine stärker

konische Umrisslinie. Nur weil Schmidt all diese Anlagen seit 14 Jahren beharrlich ignoriert, kann er „seine Funde mit nichts vergleichen. Je mehr Zeit verstreicht, umso sicherer wird, dass Göbekli Tepe ein Unikat ist“ [Zick 2002]. So hält er es auch 2008.

Die Pfeiler von Göbekli Tepe stehen innerhalb von Anlagen, die nahezu alle oval angelegt sind (rechteckig ist eine der jüngsten Anlagen, das Löwenpfeilergebäude [Schmidt 228-240]). Unübersehbar sind die Ähnlichkeiten mit den ebenfalls *ovalen Tempelbezirken* von *Malta* – von der Anlageform das Ähnlichste überhaupt –, 2.700 km vom Göbekli Tepe entfernt und wie Menorca von Seefahrern besiedelt. In diesem Fall kommt Schmidt nicht umhin, einen vergleichenden Blick zu riskieren. Doch er fällt nur auf drei Details:

- Waren ‘seine’ Anlagen wie die Maltas zu einem großen Baukörper verbunden? [Schmidt, 8] Das lässt sich erst durch weitere Grabungen klären.
- Beiderorts gibt es Lochpaare an Pfeiler, doch sind sie ganz unterschiedlich dimensioniert, also für Vergleiche unergiebig [ebd., 162].
- Beiderortes gibt es auch Steinplatten mit Öffnungen, die einem Menschen den Durchstieg gestatten würden. Aber:
„Mehr als eine formale Ähnlichkeit vermag dieser Vergleich allerdings nicht zu bezeugen, da die Tempel Maltas wie die Großsteingräber mehr als fünf Jahrtausende jünger sind als die Steinmetzarbeiten am Göbekli Tepe“ [Schmidt, 106].

So werden Maltas in die Augen springenden Ähnlichkeiten ignoriert. Dabei liegt im Museum zu Valletta sogar das alte Modell eines Gebäudes mit rechtwinkligen Räumen [Freedon, 185]; es ist also hier wie dort der Übergang von ovalen zu rechteckigen Grundrissen belegbar.

So wenig wie Malta kann Stonehenge vor Schmidts Auge bestehen. Zwar fiel ihm bei Anlage B von Göbekli Tepe eine Ähnlichkeit auf:

„Es handelte sich bei den neuen Befunden um eine eigene, vielseitige (polygonale), annähernd kreisförmige Anlage, die in ihrer Konzeption durchaus an das megalithische Stonehenge in England zu erinnern vermag“ [Schmidt, 128].

Jedoch 14 Seiten weiter erscheint ihm der Vergleich mit Stonehenge wertlos:

„Doch gibt es Steinkreise mit größerem inhaltlichen Bezügen zum Göbekli Tepe, als sie Stonehenge oder andere Kreisanlagen des prähistorischen Europa zu bieten vermögen. Wir wenden uns deshalb dem Vorderasien benachbarten Afrika zu“ [Schmidt, 143].

Bevor wir Schmidts nach Simbabwe folgen, bleiben wir noch im mediterranen Megalithikum. Wenn es um *Tierreliefs* geht, dann scheint die Fülle an Reliefs in Göbekli Tepe keinen Vergleich zuzulassen. Trotzdem müsste

Schmidts Blick nicht nur auf Çatal Höyük, sondern auch auf den mittleren Tempel von Hal Tarxien (Malta) fallen. Dort finden sich in einer Seitenkammer Reliefs von Stier und Schwein, auch andernorts Tierfriese mit Ziegen und Schweinen, Schlangendarstellungen, dazu Fragmente einer überlebensgroßen Frauenstatue [Abb. bei Reden, Nr. 26-29]. Also hier wie dort Tierreliefs und Belege für große vollplastische Menschendarstellungen, präsentiert Schmidt [98] doch einen überlebensgroßen Steinkopf. Anders als in Malta treten in Göbekli Tepe sogar vollplastisch geformte Tiere auf, etwa ein Raubtier, das Schmidt [265] fälschlich als „Hochrelief“ einstuft – möglicherweise beschlich ihn die Angst, dass eine so frei wie ein gotischer Wasserspeier gestaltete Skulptur unmöglich 6.500 Jahre vor Ägyptens Neuem Reich auftreten könne. Es gäbe demnach erstaunliche Übereinstimmungen; so auch bei den *Böden*.

In Göbekli Tepe finden sich sog. **Terrazzoböden**: Eine mit Kalksplitt durchsetzte Mörtelschicht wurde nach dem Aushärten abgeschliffen, was einen glatten, betonartigen Estrich ergab [Schmidt, 63]. Auf Malta wurden schwere Steinplatten gelegt, aber auch sog. **Torbaböden** gegossen: ein glatter, zementähnlich verfestigter Boden aus Kalksteingrus und kleinsteinigem Material [Freeden, 294, 176]. Das wären die zeitlich nächsten Böden, derzeit über C14 auf -3500 bis -2500 datiert [Freeden, 41]. Aber Schmidt ignoriert die maltesischen Tempel und findet die zeitlich nächsten Terrazzo-Böden erst bei den Römern! [Schmidt, 63]

Dasselbe gilt für schalenartige Vertiefungen oben auf den T-Pfeilern, die Schmidt Näpfchen nennt. Den nahe liegenden Vergleich mit Tausenden von Schalen-, Schälchen- oder Näpfchensteinen aus ganz Europa innerhalb von Megalithikum und Bronzezeit verweigert er. Dabei lässt sich kaum eine bessere Entsprechung zeigen als die Näpfchen auf Pfeiler 10 von Göbekli Tepe [Schmidt, 163] mit den 180 „Schälchen“ oben auf dem Deckstein der dänischen Megalithanlage Sømarkedyssen auf Møn [wiki].

Selbst wenn Schmidt aus dem 1.500 Jahre jünger eingestuften Nevalt Çori die Kalksteinfigur eines „Vogelmenschen“ zeigt, trägt sie das U-förmige Eulengesicht der Megalithkultur [Schmidt, 76; vgl. Illig 2005a, 95]. Also Vergleichsmöglichkeiten zwischen -9. Jtsd. und -3. Jtsd.. Aber auch das tritt nicht in Schmidts Gesichtsfeld.

Jetzt können wir Schmidt nach Simbabwe, genauer nach Great Zimbabwe, jener überaus rätselhaften Ruinenstätte im südlichen Afrika folgen. Nach einem für ihn unergiebigem Vergleich mit dieser Anlage, die „mehr als 10000 Jahre weiter in der Vergangenheit und mehrere tausend Kilometer“ entfernt liegt, befindet Schmidt [145] überaus gespreizt:

„Es ist müßig, weitere phänomenologisch übereinstimmende oder ähnliche Beispiele zu den Bauten und Bildern des Göbekli Tepe zu bemühen – man könnte an entsprechende Orte auf Malta oder den schottischen Ork-

ney-Inseln denken –, wenn nicht tatsächlich ein genetisch enger Zusammenhang nachweisbar wird; dabei ist nicht auszuschließen, daß Malta eines Tages vielleicht wirklich unter diesem Gesichtspunkt noch unserer besonderen Aufmerksamkeit teilhaftig wird.“

Ob Malta vielleicht doch noch unter Umständen wirklich gnadenhalber Schmidts besonderer Aufmerksamkeit teilhaftig geworden sein wird? Wir können es noch nicht wissen, aber es ist offensichtlich, dass Schmidt mit seinem Ausflug zum ca. 6.300 km entfernten Simbabwe, das nach derzeitigem Erkenntnisstand nicht vor dem +11. Jh. begonnen worden ist, Malta und die übrigen Megalithstätten gewollt desavouiert. Sein Beharren auf genetisch engen Zusammenhängen lässt den Bauten des eurasischen Megalithikums keine Chance, da ein Zeitunterschied von allemal 6.000 Jahren eben nur phänomenologisch und nicht „genetisch“ überbrückbar ist.

Doch Schmidt belehrt uns im selben Buch, dass mehr als 7.000 Jahre durchaus überspringbar scheinen, wenn es nicht um ‘primitives’ Megalithikum, sondern um eine Hochkultur geht, etwa um Ägyptens 18. Dynastie und ihre Obeliskenaare vor Tempeleingängen:

„Besonders das in den Kreisanlagen am Göbekli Tepe immer vorhandene freistehende Pfeilerpaar gibt uns aber Anlaß, mit aller gebotenen Vorsicht einer solchen Parallelisierung die Frage zu formulieren, ob sich zwischen beiden Denkmalsgattungen – hier [Obeliskena aus] Ägypten, dort der Göbekli Tepe – vielleicht eine verbindende Entwicklungslinie finden läßt“ [Schmidt, 132],

eine Untersuchung erscheint ihm lohnend, sei aber von ihm nicht zu leisten [ebd.]. Es hätte allerdings keiner Spezialausbildung bedurft, um zu erfahren, dass die Pfeilerpaare vor maltesischen Tempeleingängen oder megalithischen Cairns genauso auftreten wie bei den ägyptischen Bauten, bei Salomos Tempel in Jerusalem, bei etruskischen Tumuli [Illig 2005a, 106] und weiter in christlichen Zeiten, etwa am Baptisterium zu Florenz oder am Wiener Stephansdom. Auf jeden Fall ließe sich die gemutmaßte „verbindende Entwicklungslinie“ zwischen Göbekli Tepe und Theben durch megalithische Befunde stützen, so man wollte.

Unsere zunehmend kritische Einschätzung bestätigt sich durch Schmidts Vergleich zwischen anatolischen Anlagen und den Dromoi mykenischer Kuppelgräber, also mit einer weiteren Hochkultur. Der Begriff Dromos bezeichnet den langen, abfallenden Zugang zu einem Grab.

„Am Göbekli Tepe scheint die Anlage C einen solchen Dromos zu besitzen – so jedenfalls die nächstliegende Deutung eines noch nicht vollständig ausgegrabenen Befundes“ [Schmidt, 153].

Hier verrät Schmidt seine oben formulierten Grundsätze, scheint er hier doch

den phänomenologischen Vergleich durchaus mit genetischer Abfolge gleichzusetzen – aber es geht ja auch um Hochkultur und nicht um Megalithikum.

Wir halten fest: Der Archäologe Klaus Schmidt glaubt zunächst blind den physikalischen Befunden, weil sie ihm die ältesten Tempel der Welt beschenken. Um sie unvergleichlich alt zu erhalten, stuft er alle Ähnlichkeiten mit megalithischen Vergleichsobjekten als „phänomenologische“ ein und verwirft sie, weil er nur „genetische“ gelten lässt. Die aber kann es für ihn nicht geben, da die mindestens vier Jahrtausende zwischen dem Verschütten von Göbekli Tepe und dem Aufkommen des Megalithikums unüberwindbar seien.

Weil er aber Ähnlichkeiten mit hochkulturellen Vergleichsobjekten begrüßen würde, erscheinen ihm Verbindungen über 6.500 Jahre bis hin zu Ägyptern und Mykenern oder über 8.000 Jahre bis hin zu den Römern durchaus erwägenswert. Weil seine Verbindungsbrücken die Gesamtdistanz ohne megalithischen Zwischenstützen überwinden sollen, behilft sich Schmidt mit den Thesen des Ägyptologen Jan Assmann zur „Gedächtnisgeschichte“:

„An zentraler Stelle steht das kulturelle Gedächtnis, das Überlieferungen trotz vielfacher gesellschaftlicher Umbrüche nahezu unverändert über Jahrtausende hinweg zu bewahren vermag. Für religiöse Traditionen stellt das kulturelle Gedächtnis den Schlüssel zum Verständnis ihrer Dauerhaftigkeit dar. Das kommunikative Gedächtnis unterliegt dagegen biologischen Zwängen und verbindet in der Regel nicht mehr als drei Generationen – das Kind, die Eltern und die Großeltern“ [Schmidt, 198].

Dank Assmann können also sehr wohl „genetische“ Herleitungen gelingen, so man sie wollte. (Hier dürfen sich Chronologiekritiker fragen, ob die Gedanken zum kulturellen Gedächtnis auch deshalb niedergeschrieben worden sind, um mit den durch C14 aufgerissenen Riesenabständen zurechtzukommen.) Klaus Schmidt aber ist hin und her gerissen, weil er die ältesten Tempel behalten möchte und folglich die dramatisch überhöhten C14-Datierungen nicht missen kann, andererseits aber schon fast Hochkulturelles aufgespürt hat und folglich trotz allem viel geringere Abstände zu Ägypten und Mykene bräuchte.

Marija Gimbutas hatte vor 30 Jahren dasselbe Problem, löste es aber ungleich leichter: Mit Hilfe der C14-Daten aus der zweiten Radiokarbon-Revolution hat sie 'ihr' *Alteuropa* für die Zeit von -7000 bis -3500 'erfunden' [vgl. etwa Gimbutas 1991], aber unbeschwert Vergleiche sowohl mit 'primitiven' Steinzeitkulturen als auch mit Modetendenzen minoischer Hochkultur angestellt [Illig 2005a, 145 f.]. Dieser Widerspruch störte sie nicht, ging es doch nicht nur um *Alteuropa*, sondern auch um *Die Zivilisation der Göttin*, die einfach alles Heterogene miteinander vereinen kann. Eine derartige C14-Kreation lässt sich nicht anfechten.

Und so dürfen wir gespannt sein, in welcher Region als nächstes eine weitere C14-gezeugte Kultur in noch weiter zurückliegende Vergangenheit verbracht wird. Die Sogwirkung derartiger superlativistischer Kreationen ist offenbar einfach unwiderstehlich. Was sollen da unsere durch schlichte Vergleiche gewonnenen Kurzdatierungen, die tatsächlich mykenische Schachtgräber und ägyptische Obelisken in zeitliche Nachbarschaft zu Göbekli Tepe brächten? Nicht einmal ignorieren...

Literatur

- Freeden, Joachim von (1993): *Malta und die Baukunst seiner Megalith-Tempel*; Darmstadt
- Gimbutas, Marija (1991): *The Civilization of the Goddess. The World of Old Europe*; (deutsch 1996: *Die Zivilisation der Göttin*, Frankfurt/Main)
- Heinsohn, Gunnar (32000): *Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit*; Gräfelting (1991)
- Illig, Heribert (2005a): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Gräfelting
- (2005b): Göbekli Tepe – die Altsteinzeit war ‚vorgestern‘; in *Zeitensprünge* 17 (2) 275-286
- Lichter, Clemens (Hg., 2007): *Vor 12.000 Jahren in Anatolien. Die ältesten Monumente der Menschheit*. Herausgegeben vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe [Begleitband zu der dortigen Ausstellung mit Text- und Katalogteil]; Stuttgart
- Reden, Sibylle von (61989): *Die Megalith-Kulturen. Zeugnisse einer verschollenen Urreligion*; Köln
- Schmidt, Klaus (2008): *Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger. Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe*; München (12006)
- Tetzlaff, Ingeborg (51986): *Malta und Gozo*; Köln
- wiki = wikipedia ↔ Schalenstein
- Zick, Michael (2002): Der Steinzeit-Tempel vom Göbekli Tepe; in: *Archäologie in Deutschland* 5/2002, nachlesbar www.theiss.de/AiD/2002/5/report.php

Das Menschengeschlecht – sesshaft !

Josef Reichholf antwortet auf Gunnar Heinsohn

Eine Rezension von Heribert Illig

Reichholf, Josef H. (2008): *Warum die Menschen sesshaft wurden. Das größte Rätsel unserer Geschichte*; Frankfurt am Main, 315 S., 23 Abb. [= R.]

Irgendwann sind die meisten Völker sesshaft geworden. Die allgemein bekannten Ausnahmen sollen hier keine Rolle spielen, vielmehr geht es um den notwendigen und hinreichenden Grund für diese einschneidende Veränderung, die der neolithischen Revolution zugeordnet, wenn nicht sogar als Auslöser für sie gesehen wird. Gunnar Heinsohn hat in *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* [2000, 120] die Frage gestellt: „Warum dann zusätzlich noch eine systematische Landwirtschaft?“ und gesehen: „Hier wird weiter nachzudenken sein.“ [ebd.]

Der Münchner Evolutionsbiologe Josef Reichholf hat nun nachgewiesen, dass die bislang vorgelegten Gründe keineswegs zur Motivation ausreichen. Ihnen zufolge hätten sich die Lebensbedingungen verschlechtert, der Wildbestand ging zurück, worauf es der Mensch den Vögeln nachmachte und nahrhafte, ungiftige Körner suchte. Aussaat, Ernte, Lagerung, aber auch Schutz der Felder verlangten ständige Anwesenheit, die wiederum der raschen Zucht ertragreicher Sorten diene [R. 40 f.].

Aber: Ein Kalorienvergleich (natürlich in Kilo-Joule) zeigt etwas ganz anderes (kJ pro Gramm) [vgl. R. 184-188]:

40	Olivenöl
25 - 30	Nüsse
24	Schweinespeck
18	Rindfleisch
14	Weizenmehl, heutige Sorten
5	Wildgetreide, einstige Sorten.

Demnach hätte eine zehnköpfige Großfamilie, die ihren gesamten Bedarf mit Körnern decken wollte, nach der Ernte 100 Tonnen an Körnervorräten anlegen müssen, Lagerungsverluste noch gar nicht einkalkuliert. Wer hätte derartige Mengen büschelweise mit der Hand ernten und von den lästigen Hülsen (Spelzen) befreien sollen? Da hätte es sich für unsere Vorfahren um Faktor 5 bis 8 angeboten, Olivenbäume und Haselnusshaine zu pflanzen.

„Zusammengefasst bedeutet dies alles: Da Wildgetreide bot anfangs weder der Menge, noch der Qualität nach eine entsprechend attraktive Alternative zur bis dahin üblichen Ernährung“ [R. 187].

Hier bringt Reichholf die Rauschmittel ins Spiel. Unbeirrbar von allen Gefahren und Verboten sucht/e unsere Spezies nach Drogen. Diese Bedürfnisse werden in den kalten Regionen durch Pilze und Beeren gestillt, im Übergangsbereich des Berglandes durch Hanf und Wein. Im Südosten schließt die Opium-Zone an, entlang des Indischen Ozeans die von Khat und Betelnuss; Nordamerika kannte den Tabak, Mittelamerika Kakteen und Pilze, Südamerika das Kokain des Koka-Strauches. Doch was stand in den Steppen der vorderasiatischen Hochländer und in den Flusstälern zur Verfügung? Das aus den Wildgrassorten gewonnene Bier! [R. 254]

Für den in Bayern geborenen Reichholf [R. 259] liegt auf der Hand, dass in den späteren Regionen von Ackerbau und Viehzucht der Grassamen zur Erzeugung von Alkohol entdeckt und gezielt genutzt worden ist. Kein Wunder also, dass gerade im Zweistromland und in Ägypten das Bierbrauen fast von Anfang an belegbar ist, sogar fein austariert als Gerstenbier für die Männer und als Emmerbier für die Frauen [R. 261]. Der Autor geht dabei so weit, dass er die ersten Tempel – vor den Städten entstanden – als „Bauwerk[e] für Festmahle“ ansieht, wobei er allerdings die Frage nach dem Warum ausklammert [R. 279 f.].

Doch bringt er ungewollt auch ein gewichtiges Gegenargument: Wenn es um alkoholische Getränke geht,

„dann entfallen Bedenken im Hinblick auf Aufwand und Ertrag ganz von selbst. Schon geringe Mengen, die man tatsächlich in wenigen Stunden oder Tagen sammeln kann, eignen sich hierfür“ [R. 259].

Demnach war es also keineswegs nötig, deshalb Felder anzulegen und Wildformen auf Ertrag zu züchten! Es genügte, für ein gemeinsames Gelage relativ wenige Körner zu sammeln, das schnell verderbliche Bier zu brauen und zu konsumieren. Um Reichhofs Modell plausibel zu gestalten, müsste der Mensch der Jungsteinzeit bereits den Dauerkonsum angestrebt haben. Nur wer täglich im Bierhimmel der Bayern oder Babylonier verkehren will, hätte es notwendig, zum Feldanbau überzugehen und ihn zu intensivieren.

Bei seinem Gedankengang vertut sich Reichholf gleich noch einmal, denn er stellt fest, dass alle Gärungsvorgänge am besten in Tongefäßen ablaufen, um dann unmittelbar auf die Kultanlagen von Göbekli Tepe in Südanatolien überzugehen [R. 273 ff.]. Doch dieser Höhenplatz entstammt einer präkeramischen Kultur!

Diese beiden Einwände ändern nichts daran, dass das bisherige Modell für das Sesshaftwerden so wenig taugte wie das Modell des Tauschhandels für die Geldentstehung (Heinsohn/Steiger). Wir müssen nur obendrein akzeptieren, dass der Mensch versessen darauf war, seinen täglichen Rausch zu bekommen (der Gleichklang mit dem „täglichen Brot“ ist nicht zufällig gewählt, gehören doch Bier und Brot zusammen, wie Reichholf [259-269] zeigt).

Mit dieser Herleitung wäre kein Buch von mehr als 300 Seiten zu füllen. Deshalb hat der Autor sich mit vielen Randfragen auf dem Weg in die Sesshaftigkeit beschäftigt. Da geht es – immer interessant – um das Leben während den Kaltzeiten, um mögliche Großtierverschichtung am Ende der Eiszeit durch die Menschen, um Höhlenmalereien, die Entwicklung der Sprache, um die Domestikation von Haustieren oder um „das Einhorn“ in Gestalt von nicht zähmbaren Antilopen. Verschiedentlich geht es auch um die Geschwindigkeit der neolithischen Revolution und damit verbundene chronologische Probleme. Da stört einmal der Umstand, dass Gerste als Kulturform bereits -10500 nachgewiesen werden konnte, Brot dagegen erst -4500 [R. 269]. Deshalb muss die neolithische Revolution wieder einmal als „nachgerade träger Vorgang“ [R. 282] gesehen werden, der sich über viele Jahrtausende hinschleppt, obwohl die Wildgräser als einjährige Pflanzen mit sehr viel Samen ungleich leichter und schneller zu züchten waren als etwa Haustiere [R. 41].

Zwei Nachbemerken:

Josef Reichholf [28] zeigt eine Temperaturkarte über 17 Jahrtausende, die uns auf S. 629 von Nutzen sein wird.

Außerdem hat er der Zeitschrift *Bild der Wissenschaft* [10/2008, 42 f.] ein Interview gegeben, in dem bei entsprechender Verallgemeinerung ein Bild der Wissenschaft gezeigt wird, wie es unserer ebenfalls leidvoll errungenen Einschätzung entspricht:

„bdw: Vor Kurzem haben Sie über die Medien einen Streit mit Professor Stefan Rahmstorf über die Folgen des Klimawandels ausgefochten. Sie sind – im Gegensatz zu Rahmstorf – der Auffassung, dass eine gemäßigte Erwärmung nicht zwangsläufig zu einer Bedrohung der Natur führt, sondern sogar Perspektiven eröffnet. Was haben Sie aus diesem Disput gelernt?

Reichholf: Erstens, dass man sich eine kritische Position zum Mainstream nur leisten kann, wenn man selbst nicht mehr auf Forschungsmittel schießen muss. Und zweitens vor allem, dass keineswegs immer der seriöse Weg eingeschlagen wird, wenn es um politische Positionen in der Wissenschaft geht. Herr Rahmstorf hat mich und andere Kritiker mit persönlichen Angriffen öffentlich in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und in anderen Medien zu diskreditieren versucht. Es ging ihm darum, skeptische Journalisten und Wissenschaftler zum Schweigen zu bringen, die seine politischen Strategien gefährden könnten.“

Zum Klimawandel

Für den Treibhauseffektgegner Gunnar Heinsohn

Heribert Illig

Fakt ist, dass sich das Klima auf dieser Erde verändert. Es lohnt nicht mehr, auf noch fehlende Vergleichswerte zu pochen; dafür sind gelegentlich Hiobsbotschaften als gut getarnte, Lobby-gesteuerte 'Enten' zu entlarven. Weit mehr interessiert, wie weit wir tatsächlich selbst unser Klima schädigen.

Immerhin hat die ominöse Hockeyschlägerkurve für das Klima der letzten 1.000 Jahre ausgedient. Gemäß dieser Darstellung [Mann] wäre es in den vergangenen 1.000 Jahren noch nie so warm gewesen wie heute; insbesondere steigt die Temperatur auf der nördlichen Erdhälfte steil nach 1900. Diese Kurve war in ihrer statistischen Ableitung alles andere als seriös [Korth, 691; oeko], dafür umso meinungsbildender, veranlasste sie doch die Klimaforscher zu folgenden Aussagen:

- „• der Grund der Erwärmung des Erdklimas ist hauptsächlich CO₂
- 1998 ist das wärmste Jahr letzten 1000 Jahre
- das 20. Jahrhundert ist das wärmste der letzten 1000 Jahre
- die Ursache des Wandels ist menschengemacht (anthropogen)“ [oeko].

Um dies besser zu verstehen, betrachten wir die Klimakurve, wie sie Josef H. Reichholf [28], ein auch zum Klima schreibender Evolutionsbiologe, heuer publiziert hat (vgl. S. 624). Dann wird sofort klar, dass wir derzeit keine abnorme Erdatmosphärenenerwärmung erleben, sondern uns im Vergleich mit den letzten 10.000 Jahren eher am unteren Rand der Schwankungsbreite bewegen (die Frage, wie lange diese Periode tatsächlich war, sei hier zurückgestellt). Unmittelbar klar wird, warum sowohl in der mittelalterlichen Wärmeperiode vor +1400 als auch in der Bronzezeit viel höhere Alpenübergänge als heute problemlos zu begehen waren. Ebenso klar ist, dass die Schwankungen seit Beginn des Holozäns nicht menschengemacht sein können. Dazu hätten unsere Vorfahren auch nicht ansatzweise die Möglichkeiten gehabt.

Weiter fielen die Schwankungen innerhalb der letzten, der Würm-Eiszeit dermaßen groß aus, dass es ganz andere Klimaeinflussfaktoren gegeben haben muss, als einen Anstieg vom Kohlendioxid- oder Methananteil innerhalb der Atmosphäre.

So empfiehlt sich der Blick zurück, um 106 Jahre, ins Jahr 1902. Damals veröffentlichte die *Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik* unter

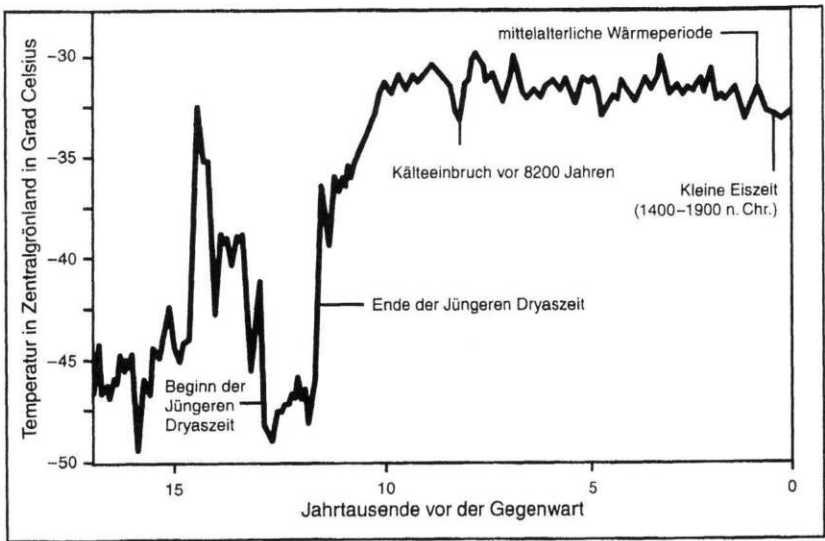
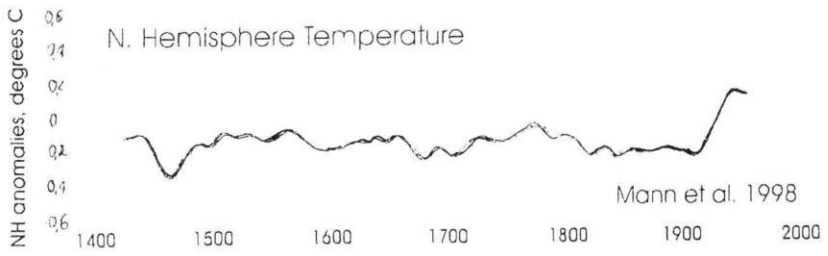
„Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen. Europa“ [91] folgende Beobachtungen:

„**Das Zurückweichen der Schweizer Gletscher.** Die höchst interessanten, von Professor Forel begonnenen Beobachtungen über die Veränderungen der schweizerischen Gletscher haben ergeben, daß die Rückgangsperiode nicht nur nicht dem Ende zugeht, sondern eher noch stärker wird. Die Zahl der wachsenden Gletscher ist im Abnehmen begriffen, und es nimmt die Zahl der zurückweichenden Gletscher zu. In den Berner Alpen giebt es gegenwärtig keinen Gletscher, der anhaltend zunimmt. Ein bloß vorübergehendes Wachsen ist beim Grindelwaldgletscher und Steingletscher constatirt worden. In der Schweiz giebt es nur einen einzigen Gletscher, der seit 1892 fortwährend wuchs, es ist der Boveyregletscher im Entremontthale (Canton Wallis). Der Rückgang der Gletscher wird von Jahr zu Jahr stärker und nichts läßt eine Aenderung voraussehen. Der Rhonegletscher ist seit 1876, also in 26 Jahren, 755 Meter zurückgewichen. Dies macht auf das Jahr durchschnittlich 29 Meter.“

François-Alphonse Forel (1841–1912) hat die Limnologie ins Leben gerufen, also die Lehre von den Binnengewässern als Ökosysteme. Er hat sich primär um den Genfer See bemüht, war aber wohl auch an den Messungen des Rhonegletschers beteiligt, die seit 1874 durchgeführt werden. Erst 1888 hat dann der Deutsch-österreichische Alpenverein dazu aufgerufen, die Alpengletscher zu vermessen. Insofern ist obiger Bericht aus dem Jahr 1902 ein allererster Zwischenstand, gewonnen aus den Beobachtungen am Rhone-Gletscher und den deutlich später aufgenommenen Messungen an den anderen Gletschern der Westalpen.

Demnach sind die alpinen Gletscher bereits geschmolzen, bevor die „hockey stick curve“ steil nach oben strebt. Hinzu kommt, dass ein Gletscher kein hauchzartes Gebilde, sondern ein massiver Eisstrom ist. Wenn ein Gletscher im Durchschnitt 29 m/Jahr zurückweicht, dann müssen da viele wärmere Jahre vorausgegangen sein, um das Volumen so weit abzutauen, dass der Gletscher tatsächlich den Untergrund freigibt und sich sukzessiv zurückzieht.

Aber es gibt ja nicht nur diese Messungen ab 1874, sondern auch frühere Beobachtungen. Mit dem Grindelwaldgletscher lässt sich wie fast bei keinem anderen Gletscher der Rückzug illustrieren. Denn es gibt Bilder u. a. von dem Schweizer Künstler Caspar Wolf aus den Jahren 1774/77. Damals wurde der Gletscher allmählich wieder so groß wie gegen 1600, hat doch Europa eine weitere kleine Kaltzeit erlebt, die die Gletscher beträchtlich wachsen ließ. Der Standort von Wolfs Staffelei ist bekannt; von dort aus ist der Gletscher seit etwa 1900 nicht mehr zu sehen. Mittlerweile ist er für die Talbewohner gänzlich verschwunden [wiki].



Zweifelhafte Hockeyschlägerkurve ('hockey stick curve') für das Klima der letzten 600 Jahre [ncdc]/ Klimakurve für die letzten 17.000 Jahre [Reichholf, 28]

Von diesem dokumentierten Geschehen ausgehend bleibt es völlig unklar, wieso Gletschersterben und Klimawandel vorwiegend dem Menschen angelastet werden. Oder wäre bereits mit der frühen Industrialisierung ein rascher Klimawandel einhergegangen, bei ungleich weniger Menschen als heute? Dann wären alle Reaktionen von Seiten des Menschen nutz- und sinnlos, weil eine seit 1820 versiebenfache Menschheit (7 Mrd. gegenüber 1 Milliarde) gar nicht mehr auf das Niveau vor 1875 oder gar 1775 zurückkehren könnte, ohne auch auf spätmittelalterliches Energieniveau zurückzufallen.

Und welche Klimafaktoren wären für die kleine, neuzeitliche Kaltzeit um 1700 zu benennen? Wurde damals den Kühen das Methan ausgetrieben? Oder wurden damals menschliche Aktivitäten eingestellt, wie sie nur früheren Zeiten eigen waren? Ganz abgesehen von den riesigen Temperatursprüngen der Eiszeiten, die keiner Horde von Menschen, sondern einem extraterrestrischen Einfluss – beispielshalber der Sonne – zugeschrieben werden muss.

Zur gegenwärtigen Situation in Grönland und der Arktis scheint es allerdings tatsächlich eine von Menschen gemachte Ursache zu geben: Dänische und norwegische Forscher haben in der Polarregion direkte Verschmutzung mit Rußpartikeln nachgewiesen, einen Grauschleier, dem sie mittlerweile die Hälfte der Abschmelzung anlasten, weil er die Wärmereflexion des Gletschereises verhindert und Energieabsorption begünstigt. Seine Quelle sind offenbar neue (Kohle-)Kraftwerke in China, Indien und Vietnam [Wolff].

Wer vertreibt die CO₂-Schleier aus den Augen der Politiker?

Literatur

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauf in Wien; 24. Jahrgang, 1902, Wien · Pest · Leipzig, „Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen. Europa“, S. 91

Heinsohn, Gunnar (1996): Venushitze und Erderwärmung; in *ZS* 8 (2) 223-233

Illig, Heribert (2002): Schwindel im und mit dem Treibhaus; in *ZS* 14 (2) 406-409

Korth, Hans-Erdmann (2004): „Die Kurve ist Quatsch“; in *ZS* 16 (3) 688-692

Mann, M.E. / Bradley, R.S. / Hughes, M.K. (1998): Global-scale temperature patterns and climate forcing over the past six centuries; *Nature* 392, 779-787 (MBH98)

ncdc = www.ncdc.noaa.gov/paleo/globalwarming/images/mannbg.gif

oeko = www.oekologismus.de/wp-content/upload/hockeystick_orig.gif

Reichholf, Josef H. (2008): *Warum die Menschen sesshaft wurden*; Frankfurt/Main

wiki = Wikipedia ↔ unterer Grindelwaldgletscher

Wolff, Reinhard (2008): Grauer Schleier über Grönland. Kohlenstoffpartikel aus chinesischen Schornsteinen legen eine Dreckschicht über das arktische Eis. Das Sonnenlicht wird nicht mehr reflektiert, der Eisschild schmilzt schneller, der Meeresspiegel steigt; in *taz*, 23.9. siehe [www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=wu&dig=2008%2F09%2F23%](http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=wu&dig=2008%2F09%2F23%2F)

Der Vielfachgelehrte

Über Gunnar Heinsohn, zum 65. Geburtstag

Von Walter Klier

Gunnar Heinsohn ist das zu allen Zeiten eher seltene Exemplar eines Gelehrten, der sich immer wieder völlig neuen Forschungsgebieten zuwendet, aber anders als die im Philosophischen dilettierenden Hirnforscher unserer Tage geht er die Dinge fundiert an und findet oft so kontroversielle wie überraschende Lösungen für anstehende Fragen. Es liegt in der Natur der Sache, dass wir uns im Folgenden auf knappe Hinweise auf die verschiedenen Themenkomplexe beschränken müssen; die zugehörigen Argumentationen können nur angedeutet werden. Heinsohn, 1943 geboren und somit vor kurzem 65 geworden, leitet seit 1993 das *Raphael-Lemkin-Institut* für Völkermordforschung an der Universität Bremen, und in dieser Eigenschaft hat er 1998 bei Rowohlt ein *Lexikon der Völkermorde* publiziert. Am Ende seines vorletzten Buches, *Söhne und Weltmacht*, äußert er die Befürchtung, „daß im ersten Viertel des 21. Jahrhunderts noch ganz andere Verluste anstehen könnten als im gesamten Jahrhundert davor.“ Und er schließt das Buch in der ihm eigenen trockenen Art so: „Daß ein solcher Satz Unrecht behalten will, versteht sich von selbst.“

Söhne und Weltmacht geht, wie viele von Heinsohns Büchern, von einer Fragestellung aus, mit der die dafür zuständige Fachwissenschaft, wieso auch immer, nicht so recht weiterkommt. In diesem Fall ist es die unter dem Slogan „Kampf der Zivilisationen“ subsumierte Frage, unter welchen Umständen und aus welchen Gründen es tatsächlich zu den mörderischen Zusammenstößen kommt, wie sie immer wieder in und zwischen Gesellschaften geschehen und für die kommenden Jahrzehnte zwischen dem entwickelten Westen und der islamischen Welt befürchtet werden. Die gängigen Erklärungen, die sich gern auf soziale, kulturelle, religiöse, ethnische und ähnliche Muster berufen, greifen, wie es scheint, zu kurz, denn weder ist eine 'friedliebende' Religion oder Kultur Garant dafür, dass die ihr Anhängenden nicht zu irgendeinem Zeitpunkt in größeren Mengen zu morden beginnen, noch führt andererseits eine 'militante' Religion automatisch dazu.

Heinsohn macht plausibel, dass auch die „Übervölkerungs-“ oder „Unterernährungstheorien“ zu kurz greifen, um katastrophische Auseinandersetzungen zu erklären; das in die ganze Welt militant ausgreifende Europa der Neuzeit war im Vergleich zu heute eher untervölkert; das eben heute relativ 'übervölkerte' Europa kann geradezu als Hort der Friedenssehnsucht in der Welt angesehen werden. Ein geeignetes Erklärungsmodell findet er in jenem viel

diskutierten Werk von Samuel Huntington über den *Kampf der Kulturen*, wo es allerdings nur kurz angesprochen wird: Gesellschaften werden regelhaft dann destabilisiert, wenn die Zahl ihrer „weichenden Söhne“ eine kritische Menge erreicht, also jener männlichen Heranwachsenden, die dort, wo sie leben, trotz stetig verbesserter Ausbildung keine realistische Aussicht haben, es zu Position, Ansehen, Einfluss und Würde zu bringen. In der amerikanischen Soziologie wurde dafür der Begriff „youth bulge“ geprägt, der sich auf die charakteristische Ausbuchtung der Bevölkerungspyramide bezieht. Die Legitimation der Gewalt liefert im Anwendungsfall eine Religion, eine Ideologie, rechts, links, was auch immer – es ist dann ziemlich gleichgültig welche. Heinsohn belegt dies mit Zahlen und Fakten zur Gegenwart und Geschichte und macht dramatisch klar, dass nicht nur die relative Linderung der Not und die demographische Explosion in der „dritten Welt“ dazu führen werden, dass wir, um es österreichisch zu sagen, „ein Problem kriegen werden“. Wie Heinsohn eingangs seines Buches feststellt, steht heute „der maximal einzige und überdies zur Völkerfreundschaft erzogene amerikanische Junge gegen 25 Söhne der Dritten Welt“. Diese Söhne haben (in ihrer eigenen Optik) nur eine ‚Aufstiegschance‘: die zum Helden.

Wie der Untertitel *Terror im Aufstieg und Fall der Nationen* anzeigt, geht es Heinsohn auch um die Einordnung des Phänomens in einen größeren historischen Zusammenhang; dabei knüpft er an seine Arbeit mit Otto Steiger aus den achtziger Jahren an. Deren Ergebnis erschien in der Neufassung 1989 unter dem Titel *Die Vernichtung der weisen Frauen. Beiträge zur Theorie und Geschichte von Bevölkerung und Kindheit*. Die so genannte „Hexenverfolgung“ bildet ihrerseits einen solchen wunden Punkt der Forschung; sie hat die verschiedensten Erklärungsversuche nach sich gezogen, die alle nicht wirklich überzeugen können. Heinsohn und Steiger kommen zu dem Schluss, dass der Kern der Sache ein Feldzug gegen die spezifische ‚Berufsgruppe‘ jener Frauen war, die bis dahin dafür verantwortlich gewesen waren, dass die Bevölkerung sich nicht unkontrolliert vermehrte, wie das für alle traditionellen Gesellschaften charakteristisch ist. Nun hatte das als Pest bezeichnete katastrophale Massensterben im 14. Jh. die europäische Bevölkerung massiv dezimiert und war so traumatisch erlebt worden, dass es im Anschluss daran zu der aus heutiger Sicht pathologischen gezielten Ermordung der ‚Hexen‘, zu der dann mit der Zeit fast weltweit durchgesetzten „christlichen Sexualmoral“ und als weitere Folge zu der ungeheuren Bevölkerungsexplosion kam, die zunächst die jungen europäischen Männer in die Welt hinaustrieb.

Heinsohn wäre nicht Heinsohn, wenn er es bei der relativ düsteren Schilderung der sich für die nähere Zukunft abzeichnenden Probleme beließe. Bei dem Vorschlag, wie man die vielen, vielen Millionen junger Männer mehr oder weniger in ihren Heimatländern halten und dort sinnvoll in die Gesell-

schaft eingliedern könnte, kommt ihm ein weiteres seiner fachlichen 'Steckenpferde' zupass, nämlich die Eigentumstheorie. Seine These lautet: „Vermittlung von ökonomischem Wissen ist die beste Entwicklungshilfe.“ Man könnte auch sagen, die einzig mögliche, nachdem die bisher geübte Methode, die armen Regionen bzw. deren Führungscliquen mit Geld zuzuschütten, zu kaum mehr geführt hat als zu entsprechend fetten Bankkonten der Beschenkten in der Schweiz oder auf den Bahamas. Hier müssten mehrere zusammen mit Otto Steiger verfasste Bücher zu *Eigentum, Zins und Geld* genannt werden, die aber andernorts in dieser Festschrift bereits ausführlich behandelt werden. Aber auch diese Beiträge werden nicht aufklären können, welche volkswirtschaftliche Geheimregel es verbietet, die Abfolge: Eigentum → Zins → Geld als Grundlegung der Ökonomie anzuerkennen.

Der Grund dafür liegt in einem anderen, für unser Weltbild grundlegenden Dogma, das Heinsohn schon länger produktiv bezweifelt, nämlich der Ansicht, alles und jedes auf dieser Erde lasse sich mit 'Evolution' erklären. Analog zu Geologie und Biologie haben wir seit dem 19. Jh. gelernt, dass die Dinge dieser Welt immer allmählich, im Idealfall unmerklich eines sich aus dem anderen entwickeln, und dass dafür, ebenfalls idealerweise, sehr lange Zeiträume erforderlich sind, die den Vorgang selber logischerweise der Beobachtung so gut wie entziehen. Dass die entgegengesetzte Auffassung, der Katastrophismus, gerade in den Erdwissenschaften wieder an Terrain gewinnt, ist geradezu eine Ironie der Geschichte.

Am Beispiel der Eigentumsgesellschaft, der Gesellschaft der Freien, weist Heinsohn nach, dass sie nicht Ergebnis eines allmählichen Übergangs gewesen sein kann: Entweder es gibt Eigentum, Zins und Geld, und dann auch den Markt, auf dem gewirtschaftet, spekuliert und riskiert wird, oder es gibt das Ganze nicht. Die Errichtung der Eigentumsgesellschaft mit der Aufteilung von Grund und Boden unter die einzelnen ist nur als revolutionärer Akt denkbar. Die so genannte Planwirtschaft des verflossenen Ostblocks war ein anschauliches Beispiel dafür, was geschieht, wenn das Eigentum wieder kassiert wird (und im gleichen Atemzug der Rechtsstaat und die bürgerlichen Freiheiten, die damit zusammenhängen), und jene Länder der Welt, denen eine wirtschaftliche Entwicklung einfach nicht gelingen will, sind ebenso viele gute Beispiele dafür. Länder sind niemals 'an und für sich' reich oder arm, sondern sie sind reich, wenn es dort eine Eigentumsgesellschaft gibt, und arm, wenn feudale oder ähnliche Strukturen herrschen. Erdölvorkommen oder Dürreperioden haben damit nicht viel zu tun. Unser Nachbar, die Schweiz, ist das beste Beispiel dafür, und Österreich selber kein schlechtes.

And now for something completely different, ist man versucht mit Monty Python zu sagen. In seinem Buch *Die Erschaffung der Götter* hat Heinsohn die Katastrophentheorie auf die Entwicklung der Religion angewandt. Er

erklärt das Entstehen der Opferreligionen der Bronzezeit aus der Reaktion auf katastrophische, traumatisch erlebte Ereignisse, aus dem Versuch, die (Planeten-)Götter durch das Opfer zu besänftigen und von zukünftigen Verheerungen abzuhalten; das Christentum hat ja noch etliches davon bewahrt. Damit sind wir allerdings in den wissenschaftlich wenig respektablen Vierteln angelangt, wo unser Jubilar sich auch herumtreibt. Er gehört mit Heribert Illig zu jenen, inzwischen recht bekannten Selbstdenkern, die nicht glauben wollen, was uns als „Geschichte“ zwischen Fachpublikation, populärer TV-„Dokumentation“ und Hollywood-Römische-Kaiser-und-Jesus-Film serviert wird.

Angefangen hat das alles, wie manche vielleicht wissen, mit dem Psychoanalytiker und Historiker Immanuel Velikovsky, der in den 30er und 40er Jahren die den alttestamentarischen Erzählungen zugrunde liegenden historischen Fakten herauszuarbeiten versuchte und am Ende nicht nur die gesamte damals (und im wesentlichen bis heute) gültige Chronologie verwarf, sondern andererseits auch die alten Erzählungen von katastrophischen Ereignissen wie der Sintflut als reale Ereignisse in historischer Zeit ernst nahm. Dies zumal sie zu oft in alten Überlieferungen, nicht nur der unseren, wiederkehren, als dass es sich jedes Mal 'nur' um einen Mythos handeln könnte, der nur zufällig zwischen Tahiti und Norwegen immer gleich ausgefallen ist.

Auf Velikovsky aufbauend, forschten Heinsohn, Illig und andere weiter, und wie viel von dem, was wir bis heute als gesicherte historische Fakten ansehen, am Ende übrig bleiben wird, wollen wir hier dahingestellt sein lassen; jedoch aus eigener Erfahrung hinzufügen, dass sich für den Neugierigen hier Perspektiven auftun und Entdeckungen zu machen sind, von denen man sich nie etwas hätte träumen lassen. Abschließend sei bemerkt, dass die Lektüre der Heinsohn'schen Bücher den Geist anregt, zum Widerspruch reizt, demgemäß das Denken schärft; auch wenn man mit dem Autor nicht immer einer Meinung ist (was ihm wohl auch nicht recht wäre) – gewinnbringend ist es immer.

Hier besprochen

Heinsohn, Gunnar (1997), *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*. Rowohlt, Reinbek

- (1998), *Lexikon der Völkermorde*, Rowohlt (rororo aktuell), Reinbek

- (2003), *Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen*. Orell Füssli, Zürich

Heinsohn, Gunnar / Otto Steiger (ab 1987), *Die Vernichtung der weisen Frauen. Beiträge zur Theorie und Geschichte von Bevölkerung und Kindheit*, Heyne TB

Walter Klier, A-6020 Innsbruck, Adolf-Pichler-Platz 10
gegenwart@aon.at

20 Jahre Gunnar Heinsohn oder wie ich lernte, mit der Krise zu leben

Peter Mikolasch

Oktober 1988, Wirtschaftskrise

München (D): Paul C. Martin teilt Peter Mikolasch nach seinem Vortrag im Hotel *Vier Jahreszeiten* mit, dass Gunnar Heinsohn zum Festival WIEN MODERN'88 kommen wird, um dort über Geld, Zins und Schuld zu sprechen. Nach dem beeindruckenden Vortrag von Gunnar Heinsohn in Wien (A) gab es, veranstaltet von Lee Reichel, das erste gemeinsame Essen am Franziskanerplatz zu Wien, dem noch viele weitere denkwürdige folgen sollten.

Zeitlos schlossen sich viele Zusammenkünfte an. Erinnerungen steigen auf von gemeinsam verbrachten Tagungen, von Gesprächen an heißen Sommertagen in istrianischen Steinhäusern, in lauen Absdorfer Sommernächten beim Weißen, von Autofahrten, überflutet von schwingender Musik.

20 Jahre mögen vergangen sein, 20 Jahre einer außergewöhnlichen Freundschaft, eines geistigen Glückes, wofür ich Gunnar Heinsohn sehr dankbar bin. Danke. Möge das Schicksal uns weiterhin noch viele glückliche Stunden bescheren!

Oktober 2008, Wirtschaftskrise

Ein Extempore, eine vage Vision zum Heinsohn'schen Modell der drei Wirtschafts-/Gesellschaftsformen sei gestattet, weil es der heutige Zustand der Gesellschaft und der heutige Stand der Technik verlangt.

Die Theorie der stammeswirtschaftlichen, befehlswirtschaftlichen und privateigentümerwirtschaftlichen Gesellschaft ist ein Zwiebelzellenmodell. Das Zentrum bildet die Stammeswirtschaft, darüber legt sich die Befehlswirtschaft und, bisher als letztes, die Privateigentümerwirtschaft.

Aber: Die Zwiebel lebt! Sie produziert immer neue Zwiebelzellen. Die neueste Zwiebelzelle – also die neu entstehende Wirtschafts- und Gesellschaftsform – wird aus den jetzt stattfindenden gewaltigen gesellschaftlichen und technischen Veränderungen geschaffen: Computer, Plastikgeld, Mobilität, Medialität, Virtualität, Einkindfamilie. Menschen, die heute andauernd per Internet oder Mobiltelefon erreichbar sind, die herumfahren und -fliegen, die Tag und Nacht mittels Plastikgeld liquid sind, die Arbeitszeit und Freizeit nicht trennen, die durch Computer und hunderte Fernsehstationen ständig auf dem Laufenden und am Laufen gehalten werden, die Verhaltensformen an den Tag legen, wie sie sonst nur Atome haben. Diese Menschen erschaffen gerade die neue Gesellschafts-/Wirtschaftsform.

Im Kern ist heute als neu zu erkennen: Alles wird zu einem großen Spiel, alles wird virtuell, alles wird zu einem großen, virtuellen Spiel!

Banken, Börsen, Versicherungsgesellschaften betreiben riesige weltweite Wetten, Pyramidenspiele und dergleichen. Zahlen, Verträge, Geld: Alles ist virtuell, Geschriebenes auf Elektronenbasis, das jederzeit zerstäuben kann. Alles läuft, so lange keiner 'Lohengrin' befragt...

Die klassischen Werte der drei historisch gewachsenen Wirtschaftsformen, besonders die der privateigentümergeellschaftlichen Gesellschaft, stimmen für die neu angekommene Zeit nicht mehr.

Am Beispiel einer Kernfrage der drei Wirtschaftsformen, nämlich der individuellen Absicherung, die in jeder der drei Wirtschaftsformen gestellt ist, sieht man den bereits jetzt erfolgten historischen Wandel. Absichern durch Eigentum bringt nicht mehr den geforderten Erfolg. Immobilien, Geld, Pensionen, Veranlagungen sind kollektive Spielmasse geworden und dienen dadurch nicht mehr der individuellen Absicherung. Die klassische individuelle Absicherung ist meines Erachtens aufzugeben. An ihre Stelle müsste ein ganz neues Verhalten treten!

Neues ist gesucht. Denn die bisherigen Elemente der Privateigentümergeellschaft sind für die neue virtuelle, mediale Gesellschaft und Wirtschaft keine geeigneten Mitspieler mehr. Die in den letzten Jahren entwickelten, aktuellen Finanzwerkzeuge haben dazu geführt, dass das Eigentum (im Sinne des klassischen Schuldner/Eigentümerkontraktes) als Basis überflüssig gemacht werden sollte. Geld wird auch ohne deckendes Schuldner- und Gläubigergut akzeptiert. Gesellschaftlich ist es schon akzeptiert.

Diese geänderte Situation zwingt den Menschen der Zukunft in ein neues Denken, Fühlen und Handeln.

Nach dem ersten kräftigen Vorpreschen macht die Menschheit einen Salto rückwärts – und zwar in ein staatlich gelenktes, befehlswirtschaftliches Gesellschaftssystem –, was aber, so darf man getrost sagen, zu einer normalen Vorwärtsbewegung gehört.

Jetzt schon erleben wir, wie das neue Finanzsystem sich nach Kräften bemüht, unter der Patronanz der internationalen Staatenwelt, fortzueistieren, ein neues Wurzelgeflecht zu bilden.

Jede technische Revolution erzwang bisher ein neues Wirtschaftssystem, was in der Folge zu einer Erneuerung der Gesellschaft führte. Dementsprechend werden die neuen Menschen einer Dreiviertelkindgesellschaft wahrlich noch Mühe haben, mit den neuen technischen Möglichkeiten gesellschaftlich/wirtschaftlich zu überleben, ohne überrollt zu werden. Aber: Nur in der Krise ist der Mensch veränderungsfähig, nur in der Wirtschaftskrise die Gesellschaft.

Peter Mikolasch, Wien mikolasch@vienna.at

Homage to Gunnar Heinsohn on His 65th Birthday

William Mullen

Gunnar Heinsohn's work has been known to me almost twenty years now, and it has been my privilege to have been his friend almost as long. In person he is as amicable, witty and urbane as in his work he is daring, complex and heterodox. I never cease to marvel at how a man who has, as we say in English, "upset so many apple carts", and therefore antagonized the keepers of so many orthodoxies, can remain so unfailingly cheerful and zestful in the pursuit of his work on so many fronts.

Much of his work I can only admire from afar, being ill-versed in economics or demography. I will try here simply to praise what I consider the essence of his achievement in reexamining what the remains in archaeological strata have to tell us about the chronology, the catastrophes, and the breakthroughs of our ancestors.

NO MORE DARK AGES

The first achievement I wish to single out is one which Heinsohn shares with the esteemed editor of this journal, Heribert Illig: the radical questioning of the notion of a "Dark Age". This is a confused term because it can refer to at least three notions. First, it can be used simply to designate a period of cultural inferiority deemed barbarous; this is how Petrarch intended it when he referred to the period between the fall of the Roman Empire and his own time as *tantae tenebrae*, "such great darkness".¹ Second, it can be used of a period of social collapse brought about by some kind of catastrophe. Third, it can refer to a period of time which, on the hand, pre-modern written records lead modern scholars to believe actually occurred, but of which, on the other hand, the soil yields the archaeologists no traces. Each of these three usages is in fact logically separable from the other two.

It is the third usage which Heinsohn and Illig have radically challenged. If anything is characteristic of human beings it is to *leave traces*; we are the

¹ Theodor E. Mommsen, "Petrarch's Conception of the Dark Ages", *Speculum* 1942, 17 (2), p. 237:

"In 1341 he [Petrarch] drew a line of demarcation between 'ancient' and 'modern' history, and... later on he called the period stretching from the fall of the Roman Empire down to his own age a time of 'darkness' [a time of "such great shadows", *tantas tenebras*, *ibid.* p. 234 n. 3.] In Petrarch's opinion that era was 'dark', because it was worthless, not because it was little known."

“trace-leaving” species. The notion of a time and place of human habitation which leave no traces is undoubtedly the bastard child of 19th century uniformitarian ideology, which posited that there can be breaks in the geological strata record where, contrary to the physical evidence of sudden and rapid collapse, there *must in fact* have been a long period of gradualist biological development *whose traces have been completely swept away*. This has never an empirical observation; it was a working hypothesis which a consensus decided to find useful. Lamentably, the construction of the chronology of the ancient world whose main outlines still dominate the textbooks was undertaken in the 19th century well after this gradualist ideology was entrenched among geologists. Taking their cue from the ease with which geologists posited long periods of gradualist biological development of which all traces have mysteriously vanished, archaeologists developed the pernicious habit of looking at a sudden gap in archaeological strata, no less than geological, and positing as many centuries for the gap as their preexisting chronological framework required – one century, two, six, twelve. And again and again, it turns out, their preexisting chronological framework rests on the credence they live to old written records, e.g. the Bible, the Egyptian or Mesopotamian king lists, the chronicles of the Age of Charlemagne. In effect this habit has meant to give chronologies based on posterior written records priority over those based on the contemporary traces humans leave of their actual habitation of a site. The achievement of the catastrophists Heinsohn and Illig is to show how much more useful is the working hypothesis that, while the history of humans, like that of all species in the biosphere, has been punctuated by catastrophes, these catastrophes do not *sweep away all evidence* of centuries of habitation.

The unpleasant truth is that, just as speech in its origins cannot have been separated from lying, so writing in its origins cannot have been separated from forgery. The scribes at the command of those in power have rarely been averse to generating documents which ground the authority of the powerful in some high antiquity. Moreover, pre-modern lists of kings and dynasties almost never fail to trace their sequences back to some foundational cosmic epoch *in illo tempore*, in the time of the gods or the foundations of cosmic order – a compulsion which humans seem to drive human storytellers whether their scribes are under the sway of political power or not. And, as Heinsohn has repeatedly argued, this compulsion is grounded in some kind of memory that the time of the gods and their foundational acts was in fact a time of cosmic battle in the heavens is also.

While Heinsohn is associated with chronologies of the ancient world from Spain to the Indus Valley, and Illig with the three centuries of what are called in the west *The Dark Ages*, in fact both have been fellow laborers across

Eurasia. They co-authored *Wann lebten die Pharaonen?*, a work every bit as fundamental in its challenge to one of the Egyptian pillar of ancient chronology as Heinsohn's numerous works on the Mesopotamian and Hebrew pillars. And we should not forget that both take their reconstruction all the way to China. Heinsohn has questioned the 1500 year gap between the dating of a whole series of cultural innovations attributed to the third millennium in Mesopotamia – bronze metallurgy, writing, the horse chariot, human sacrifice – and the archaeological evidence that these did not get underway in China till the beginning of the first millennium. Illig and his co-workers in *Zeitensprünge*, mostly notably Klaus Weissgerber in his 2002 *Sinaica*, have traced the *Phantomzeit* into the confusions of Chinese dynastic histories in the Common Era and laid the basis for a new timeline of connections between Chinese, European, and Islamic civilizations.

As a result of this comprehensive elimination of *all* Dark Ages, Heinsohn and Illig have in effect bestowed upon Eurasian civilizations the same late second millennium origins of which obtain in standard accounts of the civilizations of Mesoamerica and South America. They have annihilated the privileged extra millennium and a half of Mesopotamian and Egyptian high civilizations imagined to have been surrounded by barbarism over the rest of the planet. The question that moves to the fore is why civilization everywhere should arise in the same time period. And to this Heinsohn, like other catastrophists, has decisive answers. Human civilization was indeed founded by the gods of the sky, and their catastrophic battling with each other is what led to that foundation.

Ever one to press an idea to its logical limits – Heinsohn has extended his radical challenge of 'Dark Ages' to the question of the very emergence of *homo erectus*, and his divergence from Neanderthal, in his 1991/2003 *Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit*. In his vision it is not just civilization that emerged quickly and under catastrophic circumstances, but mankind itself.

WHY SACRIFICE ?

It is a disturbing fact that "civilization" across the planet includes, at its core and from its beginnings, not only kings and priests and temple bureaucracies but also rituals of human sacrifice over which kings and priests presided. One of the signal achievements of what Karl Jaspers designated the Axial Age was that across Eurasia this practice was reinterpreted, modified, and finally eliminated. It remains the case that when the Spaniards arrived at Mesoamerica in the 16th century they saw indoubtedly high civilizations in which the practice of human sacrifice, usually of prisoners taken in war and sometimes on a

grand scale, remained at the core. A recent retranslation of the venerable Chinese *I Ching* or *Book of Changes* has shown that the practice of sacrificing victims taken in war is the subject of about one out of every six of its sixty-four hexagrams.²

The centrality of human sacrifice to nascent civilization cries out for an explanation, and no writer has devoted more incisive thought than Heinsohn to providing one. He argues that the priest-kings emerged because they were the ones to devise rituals to allay the anxiety of peoples catastrophized by the impact on the earth itself of the battle of the founding gods in the skies. The collectivity that perpetrates a sacrifice is temporarily relieved by the way its essential structure reenacts the battle in the sky, this time with the humans in the ritual in control of the outcome. The relief is accompanied by ambivalence due to guilt at having sacrificed an essentially innocent victim, and the grisly ritual needs to be repeated under priestly supervision in order to sustain its effect.

From this insight, Heinsohn has made one of his most remarkable contributions in his analysis of the origins of anti-Semitism. When a trend to reject blood-sacrifice came to the fore in Judaism, the surrounding peoples resented this rejection because of their own ambivalence about their reliance on a practice they knew at some level to be wrong in the sense of disrespectful of life. It is worth pointing out that the Islamic jihadists who perpetrated the events of 9/11 were still thinking in terms of human sacrifice. The famous instructions found in the baggage of their ringleader Mohamed Atta includes the injunction: "You must make your knife sharp and must not discomfort your animal during the slaughter."

BREAKDOWNS AND BREAKTHROUGHS

Heinsohn's vision reaches down to some dark truths about human nature, but it is anything but bleak. At the core of his account of the repeated catastrophes to which mankind has been subjected, from its origins right through to the Iron Age, is the notion that catastrophes trigger innovations. It was Hannah Arendt in 1975 who first suggested to me a simple Anglo-Saxon phrase: "breakthroughs come from breakdowns". I had sent her a copy of a paper on Velikovsky entitled "*Catastrophism and the Compulsion to Meaning*", and she replied by referring me to a recent issue of *Daedalus* on the Axial Age, and specifically to Eric Weil's article in it, "What Is a Breakthrough in History?"

² See Richard Gotshalk, *Divination, Order and the Zhouyi*, University Press of America 1999, and earlier E. L. Shaughnessy, *The Composition of the "Zhouyi"*, doctoral dissertation, Stanford University, 1983, and "*I Ching: the Classics of Changes*", Ballantine 1997.

The locus classicus for this notion in Heinsohn's oeuvre is a sentence in the "Summary" to the 1990 *"Destruction Layers in Archaeological Sites: The Stratigraphy of Armageddon"*:

"The search for destruction layers within human history down to the beginning of the Iron Age reveals that all major cultural and even mutational changes were triggered by catastrophes and not by the action of man."

In the concluding chart, under the label "-1000", we read that

"The Bronze Age is characterized by four destruction layers... They all trigger cultural innovations [e.g. agricultures, writing, priest-kings, sacrifice]."

Under "-600" we read that

"Revolutions against priestly feudalism bring about the emergence of private ownership, the rate of interest, money and markets. Movements against sacrifice and rise of Jewish monotheism."

And under "+1990" our current situation is starkly summed up:

"From the termination of the cataclysms to the present day, two different types of Weltanschauung are struggling with each other. (i) Enlightened movements try to face up to the fact that global catastrophes have been over for more than 2,500 years. They are opposed by (ii) apocalyptic movements which claim a latter day continuity of global chasms."

If I were to choose a single page into which to present to someone Heinsohn's most trenchant summary of the significance of his work, it would be the Summary, on p. 244, of this essay as published in *Catastrophism 2000* [Heretic Press 1990].

Not the least feature of Heinsohn's genius is his tireless readiness to sum up afresh the essence of what he has to say, often in a chart or on a single page, as here. T. S. Eliot, in a chorus from *The Rock*, proposed an implicit hierarchy: "Where is the wisdom we lost in knowledge? Where is the knowledge we lost in information?" The range of information surveyed by Heinsohn's more than 700 works is prodigious. The new modes of organizing knowledge he has put forward are as significant as any scholar writing in our time. And at the core of it all is a wisdom he is perfectly capable of summing up, as on this p. 244. We do well to heed him.

Prof. William Mullen,
Dept. of Classics, Bard College
Annandale-on-Hudson NY 12504, USA

Der Monohistor

(Gunnar Heinsohn zum 65. Geburtstag)

Klemens Polatschek

Wie wird der Bericht jener internationalen Expedition ausfallen, die 250 Jahre nach Gunnar Heinsohns Emeritierung in seine versiegelte Kammer an der Universität Bremen vordringt?

Wie erinnerlich, musste die Universität den Raum stracks konservieren lassen, weil ein Statik-Gutachten den Abtransport der darin lagernden Materialien untersagt hatte – die plötzliche Entlastung des Bodens hätte sonst das Haus zum Einsturz gebracht und Senkungsrisse in den Gebäuden rundum verursacht. Die unteren Stockwerke zum Massenausgleich mit Sand zu verfüllen (was zu jener Zeit etwa den Berliner Dom beim Rückbau des benachbarten Palasts der Republik schützte), kam wegen des Raummangels an der Universität nicht in Betracht. Wo hätte das anschwellende Gewusel der Bachelors Platz finden sollen?

Die Verwaltung begrüßte zudem den Nebeneffekt des amtlichen Verschlusses. Er halbierte ungefähr den Publikationsstrom der Universität und ließ eine gewisse geistige Beruhigung eintreten – war doch nur dumpf zu ahnen, welche Ideen im Heinsohn'schen Gehäuse noch unpubliziert herumlagen und nach Ausgang suchten.

Eine Eilklage des Emeritus führte allerdings dazu, dass Dutzende Hilfskräfte in mehrjähriger Arbeit alle Unterlagen kopieren mussten und das Land Bremen dem Material auf einigen Hektar Werftgelände an der Investitionsruine Space Park/Waterfront eine neue Heimat verschaffte. Die Kopien lagen da immer noch dicht gepackt. Bekanntlich gingen sie zusammen mit dem weltgrößten H&M-Laden und einigen Dutzend Espressoshops im Klimatsunami von 2067 unter.

Die Expedition zu den Originalunterlagen kam nach rund 200 weiteren Jahren zu sensationellen Ergebnissen. Es mussten zu unterschiedlichen Zeiten mehrere Gunnar Heinsohns die Hunderte von Artikeln unter seinem Namen publiziert haben. Anders ließ sich weder die Menge noch die Themenvielfalt erklären. Die wikipedianische Überlieferung, man habe es mit einem einzelnen Menschen zu tun, musste verworfen werden. Eine Verdreifachung des Autors schien angezeigt. Ein Wiggle-Matching der Publikationsliste und die Stratigraphie der realen Papierschichten in der Kammer ließen keinen anderen Schluss zu.

Zudem wurde Heinsohn III, unter dessen Regime die Umlagerung wohl stattgefunden hatte, zum Urvater der Quantenfaltung erklärt. Er musste diesen

Effekt, der dann in der friedlichen Nutzung der Kernfusion so hohe Bedeutung gewann, bereits im 20. Jahrhundert empirisch zur Archivierung seiner Quellen eingesetzt haben. Die Volumenausdehnung nach dem Kopieren, erschlossen aus den alten Inventarlisten, entsprach der später entwickelten Theorie präzise.

Kehren wir zurück zur Sicht des Jahres 2008. Die Gefahr, dass unsere Nachwelt zu solch verbogenen Erkenntnissen kommt wie eben beschrieben, ist real. Wir Heutigen sind in der Pflicht, sie vor diesen Irrtümern zu bewahren. Diese Absätze wollen dazu ihren Beitrag leisten.

Im Gegensatz zu Mutmaßungen auch schon unserer Zeitgenossen ist Gunnar Heinsohn von durchaus geordneter Verfassung und innerer Kompaktheit. Es wird ja über Defokussierung geredet und darüber, wie ein einzelner Mensch sich über so viele Themen kompetent äußern könne. Selbst mit Diplom und zwei Doktorhüten in Geistes- und Wirtschaftswissenschaften sei doch ein Dilettieren in vielen der angeschnittenen Einzelfragen unvermeidlich, heißt es. Wir wollen nicht der Frage nachgehen, ob eine solche Kritik mehr über die aktuelle Aufstellung von Wissenschaft sagt als über die angesprochene Person.

Interessanter dazu ist die Einsicht, dass Gunnar Heinsohn von vielen Gebieten erklärtermaßen wenig weiß – Quantenmechanik (weshalb er in Wahrheit sehr konventionelle Ablagetechniken und mehr die großen wissenschaftlichen Bibliotheken nutzt), UMTS-Telefone, Britney Spears. Dann gibt es auch Themen, zu denen er fundiert sprechen kann – Bau-, Kunst-, Zeitgeschichte, Psychologie –, aber trotzdem nicht publiziert.

Um zum entscheidenden Punkt vorzustoßen: Heinsohns Werke sind thematisch gar nicht heterogen. Er besaß als Sozialpädagoge in der Befassung mit dem Kleinkind nur einen reichen Anknüpfungspunkt für seine weiteren Gedanken. Wer über den kleinen Menschen in seiner nackten algorithmischen Instinktausstattung nachdenkt, ist natürlich fasziniert von den kulturellen Artefakten, die sich des frischen Geistes Stück für Stück bemächtigen. Wo stammen sie bloß alle her? Warum sind viele so egoistisch oder gewalttätig? Wann bekommen Menschen überhaupt Kinder und ziehen sie groß? Wann lassen sie es lieber sein? Wie entwickeln sich Gesellschaften auf einem solch schwankenden Fundament? Was sind ihre wirtschaftlichen und politischen Konstanten? Wie richtet sich das Individuum darauf ein? Was können wir aus der Geschichte dazu ablesen? Was lernen wir aus diesem kulturellen Erbe für die Zukunft?

So lauten die Aspekte, aus denen Heinsohns Thema besteht. Sein Pech, dass diese Aspekte traditionell über ein Dutzend Wissenschaftsdisziplinen verstreut liegen.

Er zog diesen Themenkreis schon als Nachwuchswissenschaftler in seinen ersten Jahren. 1976 veröffentlichte er erstmals gemeinsam mit Otto Steiger, seinem wirtschaftswissenschaftlichen Alter Ego, 1978 erscheint die *Theorie für die Entstehung der Hochpatriarchate, der deduktiven Logik und des Geldes*. 1979 schreibt er über Immanuel Velikovskys Thesen einer Menschengeschichte voller Naturkatastrophen, im selben Jahr über die Hexenverfolgung als Bevölkerungspolitik nach der Pest-Katastrophe von 1348. Es war alles bereits da, was er sich danach genauer vornahm.

Wenn sich danach die Revision antiker Chronologie öfters und länger in den Vordergrund drängte, so hat sie einen Sinn doch nur als Instrument einer Suche nach den wahren Zusammenhängen: Denn wie wollte man auf Basis falscher zeitlicher Zuordnungen jemals eine zutreffende Geschichte der Kultur schreiben können?

Echte Schlenker wird man auf diesem Weg nicht viele finden, und sie führen nicht weit abseits – Erhellungen in Sachen Europäische Zentralbank und Euro-Einführung zum Beispiel oder jüngst zum Thema Finanzmarktkrise. Aber gerade das aktuellste Buch, *Söhne und Weltmacht* als Blick auf besonders gewaltbereite Demographien, fügt sich direkt in den Kontext. Auch das zuvor geschaffene Türschild *Völkermordforschung* hat nur den Kontext zugespitzt und keine neuen Aspekte erfunden. Universalgeschichte von Gesellschaft und Gewalt, so dürfte man ihn umgrenzen.

Dieses Generalthema zu benennen, ist nicht leere Hirnartistik. Es kann Gunnar Heinsohn vor Missgunst und Unterstellungen schützen. Denn wer heute jemanden einen Polyhistor nennt, kennzeichnet ihn ja als Witzfigur – es ist ein Allgemeinplatz Flaubert'scher Klasse, dass diese Alleswisser nach Gottfried Wilhelm Leibniz ausgestorben sind.

Sehen wir in Gunnar Heinsohn also einen stolzen Monohistor, der eine einzige Frage nach Kräften jagt. Ihm steht der Sinn nicht danach, an beliebigen Punkten der Erkenntniswelt Krawall zu schlagen, dort ein paar Böllerschläge zu zünden und sich am wortlosen Schrecken der eingeborenen Forscher zu weiden, bevor er zum nächsten Schauplatz zieht. Das meinen nur manche der Erschreckten. Er aber hat ein Programm und will den Dialog.

Wenn einmal insoweit dieselbe Augenhöhe hergestellt ist, dann darf man über weitere Reibungspunkte ruhig debattieren.

Dem Dialog steht sicher eine gewisse Inkompatibilität der Methoden entgegen, vor allem wenn es um die dunkle Frühgeschichte geht. Es ist ja so, dass die Wissenschaft zwar unaufhörlich und in wachsender Frequenz Erkenntnisse zu allen Fragen herstellt, aber dass es ihr schwerfällt, auch Zusammenhänge statt der Details zu formulieren und aus vielen Bäumen einen Wald zu machen.

Der Mainstream achtet zu wenig, was Gunnar Heinsohn auch für ihn leistet, es ist Konversation, Narration und Fermentierung. Also Erklärung, die neue Forschungsinteressen hervorbringen kann, Aufforderung, sich nicht mit Daten zufriedenzugeben, sondern nach Verständnis zu streben.

Es hat ja Gründe, warum die Wissenschaftsgeschichte von Thomas Kuhn, die Philosophien von Paul Feyerabend oder Humberto Maturana in den letzten Jahrzehnten so viele Literaturlisten bestücken. Der gute Brauch, die eigenen festen Fundamente dem Publikum jederzeit darlegen zu können, wird von der Vor- und Frühgeschichte im Unterschied zu anderen Disziplinen wenig geübt. Heinsohn sagt, weil es diese festen Fundamente nicht gibt; das ist dann legitim.

Es lehrt den Zuschauern allerdings wenig, wenn die eine Seite der Vorwurf trifft, sie sehe alles unter einer zu starken Lupe, und die andere, sie habe einen Knick in der Optik, weil sie sich nur genehme Aspekte herausgreife – und dann die Diskussion erstickt.

Insofern möchte man Gunnar Heinsohn mehr wissenschaftliche Gegner wünschen – die Leistungen und Versäumnisse beurteilen wollen und nicht vor Verblüffung schweigen.

Und der Herr rette ihn vor seinen Fans. Gerade im Internet irrlichtern manche Menschen, die ihm und seinen Werken zu Füßen liegen. Sein vorwärtsdrängender Stil garantiert stets eine mitreißende Erzählung – zumal wenn er eingängige Fragen abhandelt wie die kampfbereiten Söhne in Überzahl. Für gut vorbereitete Leser aber macht er selbst arkane Pfade in der Chronologiekritik zu einer lehrreichen Wanderung.

Nun ist es ein weiterer Allgemeinplatz, dass selbst das schlagende Argument noch nicht wahr sein muss, und Heinsohn ist gewiss der erste, der einem Generalaufruf zur skeptischen Rezeption zustimmen würde. Nur so erfüllen seine Werke ihren Zweck: dass wir in der Befassung mit ihnen lernen. Dass wir wie das glückliche Kleinkind in einer produktiven Richtung klüger werden und uns erkennen.

Gunnar Heinsohn hat mit viel Mut, ja mit Verachtung für die Gefahren, ein großes Forschungsprogramm aufgerufen und auch noch selbst geschultert. Auf dem *Zeitensprünge*-Jahrestreffen in Paderborn zur Jahrtausendwende hielt er einmal nach einem Moment des Besinnens fest, dass es noch mehr Generationen als die unsere brauchen wird, um es fortzuführen. Ein Thema, das sich über Freud und Velikovsky herleitet, kann sich kaum anders entwickeln. Wie ein Abschluss überhaupt aussehen sollte, entzieht sich ohnehin der Vorstellung. Und selbst wenn Gunnar Heinsohn in allen Wagnissen falsch läge, so ist doch die Vorstellung einer Welt, in der seine Fragen nicht gestellt würden, kaum zu ertragen. Wir würden uns selbst nicht gerecht.

Klemens Polatschek, Berlin

Zu Ihren Ehren, Herr Professor!

Klaus Weissgerber

Durch 'Verrat' eines *Zeitensprünge*-Autors erfuhr ich von Ihrem bevorstehenden Geburts- und Ehrentag. Von Herzen wünsche ich Ihnen bleibende Gesundheit, Schaffenskraft und weiterhin viel Erfolg im wissenschaftlichen und persönlichem Leben!

Bis 1990 war mir Ihr Name unbekannt. Allerdings hatte ich schon damals Zweifel an der herrschenden Chronologie, weil mir bei der Erarbeitung meines Regentenbuches aufgefallen war, dass in Kleinasien und anderen Regionen über viele Jahrhunderte keine Herrschernamen überliefert wurden; auch die kritischen Bemerkungen der Kleinasien-Spezialistin Margarete Riemschneider im persönlichen Kreis hatte ich nicht vergessen. Als ich nach der 'Wende' im *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* eine Anzeige des Eichborn Verlages las, bestellte ich deshalb ohne Zögern alle sechs angekündigten Bücher und nahm unmittelbar danach den Kontakt zu Heribert Illig auf.

Besonders intensiv studierte ich in der Folgezeit Ihr Buch *Die Sumerer gab es nicht*. Ich muss geschehen, dass dies zunächst sehr kritisch geschah; eine solch lange 'Zeitlücke' hatte ich nicht erwartet. Meine anfänglichen Zweifel schwanden jedoch bald; da Sie es verstanden, überzeugend mit Hilfe der stratigraphischen Methode die wirkliche Epochenabfolge des frühen Mesopotamien zu rekonstruieren. Auch heute noch betrachte ich dieses Werk als eines der genialsten wissenschaftlichen Bücher, die ich gelesen habe. Alle meine späteren Beiträge zur altorientalischen Geschichte beruhen letztlich auf Ihrer damaligen Entdeckung.

Lediglich Ihren Thesen über die Identität der assyrischen und achämenidischen Herrscher konnte ich nicht folgen. Es spricht für die Toleranz der Redaktion der *Zeitensprünge*, deren Mit-Herausgeber Sie ja sind, dass meine auch Ihnen gegenüber kritischen Beiträge ungekürzt veröffentlicht wurden. Wir sind eben keine dogmatische Sekte; ohne Meinungs Austausch und -kampf, natürlich auf wissenschaftlicher Grundlage, gibt es letztlich keine Weiterentwicklung unserer Theorie. Natürlich haben Sie erwidert. Es ist mir ein Bedürfnis, bei dieser Gelegenheit zu betonen, dass Sie hierbei nie 'von oben' her (als Professor und Herausgeber) schrieben, sondern stets sachlich argumentierten.

Mit großem Interesse habe ich auch Ihre anderen wissenschaftlichen Bücher studiert und Ihre Auftritte im Fernsehen verfolgt. Sie haben wie kaum ein anderer auf ethnische und rassistische Verfolgungen, die bis zum Genozid

gingen, hingewiesen. Seitdem ich Werfels *Musa Dag* gelesen hatte, galt mein besonderes Interesse dem Völkermord an den Armeniern während des Ersten Weltkrieges. Ich hoffe, dass auch mit Ihrer Unterstützung die türkische Regierung gezwungen wird, dieses Verbrechen endlich einzugestehen. In meinem ersten Troia-Beitrag hatte ich einen türkischen Reiseleiter erwähnt, der diesen Völkermord energisch bestritt. Damals wusste ich noch nicht, dass es einen Artikel 301 im türkischen Strafgesetzbuch gibt, wonach die „Beleidigung der türkischen Nation“ streng bestraft wird. Nach ständiger Rechtsprechung hätte sich der erwähnte Reiseleiter strafbar gemacht, wenn er Verfolgungen der Armenier auch nur angedeutet hätte!

Zu DDR-Zeiten schrieb ich in der *Ethnographisch-Archäologischen Zeitschrift (EAZ)* recht undogmatisch über die sozialökonomische Problematik in vorindustriellen Gesellschaften; u. a. auch über die (ökonomischen) Unterschiede zwischen Eigentum und Besitz. Auch deshalb studierte ich sehr aufmerksam Ihr (gemeinsam mit Otto Steiger verfasstes) Buch *Eigentum, Zins und Geld*. Obwohl ich Ihre Kritik an den Auffassungen von Marx, Weber und Keynes nicht ganz teile, fand ich das Buch so interessant, dass ich sofort eine Rezension verfasste, die leider nicht veröffentlicht wurde. Vielleicht war ich zu unbekannt. Vor kurzem gab ich dieses Buch meinem Sohn zu lesen, der immerhin Diplom-Ökonom und Regierungsrat im Bundesfinanzministerium ist. Auch er hält Ihr Buch für bedeutsam und würde es begrüßen, wenn eine Neuauflage erfolgt. Diese kann nach seiner Ansicht jedoch nur erfolgreich sein, wenn angesichts der jetzigen Finanzkrise eine gründliche Aktualisierung erfolgt. Vielleicht waren Marx und Keynes doch mehr im Recht, als Sie damals annahmen? Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie auch auf die Krisentheorie Nikolai Kondratieffs aufmerksam machen, die vieles erklärt. Auch dieser bedeutende Wirtschaftstheoretiker wurde ein Opfer Stalins.

Da ich Birkens Äußerungen zu Ihrem Spanien-Beitrag nicht unwidersprochen lassen konnte, habe ich einen kurzen Diskussionsbeitrag verfasst, der in den *Zeitensprüngen* erscheint (s. S. 702). Hierbei wurde mir bewusst, dass in bisherigen Beiträgen die wirkliche Geschichte des frühen Islam unter dem Aspekt der Phantomzeit-Theorie weiterer Analysen bedarf. Deshalb beabsichtige ich, meine bisherigen Erkenntnisse hierzu in einem Folgebeitrag darzustellen. Dabei geht es mir besonders um das Problem, warum Christen und Muslims, trotz ihrer angeblichen gegenseitigen Intoleranz, den 'Zeitensprung' Konstantins VII. übernommen haben.

Vielleicht bin ich in dieser Grußadresse etwas zu persönlich geworden. Wie soll ich aber sonst zum Ausdruck bringen, wie sehr ich Sie und Ihr Lebenswerk, trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten, achte?

Herzlichst

Dr. Klaus Weissgerber, Ilmenau

The Persian Puzzle

Honoring the 65th Birthday of Gunnar Heinsohn

By Clark Whelton

On April 7, 2006, I received an email message from Gunnar Heinsohn. Heinsohn had just read *Judah and the Judeans in the Persian Period* [Oded Lipschits / Manfred Oeming, eds., Winona Lake/Indiana: Eisenbrauns, 2006] and quoted a few lines from page IX of the introduction.

“The topic of our symposium, ‘Judah and the Judeans in the Persian Period’, leads us to the realm of mystery. The word mystery evokes a twofold feeling of sadness and of hope: sadness, because we know so little and would like to know so much more; hope, because there is still much work to be done in this area. [...] The Hebrew Bible contains very few passages that address Achaemenid rule over Judah and the Judeans (539–332 B.C.E.). Very few events are illuminated or given any kind of value judgment. [...] The existing extra-biblical sources contain little or no reference to the Judeans or Judah. There are only a few archaeological and epigraphic finds. Thus, Herbert Donner justifiably refers to the Persian era as the ‘dark ages’.”

Dr. Heinsohn commented,

“You can see that my own work has had zero impact. That Sennacherib attacks Lachish with Greek peltast mercenaries of the late -5th century, who impale Jews from that powerful Judean city, could not stir any curiosity. And yet, if Sennacherib, as I claim, is Darius II (423–404) in Assyrian garb attacking Lachish around -410, you have all the archaeological, epigraphic and iconographical wealth one could possibly ask for. Sennacherib did not even make it into the index of this heavy new book. After all, everybody knows from Scripture that he thrived (-704 to -681) nearly two centuries before the Achaemenids. If you look at the last three strata of Lachish, you will see that stratigraphy was beaten again by Bible fundamentalism.

Last three strata of Lachish

- | | |
|---|-------------|
| I Hellenism | up to -170 |
| II Late Persian period palace and Greek temple
mysterious lacuna | up to -250 |
| III Destruction of Lachish | around -700 |

(Heinsohn, around -410, no lacuna)

As they say, ‘there is still much work to be done in this area’. Gunnar”

The 'work' that Dr. Heinsohn refers to is a labor worthy of Hercules: shortening the chronology of the ancient world by many centuries. A focal point of Heinsohn's revision is the history of ancient Persia, whose great kings ruled the ancient near east for more than two centuries. Greek sources portray the Persian Empire as a military and commercial colossus, whose 20 satrapies sent a torrent of riches to the Persian treasury and huge numbers of soldiers to the Persian army.

Herodotus [I:192], for example, states that Assyria and the Indus valley [III:94] were producers of great wealth for Persia. Such a description clearly implies the existence of large, industrious populations and wealth-producing infrastructure. Therefore, if Greek texts are accurate, we should reasonably expect to find extensive archaeological evidence of this extraordinary period of history, both inside Persia itself and in the many lands it ruled.

The Persian homeland provides an abundance of such evidence. In Persepolis, Pasargade and many other locations on the Iranian plateau we see remains of a mighty civilization that fits the Greek description of imperial Persia. Beyond the borders of ancient Persia, however, the situation is quite different. From the Indus to the Nile, material evidence of the Persian Empire is limited to small finds or is missing completely. Gunnar Heinsohn quotes Heleen Sancisi-Weerdenburg, who wrote:

"In the Introductory Note to this workshop participants were asked to look at the Persian empire not from the top [i.e., Persia proper], but from below, at the level of everyday life among the subject populations [from Egypt to India]; and, after two days of intensive discussion [among the finest experts worldwide], one thing has become clear: when one decides to look from the bottom, it is often hard to see the empire" [Heleen Sancisi-Weerdenburg, *The Quest for an Elusive Empire*, Amélie Kuhrt, eds., *Achaemenid History IV: Centre and Periphery. Proceedings of the Groningen 1986 Achaemenid History Workshop*, Leiden: Nederlands Instituut Voor Het Nabije Oosten, 1990, 263].

How can such a peculiar puzzle be explained? Among the ruins of ancient Persepolis are depictions of emissaries bearing tribute to the Great King of Persia. And yet, in the lands from which these emissaries came, nothing of substance has been found for the subject peoples whose labor and craftsmanship produced the royal tribute.

If physical evidence of the Persian satrapies was the only thing missing from the archaeology of the ancient near east, it would be a mystery of immense proportions. But at least we can find the Persians of 540 BCE to 330 BCE inside their own country. The famous Medes, however, are not only missing from excavations in Mesopotamia and throughout the Fertile Crescent, no trace of them can be found in their Iranian homeland.

And yet the academic mainstream seems strangely comfortable with this bizarre conflict between the detailed testimony of written sources and the refutation of those sources by an absence of physical proof. If we were talking about religious faith instead of secular history, academic mainstream would quickly conclude that missing archaeological evidence is a fatal blow to belief. But scholars are equally quick to defend a cherished secular chronology, even when it cannot be confirmed by excavation.

Six years ago this selective acceptance of evidence was highlighted by an exchange of email messages between members of the Ancient Near East (ANE) list sponsored by the Oriental Institute of Chicago. The subject was the lack of archaeological proof for Bible tales, such as the stories of David and Solomon. Several scholars stated that a lack of physical confirmation in archaeology of Israel means David and Solomon are "faith-based" religious creations, not genuine historical figures.

I joined the thread by posting a reply called "Faith-based Persians and Medes?" I asked if the missing archaeological remains for the Persian period outside Persia itself, and the missing evidence for Medes anywhere, meant that textbooks should now be rewritten.

The replies were interesting. One scholar observed that the existence of the Medes was now beginning to look like a "Greek development" – i.e. concocted history. A professor of history wrote to me privately to say:

"The Achaemenid empire did not usually destroy conquered cities and rebuild them. The Achaemenids allowed local beliefs and customs to continue. They used existing structures. Therefore don't expect to find much evidence of Persian occupation."

I replied: "Even if we should not necessarily expect to find evidence of Persia's material culture in its satrapies, shouldn't we expect to find remains of the native peoples who lived and worked in these provinces during the Persian period? Where are their graves, garbage pits, weapons, pottery, jewelry, cultic objects, temples and inscriptions?"

I then suggested several possibilities:

1. The histories of these ancient powers, like reports of Median-Persian marriages, were concocted 'post eventum' to justify dynastic claims or for other (possibly religious) purposes.
2. The historical accounts are essentially correct, but material evidence for the powers in question has not yet been found.
3. The histories are essentially correct but the evidence has been mistakenly assigned to other powers."

Those familiar with the brilliant work of Gunnar Heinsohn will recognize immediately that suggestion number three is one I consider most likely. But

years of hard experience have proven to me that the only hope of convincing others is to present the evidence as logically as possible and allow them to reach their own conclusions. It's useless to argue against faith, whether based on religious books or textbooks. The academic mainstream is able to recognize the fundamentalism of those who believe in the mysteries of the Bible, but they can not recognize the fundamentalism of professors who believe in the mysteries of missing evidence, intermediate periods and dark ages.

It's a slow process, but it took hundreds of years to create the generally accepted (and greatly inflated) chronology of the ancient world. It could take hundreds more to correct it, and Persia is the key. The history of the Persian Empire has been divided in two. The material culture of the empire has been assigned to earlier civilizations such as the Neo-Assyrians, Neo-Babylonians and Old-Babylonians, while the written history is used as evidence for the Persia of 540 to 330 BCE. Reuniting material with text is a difficult task, but when it happens it will radically change and shorten the chronology of the entire ancient world.

Dr. Heinsohn wrote that his work thus has had "zero impact." I disagree. His research has cleared the way for a revolutionary shift in our understanding of history and ourselves. There is still "work to be done". But the road ahead is shorter than any of us suspect, and much shorter than one we have already traveled.

Clark Whelton, New York
cwhelton@mindspring.com

Eine akausale Synchronizität ?

Dogmatik und Psychoanalyse bei Karl Barth und Velikovsky – Gunnar Heinsohn zum 65sten

Peter Winzeler

I.

In Gunnar Heinsohns Religionstheorie vom Menschenopferkult, den in Todesangst „erschaffenen“ Göttern und ihrer jüdischen Überwindung in der „Entstehung des Monotheismus“ [1997, 124 ff.] spielt der Offenbarungsbegriff eine recht bescheidene Rolle. Da ist kein Gott, der sich offenbart. Blutige Opfer sind nicht (dogmatisch) heilsnotwendig, aber waren heilungs-notwendig für spielerisch-nachahmende posttraumatische Katastrophenbewältigung. Nicht zuletzt lastet Heinsohn der „apokalyptischen Seite“ des fanatisch anti-jüdischen Christentums die Entwicklung des Offenbarungsbegriffs an, der den Opfertod Christi dogmatisiert und die jüdische Ethik des Liebesgebotes verdrängt [158 f.]. Damit greift Gunnar über in das Gebiet der „Selbstprüfung“ christlicher Kirche, die Karl Barth als die Hauptaufgabe der Dogmatik verstand [vgl. *Prolegomena* KD I/1, 1932 § 1].

Ist Offenbarung (apokalypsis) denn überhaupt ein Begriff, der für aufklärende Kulturwissenschaft von Nutzen sein könnte, tauglich nicht nur für das rationale unerklärliche Für-wahr-Halten von Wundern und unglaublichen Dingen, das in den Bereich des Mythologie fallen würde, sondern als *Analyseinstrument*, das nebelhafte Verhältnisse aufdeckt, rätselhafteste Phänomene „entschleiert“, magische Kräfte entzaubert, ein Stück realer Weltgeschichte „enthüllt“ – wie es dem Wortsinn der griechischen Bibel angemessen wäre?

In der ersten Hälfte des 20. Jh. gab es *einen* solchen Offenbarungstheologen von Format, einen „Freischärler“ im Alten Testament, wie Karl Barth sich sah [s. Otto Bächli, 5], der aus der alten religionsgeschichtlichen Schule ausscheerte (Franz Delitzsch, Hermann Gunkel u.a.) und mit der panbabylonischen Schule (Alfred Jeremias) [ebd., 11 f.] von realen Wechselwirkungen von „Himmel und Erde“ im bedrohten Kosmos der Antike ausging.¹ Karl Barth

¹ Anmerkung: Barth kannte Julius Wellhausens *Prolegomena zur Geschichte Israels* wohl nur „aus zweiter Hand“; Velikovskys Antipode „W.F. Albright steht nicht in seinem Gesichtsfeld; auch vom Ertrag der Arbeiten A. Alts, K. Gallings, H. Guthes, M. Noths und E. Sellins nimmt Barth nicht Notiz“, s. Otto Bächli [11 f.]; stärker zu gewichten wären m.E. aber Anleihen bei Gustav Hölschers abweichender Quellentheorie des „jahvistischen“ Erzählwerkes in der Zeit Davids und Salomos [vgl. Bächli 11. 211. 216. 229 ff.].

verwarhte sich gegen eine evolutionistische „Historisierung“ der Religion Israels und deren „historisch-kritische“ Vergeistigung und Moralisierung, wo in der Heiligen Schrift doch alles höchst „naturhaft“ und sinnlich als traumatisches Ereignis beschrieben ist. Bis hinein in die Jungfrauengeburt hat diese Forschung einen „Horror vor der Physis, vor der Äußerlichkeit, vor der Leibhaftigkeit“ [KD I/2, 143], der latent auch hinter ihren literarkritischen Zensuren steht. So auch vor dem Einbruch der neuen Gotteswirklichkeit Jahwes in die Götterwelt Kanaans, die Julius Wellhausens *Prolegomena* [1878] auf den alten Krieg Israels reduzierten. In Wahrheit – so Barth – waren die Hebräer mehr „Zuschauer“ des gewaltigen Himmelsdramas des JHWH [vgl. Psalm 18,8-16]:

„Was hier hereinbrach, war grundsätzlich die radikale Entgötterung der Natur, der Geschichte und der Kultur, eine rücksichtslose Negation jeder anderen Gottesgegenwart als derjenigen im Ereignis des Bundesschlusses [vom Sinai; P.W.]. Wenn es fromme Kanaaniter gab – und warum soll es solche nicht gegeben haben? – so muss ihnen der Gott Israels wie der leibhaftige Tod und der Glaube Israels wie die Areligiosität selber erschienen sein“ [KD I/2, 1938, 93 f.].

In dem hier zitierten § 14 seiner *Prolegomena* hat Karl Barth die Traumata des „Bibel-Babel-Streites“ ohne Spiegelfechtereien anerkannt. Die „Offenbarung selbst“ geschehe *nicht* auf den Höhepunkten einer spezifisch israelitischen Religionsentwicklung des AT (gegenüber der vergleichbaren „babylonischen, persischen oder auch altgermanischen“), sondern dort, wo diese abbricht und untergeht: „jenseits des eigenen Bestandes und Gehaltes des AT“ [ebd., 78]. Ohne diese Ausrichtung der Profeten auf eine „von aussen oder von oben herein fallende Offenbarung“ ließe sich „nicht von Offenbarung im AT“ sprechen. In dieser „Zeit der Erwartung“ Israels [§ 14.2] geht es wohl um die messianisch „erwartete Offenbarung“, faktisch aber um eine kosmische Lichtgestalt, die im NT nur *ex post* mit dem Juden Jesus als gekommenem Christus identifiziert wurde. In alten Dogmatiken wurde diese himmlische Abkunft in der Nichtidentität des Menschen Jesus (Anhypostasie) und einer einwohnenden Identität des Gottesohnes im „Menschensohn“ gesichert (Enhypostasie). Für den Apostel Paulus nicht weniger als die Profeten „*muss da in der Tat irgendwo ein Stein von ungewöhnlichem Gewicht in die Tiefe gegangen sein*“, argumentierte Barth 1920 [57] gegen Adolf von Harnack zu den ungelösten „Biblichen Fragen“. Ungeheure Wassermassen überschwemmten den Erdkreis – „zur Erkenntnis Jahwes“ [Jesaia 11,9] –, die „Fundamente“ der Erde wankten [Psalm 82,5] und alle „Elemente“ des Kosmos wurden erschüttert.

Anscheinend wurden „starke“ Gestirne (wie Jupiter und Saturn) durch die „schwachen“ verdrängt, damit der Gott der Juden die Götter der Griechen stürze und „das Starke zunichte mache“ [1Korinther 1,27; vgl. Galater 4,8]. In einer

Offenbarung orgiastischen „Zornes Gottes vom Himmel her“ [Römer 1,18] wurden Städte und Länder verheert – wie zu Ende der Bronzezeit [vgl. Heinsohn 58 ff.]. So hebt sich das NT als „Zeit der Erinnerung (§ 14.3) des geschehenen Tat-„Wortes“ Gottes vom Geist des Judentums in seinen babylonischen, palästinischen und hellenistischen Strömungen nicht ab [KD I/2, 79-86].

Gerade in der zwischenzeitlichen Ortsbestimmung des Ereignisses der Offenbarung verteidigt Barth die unauflösliche kanonische Einheit beider Testamente [Exkurs 86 f.], die im Angesicht des Hitlerreiches nun auch die *politische Entscheidung* herausfordere. Jenseits der Behauptung von zeitlos gültigen Wahrheiten müsse Kirchliche Dogmatik gegenüber den Kapazitäten wie Schleiermacher, Wellhausen und Harnack nun *aktualiter* erläutern, warum ihrer Verabschiedung des entsetzlichen AT unmöglich Folge geleistet werden könne. Dessen Herabstufung kommt auch nicht pädagogisch in Frage, als ob die Hebräische Bibel nur eine „Vorstufe“ wäre zum purifizierten Christentum, wie Herder vertrat (mit Lessings *Erziehung des Menschengeschlechtes*). In allen diesen Herabwürdigungen steckt der Wurm des Antijudaismus [KD I/2, 87. 566 ff.], der die jüdische Erinnerung verneint, sie am Ende der „200 Jahre“ Aufklärung mitsamt den lebenden Juden auszurotten gedenkt.

In dieser dogmatischen Perspektive kann der „sohnesopfernde Gott der [heidnischen] Christen“, den Heinsohn [152 ff.] dem „Hebräer“ Paulus zuweist, nicht den „sohnesverschonenden Gott Abrahams“ verdrängen, dem die Jesus-Juden anhängen [158 f.], wie denn auch der johanneische Jesus sich wehrt, wenn steinigende Tempeljuden ihm antun, was Abraham „nicht tat“ [Johannes 8,37-40.57-59]. Wie in einem Rollentausch wird in der johanneischen Offenbarung den „sohnesopfernden“ Juden das für Juden und Christen Gotteslästerliche angelastet: „Ihr stammt vom *Diabolos* als eurem Vater“ [Johannes 8,44; vgl. Offenbarung 2,10.13; 3,9 usw.]. Aber mit diesem ‘Durcheinanderwerfer’ ist keineswegs der jüdische Gott gemeint (wie man meint). Die Rabbinen haben das Todesurteil über Jeschu ha-Nozri zwar getreulich überliefert [b.sanhedrin 43a; vgl. Johannes 10,33; 11,53], aber nicht selber bejaht.

II.

In einer Randnotiz zum Schöpfungs-drama [KD III/1, 1945] – sagenhaft („unglaublich“) auch im extraordinären Sinne – spricht Karl Barth nun auch psychoanalytisch von einer

„Zwangsvorstellung von der Minderwertigkeit oder gar Verdächtigkeit oder gar Verwerflichkeit einer *unhistorischen* Darstellung und Beschreibung der Geschichte“.

Christen müssten sich diese antijüdische Zwangsvorstellung „aus dem Kopf schlagen und bis auf den letzten Rest abgewöhnen“ – als

„eine im Grunde nur lächerliche, nur bourgeoise Gewohnheit des gerade in seiner krankhaften Phantasielosigkeit höchst phantastischen, modern abendländischen Geistes, der seine Komplexe dadurch los zu werden gedenkt, dass er sie verdrängt“ [87].

Der Wirklichkeitshorizont der biblischen Geschichte wird durch naturwissenschaftliche Zensuren

„zu einer höchst unwirklichen Geschichte“, einem „Mythus, in dessen kümmerlichen Licht die historische, die vermeintlich allein wirkliche Geschichte abwechselnd als ein Meer von langweiligen Belanglosigkeiten und als ein geradezu teuflisches Chaos erscheinen muss“ [ebd.].

Im Jahr 1945 erscheint eine Thesenreihe des russisch-jüdischen Psychoanalytikers Immanuel Velikovsky zur *Rekonstruktion der Geschichte des Alten Orientes*. Die erste von stolzen 284 Thesen lautet:

„Die Geschichte des Altertums vor Ankunft Alexanders d. Gr. ist in einer chaotischen Weise beschrieben worden. Sie ist vollständig verwirrt und nur ein *Zerwürfnis* (disarray) von Jahrhunderten, Königtümern und Persönlichkeiten.“

Die zweite These sah den Grund „in der inkorrekten Repräsentation der ägyptischen Vergangenheit“ des Exodus der Hebräer die – 3. These – zu einer „imaginären Verdoppelung“ der Weltreiche führte, somit zur Auslöschung der realen Existenz Israels, die im Judenhass überwintert. Ich stelle diese Koinzidenz zweier Geistesriesen mit Verwunderung fest, denn direkte Abhängigkeit kommt schwerlich in Betracht. Dennoch überwiegen die Gemeinsamkeiten von Psychoanalyse und Dogmatik: Auch Barth hat den von Velikovsky aufgedeckten „Angstkomplex“ zentral in der Gottesfrage thematisiert, speziell in seiner das moderne Kausalitätsdenken attackierenden Vorsehungslehre [KD III/3 1950, § 49.2 166 f.] und bezüglich des postbiblischen Judentums und der Gründe des christlichen „Antisemitismus“ [§ 49.3.3, 238-56], als just der erste Band von *Zeitalter im Chaos* erschien (engl. 1953). Velikovskys Opus Magnum gründete auf seiner *hebräischen* Lektüre der Amarnatafeln des Pharao Echnaton seit 1938 [vgl. Winzeler 2005], analog zu Barths *Prolegomena* 1938, was mindestens zur *vergleichenden Lektüre* einlädt. Im Jahre 1962 – *Ödipus und Echnaton* [Zürich 1966] ist noch nicht erschienen –, da vermeldet *Gertrud Pestalozzi-Eidenbenz*, die Hausmutter von Barths Refugium auf dem „Bergli“ am Zürichsee:

„Faszinierend sind auch die Bücher des Russen Velikowsky: ‘Welten im Zusammenstoss’ und ‘Zeitalter im Chaos’, vom Alten Testament ausgehend älteste Weltliteratur zusammen tragend“

– so im Brief an die deutsche Barth-Freundin Getrud Staewen [s. Gerties Lebensbericht, 381]. In diesem Freundeskreis der Bekennenden Kirche in Deutschland

wird „Velikowsky“ [sic] nicht verteufelt, sondern begeistert rezensiert. Nochmalige Nachfragen des Autors im Karl Barth-Archiv, Basel, ergaben nicht die Spur einer Velikovsky-Lektüre auch Karl Barths. Es bleibt, mit C.G. Jung zu sprechen, bei einer akausalen Synchronizität, die freilich die jungianische Tiefendimension eines psychogenetischen Ursprungs von kollektiven Archetypen rundum verneint. Der frühe theologische „Widerstand“ Karl Barths gegen jungianische Analyse – durch einen Vetter C.G. Jungs ! – wurde biografisch eindrücklich von einem Jungianer beschrieben [Schildermann]. Das harte Faktum der Sinai-Offenbarung bleibt für Barth wie Velikovsky in Stein gemeißelt – nur nicht der überlieferte Wortlaut der Zehn Gebote. Gegen alle kränkende Unterstellung eines Bibelfundamentalismus wusste Velikovsky die gewaltige Gottesstimme (Jahuu..., Yah) von den Worten zu unterscheiden, die der Dolmetscher Mose gemäss der mündlichen Halacha von „Talmud und Midraschim“ am Sinai vernahm [Welten im ..., 96 f.]. Das im Hier und Heute zu hörende Wort Gottes ist nicht historisierbar – und wenn es das Wort vom „historischen Jesus“ wäre [Barth]! Wo C.G. Jung und der Züricher Theologe Emil Brunner mit dem völkischen Nationalsozialismus und seiner „Schöpfungsoffenbarung“ gefährlich sympathisieren, vertritt Barth vielmehr die Enthüllung der Natur als Gottes „Schöpfung“ (aus dem Wasser) und des Menschen als einer geistbeseelten neuen Kreatur – in radikaler Differenz zu den Trugbildern einer ewig konstanten und vom Chaos des Nichtigen ewig überherrschten Natur (was mit Velikovsky und Heinsohn kompatibel erscheint). Während Jungianische Archetypenlehre am meisten in der neuen Religionsgeschichtlichen Schule (Freiburg i.Ü.) den päpstlichen Segen einer *theologia naturalis* fand, sind Barth und Velikovsky im Bruch mit der „natürlichen Theologie“ des Bürgertums vereint. Gewiss unternahm Barth nie den Versuch einer galaktischen Theorie der „jungfräulichen“ Geburt der Venus und ihres Göttersohnes Merkur (Thot, Adonis) [vgl. Heinsohn, 103 f.]. Aber das ethisch vernommene Gotteswort lässt sich nicht abseits vom erdgeschichtlichen Ereignis des Bundes mit Israel deuten, als dessen Zentrum Barth die „Menschwerdung“ Gottes bezeichnet. Und nicht genug: Beide Autoren stoßen sich an den Grenzen rationaler Anamnese und Therapie und eines „kollektiven Vergessens“ der Menschheit [Velikovsky 1982], das Auschwitz wie einen Betriebsunfall verdaut. Hören wir Barth zu den „Grenzsituationen“ beim Basler Kollegen Jaspers:

„Hätte Jaspers nicht bemerken müssen, in welcher tiefer Unversehrtheit sie [die, ach, so zählebige Menschheit] doch schon den ersten Weltkrieg, im Rückblick auf den er seine ‘Philosophie’ geschrieben hat, in Wahrheit durchgestanden hat? [...]. Es ist mit grosser Gewissheit anzunehmen, dass auch am Morgen nach dem Weltgericht – wäre es dann noch möglich – jede Tanzbar, jeder Fastnachstsklub, jeder inseraten- und abonnenten-

hungrige Zeitungsverlag, jeder Winkel voll politischer Fanatiker, jeder heidnische Schwatzclub, aber auch jedes christliche Teekränzchen und jede kirchliche Synode [!] ihren Betrieb nach bestem Können neu aufbauen und erst recht fortsetzen würde: völlig unberührt, gänzlich unbelehrt, in keinem ernsthaften Sinne anders heute als ehegestern. Feuersbrunst, Wassersnot und Erdbeben, Krieg und Pest und Sonnenverfinsterung und *was es auf dieser Linie [von Velikovsky] immer geben mag*, sind es nun einmal nicht, die uns als solche in die wirkliche Angst und dann vielleicht auch in die wirkliche Ruhe versetzen könnten. Der Herr war wirklich nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer (1Kö 19,11f). Nein, wirklich nicht“ [KD III/2 1948, 135; Klammern und kursive Hervorheb. P.W.]

Mit andern Worten: Von einer Katastrophentheorie erwartet Karl Barth nicht die Spur einer effektiven Therapie. Ohne diese dürfte auch Velikovskys Chronologierevision wenig Aussicht auf Erfolg haben. Die Entscheidungen der Anthropologie müssten zuerst in der Christologie fallen, in Überwindung des althebräischen und neuheidnischen Menschenopferkultes, die Barth als die „einmalige“ Wohltat des Selbstopfers Jesu Christi vertrat. Auch dieses priesterliche Amt Christi aber sei nur eine von „drei Gestalten“ oder erlaubten Spielarten der Versöhnungslehre [KD IV/1,140 ff.], zumal das „revolutionäre“ Handeln Jesu auch „in die Fundamente der ökonomischen Welt hinein leuchtete und hineinbrach“ [KD IV/2,198 f.] und erst der Pfingstgeist das Werk der Erlösung von den Schulden (oder bedrohlichen Schuldkomplexen) erbrachte. Es fehlt nicht am nahezu häretischen Versuch, die Dogmatik Barths ohne das für Juden „Barbarische“ eines „blutigen Menschenopfers“ christologisch fortzuschreiben [Marquardt, 199 f.; vgl. Winzeler 2002; 2008] und den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nicht als den verabsolutierten „einzigen“ und somit monotheistisch vereinsamen, sondern als einzig beziehungsreichen (drei-einigen) zu verstehen, der allen noachidischen Völkern, darunter Juden, Christen und Muslimen die Teilhabe erlaubt [Marquardt 1993; 1997]. In dieser utopischen, radikalsozialistischen Befreiungsperspektive der Völker „nach der Flut“ (ich meine: auch der neoliberalen Sintflut von puren Eigentumsökonomien!) sind spieltherapeutische Deutungen willkommen, die den Zeugnissen der Erdkruste mehr Nachdruck verleihen – wie in Heinsohns stratigrafisch kontrollierter Schau der „Phantom-Imperien“ [2007]. Ob das zur „Offenbarung“ ausreicht, diese Frage bleibt.

Literatur

- Barth, Karl (1932-67), *Die Kirchliche Dogmatik*, Bde I/1 – IV/4, Zürich [= KD]
- (1920), „Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke“, in Jürgen Moltmann, Hg., *Anfänge der dialektischen Theologie*, Bd. 1, München 1962, 49-76
Bächli, Otto (1987), *Das Alte Testament in der Kirchlichen Dogmatik Karl Barths*,

Neukirchen

Heinsohn, Gunnar (1997), *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*, Reinbek

- (2007), *Die Sumerer gab es nicht*. Korr. Nachdruck der Ausgabe von 1988 mit einem neuen Vorwort, Gräffelfing

KD s. Barth

Marquardt, Friedrich-Wilhelm (1991), *Das christliche Bekenntnis zum Juden Jesus. Eine Christologie*, Band 2, München

- (1993), *Was dürfen wir hoffen, wenn wir hoffen dürften? Eine Eschatologie* Band 1, Gütersloh [noachidische Gebote des Judentums, § 2 b]

- (1997), *Eia, wärn wir da - eine theologische Utopie*, Gütersloh [Trinität § 9 d]

Pestalozzi-Eidenbenz, Gertrud (Gerti) (1993), *Ein Leben*, ed. im Familienkreis

Schildermann, Wolfgang (1991), *Was sind das für Zeichen? Karl Barths Träume im Kontext von Leben und Lehre*, Gütersloh-TB

Velikovsky, Immanuel (1945), *Theses for the Reconstruction of Ancient History*, Tel Aviv · New York (Reprint Basel)

- (1982), *Welten im Zusammenstoss* (1950), dt. 1951 Zürich, 1978 Frankfurt/M., 1982 Berlin

- (1981), *Zeitalter im Chaos* (1953) und Folgebände, dt. 1962 Zürich, 1978-81 Frankfurt/M., 1983 Berlin

- (1985), *Das kollektive Vergessen*, Frankfurt/M., (posthum 1982), 1987 Berlin

Wellhausen, Julius (1927), *Prolegomena zur Geschichte Israels*, (1878), Berlin

Winzeler, Peter (1982), *Widerstehende Theologie. Karl Barth 1920-35*, Stuttgart

- (1999), „Christologische Erfüllungs- oder Verzichtstheologie? Jesus unter uns christlichen Gojim“, in *Wendung nach Jerusalem. Friedrich-Wilhelm Marquardts Theologie im Gespräch*, hg. Hanna Lehming e. a., Gütersloh 1999, 287-302

- (2002), „Abirrungen: Friedrich Wilhelm Marquardt († 2002)“, in *Zeitensprünge* 14 (3) 576-579

- (2005), „Amarna - die erste Lichtung des Seins? Vom Mythos zur kosmopolitischen Utopie“, in *Festschrift Christine Janowski*, 2005, 531-548, Neukirchen-Vluyn

- (2008), „Und „wenn wir hoffen dürften“. Gibt es ein sozialistisches Beharren in Friedrich-Wilhelm Marquardts Wegfindung der Dogmatik?“ Referat auf dem Internationalen Symposium in Bonn „*Biblische Radikalitäten*“. *Zur Aktualität der Theologie Friedrich-Wilhelm Marquardts*

Prof. theol. h.c. Dr. phil. Peter Winzeler, CH-2503 Biel, Blumrain 22
pjwinzeler@sunrise.ch

What was old is new again

Henry Zemel

Professor Heinsohn long ago recognized the weakness of accepted chronology. He has worked productively to develop alternative interpretations of early history. The following paper presents a context in which to appreciate the value of his work.

Both Science and Religion agree there was a beginning. Science says the beginning happened about sixteen billions years ago, whereas Religion favors a date more like six thousand years ago.

Conceivably there was no beginning, and time went round and round as in the film *Groundhog Day* [*Und täglich grüßt das Murmeltier*; 1993]. Each morning the protagonist Bill Murray awakens to the sound of an alarm clock and then the events of the day unfold precisely as they did the previous day. It is Groundhog Day every day, same dialogue, same happenings. Everyone other than Bill Murray is oblivious to the replay of the day. The film revolves around Murray's hilarious handling of his Sisyphus-like predicament.

The film's premise would likely appeal to the Aymara speaking people of South America. They seem to confuse past and future. When referring to the past, the Aymara sweep their hands and arms forward, and they gesture back over their shoulder when indicating the future. Their basic word for back or behind relates to future. An Aymara seeing *Groundhog Day* might say the Gringos finally got it right.

The inclination to look back in order to see the future has an odd appeal. Wall Street traders scour spreadsheets of old data seeking the secrets of the business cycle; the science of geology posits an oft repeated cycle of mountains eroding away and then rising again. And generally, what goes around comes around. The notion of a regular replay of events is rooted in ordinary experience. Night follows day, the seasons arrive in due course, and the stars trace a repetitive pattern.

Ancient people – really ancient, before the empires of Rome, Greece and Persia – considered the planets and other celestial apparitions as embodiments of gods. These beliefs characterized the Astral Age, a period when the core tenet was as above, so below, and as below, so above. For believers, it followed that the sequence of happenings in the mundane world was cyclical, since the gods in the celestial realm disappeared and reappeared over and over again.

To foretell the future, seers studied past cycles. Science in the Astral Age entailed working out the duration of a cycle and the sequence of happenings

within the cycle. The cycles supposedly recurred endlessly, except for perturbations in the true god-ordained order. The responsibility of accounting for any disparity between belief and experience fell to a priestly class.

The Astral Age does not have a history, at least not in the usual sense. The period does not have a chronology. Astral Age scribes kept records of events within a cycle, but they had no reason to order the cycles. Among the ancient Maya, the past-is-future notion underlay the 52-year calendar known as the Calendar Round. The Calendar Round format specified particular days within a 52-year cycle, but it did not continue the tally of days from one Calendar Round cycle to the next.

Another distinctive cycle, this one in Western Asia, was the Jubilee period of 49 (or 50) years. In the Jubilee Year, the *Old Testament* records that debts were forgiven, slaves were freed, and land was returned to the original owner. The ancient custom restored the state of affairs existing at the start of the Jubilee, in the belief that conditions over the next 50 years would evolve as in previous Jubilee periods.

The Astral Age notion of cyclical time morphed into linear time at a specific juncture in recorded history. The transformation was revolutionary. It involved a complete overhaul of humanity's standing in the cosmos. The conversion did not happen concurrently in all cultures, and many elements of old thinking persisted even as new models of the cosmos developed. Much of the history of how the change came about remains obscure, but the recent influx of ancient texts has expanded greatly what is known about the transformational period.

Adventurers and scholars during the past two hundred years have turned up immense caches of ancient artifacts. Boatloads of relics from the civilizations of Western Asia journeyed to European and American ports. A haul in the heyday of nineteenth century exploration might tally 25,000 objects. Over a million artifacts with cuneiform inscriptions have landed in museums and private collections around the world.

The new documentation indicated that the received history of the Ancient Near East was fundamentally flawed. But instead of discarding traditional views, historians found ways to fit the nonconforming data into the preexisting picture. The chronology historians accept today is basically the same as was elaborated early in the nineteenth century. And the timeline acknowledged by nineteenth century historians did not differ substantially from the model proposed by their seventeenth century predecessors, who in turn relied on the work of yet earlier historians.

The exemplary studies made by historians in the past are indispensable to an understanding of antiquity, but recently uncovered primary material surely

assumes precedence where it contradicts or modifies accepted accounts. The fresh data are available in books and journals, and excerpts have trickled onto the Internet. A valid reading of the history recorded by early civilizations now appears doable. In the task ahead, Dr. Heinsohn's insights will prove to be a valuable asset.

Henry Zemel, New York
CAENO Foundation 2008
hzee@nyc.rr.com

Lieber Gunnar, wer uns schon so viel gab wie Du, wird auch beschenkt, (u. a.) mit

diesem Versuch, mit → *Bifurkation* → *neue Emergenz*¹ → *Fraktale* das Entstehen unserer Privateigentümergeellschaft als neue soziale Emergenz zu zeigen. Vielleicht können wir so auch die Kreation neuer Arten etwas besser begreifen.

Keine der bisherigen Evolutionstheorien konnte überzeugend erklären, *wie eine neue Art* entsteht. Darwins nicht, denn sein Beispiel waren Hunderassen, die aber keine Nihthunde hervorbrachten. Die Darwinfinken 'lernten' zwar, ihre Schnäbel zu ändern, aber paaren sich weiterhin mit andern Finken. *Seine Nachfolger* kamen nicht weiter, trotz ihren wahllos zufälligen Mutationen und endlos viel Zeit, aus deren nebulösen Enden das Wunder geschehen solle.

Aber auch Darwins Kritiker, wie *Jean-Henri Fabre* mit dem Beispiel der Dolchwespen, welche sich nur in einer mehrstufigen Schmarotzersequenz fortpflanzen können, oder *Otto Schindewolf* mit seinem postulierten Urvogel, der fertig aus dem Reptilien-Ei ausschlüpft, machten keine Schritte darüber hinaus. In *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* hast **Du** dann mehr und neue Argumente geliefert, viele Fragen gestellt und neu beantwortet.

Es brodelt noch immer von ungelösten und interessanten Fragen. Dann sagen die Einen, es riecht *seltsam* und ziehen sich in ihre festen Institute zurück, wo es äolisch säuselt: „*Schlaf, Kindlein schlaf, der Rektor hütet d'Schaf*“. Doch dort wo der Wind weht wie er will, *finden sich Wundernasen und Rätsellöser zusammen*, die merken, dass auch solche Rätsel in sich zusammenhängen, sowohl in den Sachen wie auch mit ihnen selber, denn alle sind davon direkt *angesprochen*. Angesprochen wie die Frühmenschen, für die alles sich Ereignende und ihnen Begegnende bedeutsam sein konnte, was sie mit sehr wachen Sinnen verstehen wollten (auch mussten!).

Ein *Gregory Bateson* sagte, über die 'Evolution' könnten uns bereits alltägliche *creative Vorgänge* etwas lehren. Er nannte die diversen Künste oder das Entstehen von Theorien. Zudem zeigte er, dass der Anstoß dazu von außerhalb des Bisherigen kommt, weil das Bestehende aus guten Gründen sehr fest sein muss, und dass zusätzlich eine innere Bereitschaft nötig ist. Inzwischen entstand die *Chaostheorie*, welche dem darwinistischen Glau-

¹ Mit Emergenz bezeichnet man das Entstehen einer neuen Seinsqualität durch die Veränderung, Differenzierung und Neuordnung vorhandener Elemente. Die neue Qualitäts-Struktur ist elastisch-stabil gegen fremde Einflüsse und entwickelt selbstähnliche Seinsformen.

benssatz, dass die Natur keine Sprünge macht, einen bösen Schlag mit der 'Bifurkation' versetzte, diesem *Bruch* wegen ansteigender Spannung und *Umschlag in eine neue Gestalt*, der dann selbstähnlich fraktale Formen entspringen.

Ein anderer Sichwunderer ist z.B. *Luc Ciompi*. Er begann genauer hinzuschauen, wie bei unserem Denken das Gefühl, die Emotion und die Affekte nicht nur mitspielen, sondern *zuerst* da sind, die *eigentlichen Antreiber* sind, natürlich zugleich für die folgenden *Taten*, sodass die 'normale' Trennung in Emotion und Kognition und Tun eine sehr künstliche ist, die das Faktum vernebelt statt klärt. Mit guten Kollegen diskutierend, entwickelte er in Kombination mit der Chaostheorie eine *fraktale Affektlogik*, und so fand sich wieder mal Passendes zusammen, was diesen Leuten ermöglichte, im gesamten Kosmos immer deutlicher eine *Selbstorganisation* zu erkennen, die keinen Täter und Tüftler zeigt, auch in unserem ganzen Körper *wirkt*, wo wir 'unbewusst' fühlen, denken und handeln; und der man höchstens dreinreden kann.

Aber auch das hat selbsttätige Folgen, die früher mal, wie der Atheist *Bateson* bemerkte, mit „Gott lässt seiner nicht spotten“ bezeichnet wurden. (er wandte es auf die dreck- und giftverseuchten Gewässer an).

Mir ist dieses Fühlen-Denken-Tun noch privat in den Fünfzigerjahren durch *Hans Itschner* beigebracht worden. Jetzt, mit *Ciompi*, ist es aber weit klarer erfasst und dazu verwoben mit den Erfahrungen einer ganzen Gruppe. Dieses Letztere scheint mir wichtig, denn *man lernt nur im Kollektiv eines Biotops mit seiner Gegenkontrolle*. Deshalb bin ich auch angesprochen vom Buch eines Physikers, *Robert B. Laughlin*. Ich kaufte es, obwohl ich längst zu viele habe. Es ist mehr als nur unterhaltsam und handelt oftmals von 'Emergenz', ein mir vorher nicht bekanntes Wort. Das interessierte mich unmässig. „Daddy, Fremdwörter sind Glückssache“ warnte einst unsere jüngere Tochter und Gymnasiastin *Yvonne* mich 'nur' Kunstgewerbeschüler!

Verehrter Jubilar, trotzdem wage ich es, Dir mit einem solchen aufzuwarten, weil ich auch Ratschläge spöttischer Frauen annehme, und weil 'Emergenz' hier tatsächlich ein Glücksfund ist. *Laughlin* behauptet, das heute viel wichtigere Forschungsziel sei, das Phänomen der Emergenz zu erforschen, d.h. *wie etwas 'emergent' werde (als Vorgang)*, statt der bisherigen wissenschaftlichen Tendenz, ins Einzelne und immer Kleinere vorzudringen. Dort gerate man bloß ins Abseits, *nichts stimme mehr*, das einzelne Atom reagiere unerwartet anders als *im kollektiven Verbund*, seinem quasi Biotop. Wir bauen aber ganz wesentlich auf das Feste, sicher Verbundene, im Sozialen wie ebenso beim Boden, auf dem wir stehen. Dies besser zu verstehen sei nötig, sei zwar schwieriger, weil qualitativ sehr komplex und strukturell vielschichtig, aber dafür sehr interessant.

Emergenzen gibt es überall von ganz verschiedenen Graden der Verfestigung und Art, von Qualität und Intensität des Verbunds, locker oder fest. Emergenzen sind das Komplementäre des isoliert Privaten, Vereinzelt, Unverbundenen. Sie bezeichnen etwas im Universum absolut *Fundamentales*. Ihretwegen ist der Darwinismus die 'Weltanschauung' unserer Sozialordnung und zugleich ihr Produkt. Drum schlug er so ein, selbst bei Marx und Engels (die noch keine guten Vergleiche mit früheren, also andern Sozialordnungen hatten) und deshalb fassen bis heute auch intelligente Leute Darwins soziales Porträt als das der ganzen Natur auf. Jetzt erkannte ich es als emergente Wirkung: *In blauem Licht scheint ALLES BLÄULICH*. Dazu wäre eine ganze Menge zu sagen, etwa bezüglich unserer Schwierigkeiten, aus diesem Licht heraus zu treten, und ebenso der in ihr entstandenen Macher-Sprache, in der wir denken und *Andersartiges* fast nicht beschreiben können.

Schon *Ad. E. Jensen* sagte, fremde Kulturen versteht man nur als Zusammengehörendes aller Erscheinungen, nie aus einem auffallenden Detail. Unser vorherrschender wissenschaftlicher Fokus auf das Einzelproblem verhindert jedoch gerade dies, ist aber sehr 'natürlich' in einer Sozialordnung, die mit dem Willen zum separierten Eigentum als einzige Lebensgrundlage begann und drauflos stürmte. *Das ist die Logik der grundlegenden Affekte!* Diese schlugen durch bis zu uns – *da zeigt sich Emergenz*. Denn Emergenz ist anscheinend etwas, wo das Kind durch das Gebären entsteht.

Damit kommen wir zu einer *affektlogisch* (Ciampi) strukturierten Übersicht vom Entstehen der Privateigentümergeellschaft: Sie begann mit einer chaotischen Gesamtsituation, mit bereits gestresster Feudalordnung, die dann in einer Umwelt-Katastrophe zerbrach: *Die Bifurkation, der Bruch*. Mit dem ansteckenden, *sehr affektiven kollektiven* Entschluss aller betroffenen Männer, jeder Mann solle von nun an seinen Lebensunterhalt allein aus seinem nur ihm gehörenden Eigentum schöpfen, gab man anderen Eigentümern nur dann etwas, wenn sie versprochen, es voll zurück zu geben, gesichert durch das Pfand ihres Eigentums, verbunden mit Hilfsarbeit für das nur zeitlich Geliehene. Ein solcher erster Entschluss, sobald er willentlich in eine verbindliche Form gefasst wird (hier patriarchalisch als Gesetz), bestimmt das Weitere bis in die ferne Zukunft und bringt ab dato sich selbst Ähnliches laufend hervor: *die fraktalen Formen des Marktes und Miteinanderlebens*, mit dem Misstrauen und der geheutelten Hilfe, die man aber bezahlen muss, anders als im Stamm die Verwandtschaftshilfe, anders als unter dem Befehl der Feudalherren. Dann wird es durch tägliche Gewöhnung *eingepägt*: *so wird neue Ordnung emergent*.

Und alles läuft von da an *innerhalb* dieser Schiene, sie integriert brauchbare Resten früherer Sozialformen der Stämme und Feudalen, passt sie ein,

wie einst in der Emergenz des Zellverbunds die Mitochondrien. Ordnet ohne Zielsetzung und Plan und flüssig in der neuen affektiven Fühl- und Denkweise, mit den neuen selbstgemachten Gesetzesgrenzen. **Gunnar, das alles kennst Du sehr viel genauer**, denn ich konnte es bei Dir einfach abkupfern, dank Deiner intensiven (und vieler Anderer) Forschungsarbeit.

Doch noch immer bleibt die Anfangsfrage offen: *Wie organisiert es sich selber im Bereich neuer Arten der Tiere und Pflanzen? Woher stammen die Kräfte und der Drang des Umbildens? Was löst hier die Bifurkationen aus?*

Das ist eine merkbar andere Etage als die der Sozialformen, mit weit intensiverer physischer Emergenz. Zwar weiß ich z.B. vom eigenen Malen, Modellieren und Geschichtenerfinden, dass das Zusammenkommen, das Verändern der Bezüge und Proportionen bis ins Qualitative, im Unbewussten selbstwählend und -ordnend 'einfach passiert', dass es 'dort' denkt und selbst-tätig lernt. Im Grunde reagieren ja selbst Atomhaufen mit plus, minus und neutral aufeinander, fast schon wie im organisch Lebenden als ja, nein, unbestimmt. Vertrauen wir doch auf das umfassend Zusammenhängende im Kosmos, welches bis ins Kleinste wirkt – auch wenn es dem 'Eigentumsdenken' gegen den Strich geht. Unsere Überlegungen zum Werden einer neuen Art werden hoffentlich in einer ähnlich kreativen Grundstruktur verlaufen wie das, was wir finden wollen.

Wünschen wir uns dazu Mut, Ausdauer und Glück! Sehr herzlich
Dein Zubi

Robert Zuberbühler, CH-Winkel/Zürich

"Off We Are to see the Wizard!"

Milton Zysman

When leaving on her adventure in Oz, Dorothy sings "We're off to see the wizard, the Wonderful etc etc". In the remake of this Hollywood classic I imagine Gunnar, recast in the leading role of a reconstructed master wizard beginning the song with one of his inimitable reformations of the English idiom "Off we are to see my subjects..." Since I am writing in a scholarly environment, I must note here that this reordering of the phrase "We're off" has an negative connotation in English idiomatic parlance. Eggs, derived from Chinese chickens fed melamine, for instance, are considered "off" and some medieval historians might suggest that anyone espousing the idea of three hundred year gaps in post Roman history is "off base or off course". Nevertheless, so many family friends and bemused new acquaintances over the last twenty-five years have heard our enthusiastic homage of "Off we are!" as we leave any number of Toronto locations, that the expression has become established as a regional idiom. Professor Heinsohn may therefore add the laurel of phrasemaker to his extended list of scholarly honours.

One of the advantages of being blind – I lost my eyesight five years before meeting Gunnar in 1978 – is that I can create his portrait with my very own pot of psychic paints. I do cheat a little, for I do get reports from my female colleagues, and, as a consequence, I now wear a bow tie to all my speaking engagements. But some virtual images pop up whenever his name is mentioned. Perhaps my favourite is this well tailored man, at a noisy party in his honour, seated in a secluded comfortable chair, with dozens of chattering party guests in the vicinity, a beatific smile on his face, a large mixing bowl of schlag on his lap and a very large spoon at the ready.

As one of those who had the pleasure of his company – on and off – for three decades, I know that Gunnar concentrates as hard on his pleasures as he does on his many businesses – for as he would be quick to let you know, he beat the bowl of schlag on his very own.

But this is a *festschrift*, a celebration of a well-spent life, and I have delayed a more serious view of Gunnar's contribution to our post-Holocaust era. If anyone deserves to be given ambassadorial rank in Germany's transition from the cultural ruins of the Third Reich, it may be our friend.

Few of my acquaintances, having met Gunnar, have had to wait more than five minutes before learning that he is the "post-humus" son of a Nazi U-boat commander, and that he chalks up the demise of the captain and his crew to a Canadian destroyer in 1943. Yet beneath the smile and the charm, there lies a

determination as relentless as a Panzer division waiting in the Ardennes dawn.

Armed with the best lines from Mel Brooks and Lennie Bruce, the top lyrics from Leonard Cohen and Jerry Lee Lewis, and a literary style sometimes as opaque as a Saxon coal mine, Gunnar has breached a fortress more formidable than the *International Association of Assyriologists*. He has, wherever he has gone, reconnected post-war Germany and the West. From the year he crammed his Volkswagen with his books and scuba gear and left his Bader-Meinhof gang buddies, and started his hegira as a beach bum in a tent on the Sinai Riviera, Gunnar began a unique journey of reconciliation that is still bearing fruit today. From a study of the Kibbutz in the late sixties to the founding and administration of the *Lemkin-Institut für Xenophobie*, Gunnar is a one man truth and reconciliation tribunal and god help closet anti-Semites of the world – the Spanish Inquisition could have learned a thing or two from his techniques. Yet he achieves this impossible mission with a certain grace. They instinctively read beneath his sometimes overdone reductionist theorizing, the mensch beneath. And there is no hair shirt beneath Gunnar's Hugo Boss shirts. He is full of the acquisitive instincts that tempt us all. The difference is that he pulls it off with the effectiveness of a carnival pickpocket. I can still recall the handsome antique carpet bag, he virtually stole for me, from a well-seasoned vendor in Old Jerusalem. It wasn't the two walk-outs and the quiet contempt with which he met the counter offers, which Gunnar successfully employed, it was his obvious expertise. I would have paid twice the price, just for the show. It is rumoured that the Polish maps and oil paintings he has discovered and rehabilitated, now secreted in his various pied à terres, will, one day, require a museum of their own.

Does the reader detect a hint of envy here? You're damn right! One would have to be a green Martian not to envy Gunnar. The small miracle is that the envy does not poison our love and respect. One good reason is that we recognize the classic contradictions in his nature.

I still remember this happily childless author of leading texts in child psychology solemnly telling me of his absolute refusal to have children was due to the Israeli kibbutz being the only environment to raise kids, and then some twenty years later sentimentally telling me of the real estate investments necessary for his eight year old red-headed brat's future security.

But only Gunnar, I suspect could, if he chose, unselfconsciously quote Walt Whitman: "Do I contradict myself? Very well, then I contradict myself, I am large, I contain multitudes." [www.brainyquote.com/quotes/quotes/w/waltwhitman132584.html]

So happy birthday dear Gunnar, happy birthday to us all!

Milton Zysman, Toronto, mbz41@sympatico.ca

Mein Schulfreund Günter Lüling

Leonhard Müller

Lange ist es her, dass wir in den ersten Nachkriegsjahren gemeinsam auf der Schulbank saßen, in der Großen Schule in Wolfenbüttel, einem renommierten Gymnasium mit stolzer Tradition. Ich kam als Fahrschüler jeden Tag aus einem weit entfernten Dorf per Bahn, er mit dem Bus aus dem Industriort Hallendorf, dem Zentrum der ehemaligen Hermann-Göring-Werke. Beide waren wir Vertriebene aus dem Osten, ich aus Schlesien, er aus Pommern.

Dort in einem Dorf bei Köslin war sein Vater Pastor und hatte, der Bekennenden Kirche zugehörig und in der langen Tradition eines Theologengeschlechtes stehend, in der Zeit des militanten Nationalismus viele Schwierigkeiten – mit ihm auch sein Sohn, der sich schon als Heranwachsender einer Anpassung verweigerte. Die Familie war weltläufig, Günter selbst wurde in Varna an der bulgarischen Schwarzmeerküste geboren, wo sein Vater zeitweilig eine kirchliche Auslandsaufgabe übernommen hatte.

Im vorletzten Kriegsjahr kam Günter als Angehöriger des Jahrgangs 1928 als Marinehelfer in den vormilitärischen Einsatz nach Gotenhafen/Gdingen (Gdynia). Der reine Zufall fügte es, dass er statt dort von den anrückenden sowjetischen Panzern überrollt zu werden, mit einem Teil seiner Kameraden per Schiff nach Schleswig-Holstein in Sicherheit gebracht wurde. Die Agonie des Dritten Reiches war aber noch nicht zu Ende: Seine Einheit erhielt den Befehl, dem „Führer“ in Berlin zu Hilfe zu eilen, was größtenteils zu Fuß geschah und in den Schrebergartensiedlungen am Westrand der Hauptstadt sein Ende fand. Der Rückzug durch Brandenburg führte in amerikanische Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung aus dem Kriegsdienst kam er schließlich von Zufällen abhängig nach Hallendorf.

So trafen sich im Sommer 1946 in der Flüchtlings- und Fahrschülerklasse 10b der Großen Schule unsere Wege. Sie war wie die beiden höheren Klassen ein Sammelbecken für junge Menschen aus allen Gegenden und Altersstufen, die einen Schulabschluss anstrebten. Es war ein Kommen und Gehen. Viele ehemalige Kriegsteilnehmer schieden wieder aus und gingen eigene Wege. Langsam begann sich der Klassenverband zu ordnen. Bald ließ sich erkennen, dass Günter überaus begabt war, leicht lernte und alle Fächer spielend beherrschte, ohne Streber zu sein. Obwohl Überflieger, führte dies für ihn nicht automatisch zu den besten Noten, die er zweifelsfrei verdient hatte. Er nahm sich nämlich die Freiheit, mit den Lehrern zu diskutieren, wenn ihm etwas nicht passte oder er anderer Meinung war, ja er schritt für seine Kameraden ein, wenn er den Eindruck gewann, sie würden von Lehrern ungerecht

behandelt. Seine Diskussionen und Interventionen führten bei einigen Lehrern zur Herabstufung seiner Zeugnisnoten, zwar nur von 1 auf 2, denn weitere Diskriminierungen hätte er sich nicht gefallen lassen.

So habe ich Günter noch sehr lebhaft in Erinnerung, dass er sich tatkräftig engagierte, für Gerechtigkeit kämpfte und stets hilfsbereit war. Er war ein echter Freund, auf den man sich verlassen konnte. Daraus erwuchs eine bis heute fortwirkende Verbindung.

Zwei Erlebnisse haften in meiner Erinnerung als Zeichen seiner Aktivität, Initiative und Durchsetzungsvermögen. In den Weihnachtsferien 1947/48 fuhren wir beide trotz der Widrigkeiten der damaligen Zeit (Genehmigungspflicht für Interzonenzüge, Lebensmittel- und Wohnraumbewirtschaftung, nach Land unterschiedliche Lebensmittelkarten, polizeiliche Meldepflicht etc.) quer durch Deutschland nach Bad Tölz zum Skilaufen. Dorthin hatte es seinen Bruder, einen ehemaligen Offizier der Kriegsmarine, verschlagen, der im von den Amerikanern genutzten Jodquellenhof als Hausmeister tätig war. Gemeinsam verlebten wir Silvester im kleinen Kreis von Bergfreaks auf der Brauneckhütte bei Lenggries.

Im Jahr 1950 besuchte ich Günter in Hallendorf, der seine verkürzte Maurerlehre beendet hatte und nun, um sich Geld für sein Studium zu verdienen, bei den Reichswerken als Demontearbeiter tätig war. Er half, die dortigen Hochöfen auseinander zu schweißen, was eine Knochenarbeit war. Der Stahlschrott wurde anschließend nach Jugoslawien ausgeliefert, wie es die Alliierten bestimmt hatten. Trotz Verbot verschaffte er mir Zugang zum Werksgelände und eine detaillierte Besichtigung der Stahlhütte; später hatte ich nie mehr Gelegenheit dazu. Seine Tätigkeit endete durch die gewaltsame Besetzung des Werksgeländes seitens der angestammten Belegschaft, die die Demontagekräfte vertrieben. Diese Aufstände der Arbeiter, die ihre Arbeitsplätze vernichtet sahen, führten bald zur Einstellung aller Demontagen im westlichen Deutschland.

Den Studienweg von Günter habe ich aus der Ferne mit Staunen verfolgt: mit Erfolg abgeschlossenes Studium der evangelischen Theologie, mit Erfolg abgeschlossenes Studium der Betriebswirtschaft, mit Erfolg durchlaufenes Studium der Arabistik und erfolgreicher Abschluss einer Promotion. Nebenbei erlernte er die griechische, die hebräische und die arabische Sprache. Alle nur wünschbaren Wege standen Günter offen.

Günter heiratete eine großartige Frau, die ihm stets eine einfühlsame, intelligente und treue Gefährtin war und ist. Ohne ihren Fleiß und ihr Verständnis für seine breit gefächerten Neigungen hätte er seinen Lebensweg für die Wissenschaft nicht gehen können.

Prof. Dr.-Ing. Leonhard Müller, Berlin

Zustände in den 'Islamwissenschaften'

von Zainab A. Müller

Günther Lüling zugeeignet

Bereits 1992 brachte erstmals Heribert Illig islamwissenschaftliche Forschungsergebnisse ins Blickfeld der Chronologiekritiker. Seither riss deren Beschäftigung damit nicht mehr ab. Aus dem jahrzehntelangen Tiefschlaf deutscher Islamwissenschaft tauchten vor einigen Jahren Saarbrücker Forscher auf mit ersten Ergebnissen der Koranforschung an Hand der ältesten bekannten Koranfragmente [Bothmer u.a. 1999]. Seitdem wurden von der Saarbrücker Gruppe, unter Leitung des katholischen Theologen Karl-Heinz Ohlig, zahlreiche neue islamwissenschaftliche Thesen veröffentlicht und von Chronologiekritikern teils neugierig, teils enthusiastisch thematisiert [Illig 2002, 742; Kögel 2003, 191; Weissgerber 2007; Müller 2008].

Ebenfalls erwähnt werden muss eine Gruppe von Islamwissenschaftlern in Berlin um Angelika Neuwirth; sie vertritt seit langem eine eigene These, wurde aufgerüttelt durch den Saarbrücker Vorstoß und steht ihm teils ambivalent, teils konkurrierend gegenüber. So ist zwischen diesen beiden Gruppen scheinbar ein Wettstreit entstanden, der alle Islamwissenschaftler in einen gewissen Spannungszustand versetzt, aus dem heraus sich auch einzelne Wissenschaftler in den Medien äußern. Erstaunlicherweise wurde dabei eine Zeitlang häufiger als sonst Günther Lüling ins Spiel gebracht. Dies wird näher zu beleuchten sein.

Da die Verkettung christlicher und islamischer Geschichte ein wichtiges Feld chronologiekritischer Forschung ist, kann letztere durchaus nicht unberührt davon bleiben, *was* die Islamwissenschaft tut und *wie* sie es tut. Im Weiteren möchte ich meine bisherige Einschätzung zu der Art und Weise, in der die derzeitige Islamwissenschaft alte Forschungen rezipiert und neue produziert, um weitere Aspekte ergänzen [vgl. Müller 2003, 235, 462; 2008]. Dabei geht es um mehr als eine einzelne Fachdisziplin; letztlich geht es darum, wie in unserer Gesellschaft mit Geschichte und miteinander umgegangen wird.

1. Vom historisch-kritischen Umgang

Mit dem starken Titel *Wir müssen uns wehren – Appell für eine neue Islamwissenschaft* überschrieb die FAZ 2006 einen Artikel von Karl-Heinz Ohlig. Im Text steht nirgends, gegen wen oder was man sich denn wehren solle, und von einem Angriff ist auch keine Rede. Die FAZ stellt dem Artikel einige

Zeilen voran, deren erster Satz ihr Interesse an diesem Thema offenbart: „Der Aufschrei nach der Regensburger Rede des Papstes hat gezeigt, dass der Islam größtenteils nicht bereit ist, historisch zu argumentieren.“

Bis zum Ende des Textes wird dann von Ohlig das Fehlen historisch-kritischer Koran-Exegese beklagt, und zwar sowohl im Islam wie in der Islamwissenschaft, die „sie nicht anwendet“.

„Leider wurde der Aufruf zu einem historisch-kritischen Umgang mit den Quellen in der Islamwissenschaft seither [gemeint ist: seit Ignaz Goldziher um 1900; Z.M.] nicht befolgt, von einzelnen Beiträgen abgesehen, die hierzulande nicht oder nur marginal rezipiert wurden.“ Deshalb habe sich die westliche Islamwissenschaft „bisher unfähig [erwiesen,] den Reformdenkern substantiell zuzuarbeiten.“ [ebd.]

Gemeint sind Reformdenker der islamischen Welt, die aber ungenannt bleiben. Nach Darstellung des von den Saarbrückern konstruierten „neuen“ Geschichtsbildes (auf das ein andermal einzugehen ist) endet der Beitrag mit der Aussage, dass „eine bloß arabische Philologie nicht ausreicht“ für die noch ausstehende wissenschaftliche Bearbeitung des Korans „auf der Basis einer textkritischen Edition“ [ebd.].

Dass sich im Islam eine im westlichen Sinn „historisch-kritische“ Denkweise und Methodik gar nicht entwickelt hat, ist seit über hundert Jahren bekannt; um dies zu wissen, bedurfte es nicht der Papstrede. Nur zwei Beispiele aus jüngerer Zeit: 1990 betonte Carsten Colpe [239], dass die historisch-kritische Methode im Umgang mit religiösen Texten im islamischen Bereich noch kein Daseinsrecht habe. Und 2002 schrieb Georg Schmid [62]:

„Weil der Islam innerhalb der islamischen Welt bisher nie durch aufklärerische Kritik in seinen Grundlagen in Frage gestellt wurde, nähert er sich seinen eigenen normativen Ursprüngen mit einer Mischung von bedingungslosem Respekt und kindlicher Angst [...]. Es ist für den Islam fast unmöglich, historisch-kritisch die eigene Frühgeschichte zu untersuchen.“

Die wenigen Texte im Internet von muslimischer Seite, die sich mit den Veröffentlichungen der „neuen Islamwissenschaft“ auseinandersetzen, bestätigen ungewollt diese Schwierigkeiten und bemühen sich, den dogmenabhängigen Glauben zu erhalten, gepaart mit profunder Unkenntnis, was kritische Textexegese überhaupt ist und was Koranforschung bereits geleistet hat:

„Zunächst sei gesagt, dass kritische Koranbetrachtung nichts sonderlich Neues in der Geschichte des Islams ist. Schon seit Beginn fordert der Quran die kritische Auseinandersetzung mit seinem Inhalt, so dass es sich hier also keineswegs um Pionierarbeit handelt.“ Und

„bis heute bleibt ihre [der westlichen Koranforschung] Ausbeute spärlich, und basiert lediglich auf Wiedergebungen von Arbeiten der großen Korankommentatoren der islamischen Geschichte.“ [answering]

Wer sich mit solcher dogmentreu bekundeter Unkenntnis selbst aus der wissenschaftlichen Diskussion hinauskatapultiert, darf sich anschließend über nichts wundern. Allerdings pflegen derzeit noch die meisten Vertreter *beider* Kulturen (seien sie Gläubige, Atheisten oder Agnostiker) den Irrtum, dass Historie und Transzendenz zwei sich gegenseitig ausschließende Weltauffassungen seien.

Wo immer der Wunsch nach Veränderung dieses Zustands entsteht, gilt zuerst zu ergründen, was ihn herbeigeführt hat und was ihn bis heute erhält. Im Jahre 2005 hat Dan Diner sich erneut aus westlicher Sicht darum bemüht; während er einen „Stillstand in der islamischen Welt“ immerhin analysiert, markiert Ohligs Sichtweise den Stillstand und analytischen Tiefstand in der „christlichen“ Welt.

Die religiösen Hintergründe wurden bereits durch die ältere deutsche Islamwissenschaft und Arabistik, im Verbund mit dogmenkritischer liberaler Theologie zu Ende des 19./Anfang des 20. Jh. aufgedeckt. Beide hatten damals weltweit einen guten Ruf auch unter Muslimen, weil sie nicht Argumente gegen den Islam suchten, sondern gegen die traditionelle Bibelauslegung im Interesse einer Aufklärung der jüdisch-christlichen Religionsgeschichte. Diese inhaltliche Tradition brach mit Ende des 1. Weltkriegs ab und wurde (in Anlehnung an die Indogermanistik statt an die dogmenkritische Theologie) durch eine vorwiegend philologische Islamwissenschaft ersetzt, von der seither keine christliche Konfession mehr ernstlich kritisiert zu werden befürchten muss.

Einschub: Zusammengefasst (wenn auch nicht erschöpfend vollständig) kann das Fehlen historisch-kritischer Traditionen im Islam verstanden werden als *Folge* der Entstehung des Islam aus verschiedenen Strömungen der Hochreligionen (insbes. einer judenchristlichen in Abgrenzung gegen das adoptianische Christentum), und dem abrahamitischen anikonischen Höhenkult der blutrechtlichen Stämme. Daraus entstand eine neue, bis dahin nicht existierende religiöse Tradition, die unvermeidlich zahlreiche Widersprüche barg. Die nachprophetische Verdrängung christlicher Wurzeln und „islamische“ Dogmatisierung als Überlebensstrategie angesichts eines militant erstarken trinitarischen Christentums verdrängte die Widersprüche und verfestigte sie dadurch weiter. Dennoch blieben bei der Vereinheitlichung der verschiedenen muslimischen (d.h. sich vom beigesellenden Christentum abwendenden, lossagenden) Strömungen zum „Islam“ religiöse Traditionen einflussreich, welche im Christentum ausgelöscht wurden.

Im Zuge der Dogmatisierung kam es zu zwei bisher unversöhnten „islamischen“ Glaubensrichtungen: Schiiten = *die Partei Alis* (die Anhänger der sich in männlicher *Genealogie* von Ali ableitenden Imame, welche über die Toch-

ter des Propheten als dessen einzige Blutlinie gilt) und Sunniten, die der Sunna = Lehre des Propheten in *geistiger Anhängerschaft* folgen. Innerhalb des Sunnitentums entstand ein von der gemäßigten Hauptströmung abweichender, streng puritanisch-monotheistischer Islam (heute *wahabitisch* genannt), welcher dem zentralen monistischen Islam (Sufitum) feindlich gegenübersteht. Da 'der Islam' aus der Integration all dieser Elemente bestand, wurde das 'einigende Band' eine immer stärkere Sakralisierung aller Lebensbereiche, die schließlich eine Eigendynamik entwickelte. Angesichts dessen musste eine Trennung in geistliche und weltliche Angelegenheiten (Säkularisierung), welche im Abendland um sich griff, bedrohlich erscheinen. Dies trug mit dazu bei, dass die westliche Dynamik der Verschwisterung von profitsteigernder Eigentumswirtschaft (Privateigentum), Kriegführung und Theologie, wie auch die als Gegenbewegung im Gefolge des Buchdrucks entstehende Reformation und Aufklärung, nicht zum Tragen kam. Der Orient blieb wesentlich feudal und wurde weitgehend vom Westen kolonialisiert.

Dies ist bei weitem nicht der einzige Punkt, in dem Ohlig selbst [2006] die historisch-kritischen Fakten missachtet und unterschlägt. Wer die Gründe für den Ist-Zustand begreift, wird vorsichtig damit umgehen, und ihn nicht in westlich-christlicher Überheblichkeit als Mangel und Schwäche der anderen anprangern. Kritische Textexegese setzt historisch-kritisches Bewusstsein voraus, und wie Diner [227 ff.] hervorhebt, ist die Vorstellung dessen, was heute im Westen unter *Geschichte* verstanden wird, an einen anderen Begriff von *Zeit* gebunden, der als Ergebnis der Aufklärung in Europa erst Mitte des 18. Jh. begriffsgeschichtlich erscheint. Als problematisch bezeichnet deshalb Diner [232] schon allein die Übertragung der am westlichen Denken ausgebildeten Nomenklatur von *Zeit* und *Zeitenfolge* auf andere Verhältnisse.

So ist es kein gutes Zeichen, wenn Ohlig [2006] sich berufen fühlt, von anderen „historisch-kritische Exegese“ einzufordern, und die FAZ dafür sogar die Reaktion der muslimischen Welt auf die Papstrede bemüht, aber die zu ihr im Westen erschienenen kritischen Stellungnahmen unterschlägt [Literatur zur Papstrede siehe Internet].

Inzwischen hat Papst Benedikt XVI., vormals Joseph Ratzinger, ein Buch über Jesus geschrieben, in dem er die historisch-kritische Methode vernunftreich fordert und zugleich unter Beweis stellt, dass er ihrer unkundig ist oder sie anzuwenden sich weigert, bzw. als Historie ihm nur solche und nur dann brauchbar dünnt, wenn sich damit das Geschichts- und Jesusbild der katholischen Kirche retten lässt [vgl. Lüdemann].

Derzeit ist gut zu verstehen, wieso muslimische Gelehrte wenig Neigung verspüren, mit dem Papst zu argumentieren, etwa über eine Hellenisierung des Islam, die im 10./11. Jh. von ihm in Gestalt der Mutaziliten aus Überle-

bensgründen zurückgedrängt und verketzert wurde. Selbstverständlich wissen muslimische Gelehrte, was Scholastik ist und wie der Westen es anstellt, seine Feinde, wenn sie sich erstmal auf diese Ebene des Kampfes eingelassen haben, mit „Palaver-Pluralismus als die westliche Form des reaktionären Fundamentalismus“ [Lüling 2007, 446] in die Verteidigung zu drängen.

Für die katholische Kirche ist der Islam nicht etwa deshalb ein ständiges Ärgernis, weil ihm (tatsächlich) historisch-kritisches Bewusstsein fehlt – das fehlt vielen anderen Religionen ebenso, worüber sich aber niemand aufregt –, sondern weil im Islam trotz aller Verdrängungen jenes frühere nicht-adoptianische Christentum konserviert blieb, welches die katholische Kirche verfälscht und verketzert hat. Das Ärgernis des Westens entzündet sich also an einem Spannungsverhältnis: Vom einen (kritische Textexegese) hat der Islam zu wenig, vom anderen (ursprüngliches Christentum) zu viel. Deshalb haben ‘Islamwissenschaftler’ im Schatten der Theologie und der Orientpolitik des Vatikans lieber Verbesserungsvorschläge für andere als für sich selbst; sie entbehren jener selbst-kritischen Motivation der früheren, weitgehend protestantischen liberalen Theologen, denen es bei ihrer Islamforschung um eine Entdogmatisierung und um eine Überwindung der Konfrontationen ging.

Diese Wertschätzung vermisst man derzeit; Ohligs [2006] Forderung, die westliche Forschung habe reformorientierten innerislamischen Ansätzen „zuzuarbeiten“, hat agitatorischen Charakter mit missionarischem Impetus [ähnlich: Sinai 2006], bei dem es ihm überhaupt nicht um den Islam geht (wie auch Tilman Nagel [2007] erkennt), sondern um den Versuch, von christlicher Seite Kontrolle und Einfluss auszuüben auf das, was mit ihm und in ihm geschieht. Diese Absicht spricht so deutlich aus Ohligs Beiträgen, dass starke Rückendeckung zu vermuten ist.

Wenn T. Nagel Recht damit hätte, dass Ohligs wissenschaftliches Anliegen sei, „Zeugnisse eines nicht-trinitarischen Christentums aufzuspüren“, bestünde hier paradoxerweise eine Übereinstimmung zur Entdeckung durch die kritisch-liberale Islamwissenschaft protestantischer Theologen, dass ursprüngliches Christentum im Islam bewahrt worden ist. Doch den Nagel auf den Kopf trifft man erst bei der Prüfung, was bei dieser Absicht herauskommt: Während die protestantischen Theologen aufzeigten, dass sich zwar eine frühe Christologie, aber kein personaler Jesus nachweisen lässt, konstruieren die Saarbrücker einen Islam, dessen Prophet ein „Epitheton von Jesus“ ist. Darin gipfelt geradezu der Sinn der jahrzehntelang betriebenen Beschränkung auf reine Philologie in den Islamwissenschaften: Man erkennt ein Programm zur Rettung dogmatischer Kirchengeschichte und kein Interesse an deren Aufklärung. Die religionsgeschichtlichen Ideen der Saarbrücker stützen aufs Schönste die Interessen der katholischen Kirche.

Es ist der islamischen Welt zu wünschen, dass sie sich davon nicht beirren und nicht instrumentalisieren lässt, sondern erkennt, dass der Westen die Aufklärung islamisch-christlicher Religionsgeschichte nicht gepachtet hat. Zahlreiche muslimische Gelehrte haben längst begonnen, historisch-kritisch zu denken [s. Literatur]; wenn sie dies endlich auch in aller Offenheit dürfen, ohne bedroht zu werden, wenn sie Verdrängungen und Verfälschungen in der Entstehungsgeschichte des Islam (und damit des Christentums) dogmenkritisch aufarbeiten – und so den spirituellen Kern ihrer Religion stärken –, das Stauen im Westen wäre groß.

2. Verhinderung des Reformdenkens

Ebenfalls schwer getrübt ist Ohligs Blick [2006], wenn er den Mangel an „historisch-kritischem Umgang mit den Quellen in der Islamwissenschaft“ beklagt, denn es gibt diesen „Umgang“ sehr wohl, nur wird er seit Jahrzehnten in der Fachwelt totgeschwiegen. Neben Ignaz Goldziher (einer der wenigen, der kein protestantischer Theologe, sondern Jude war) haben andere philologisch wie theologisch jene Aufklärungsarbeit geleistet, die heute den Weg aus dem christlichen und muslimischen fundamentalen Fanatismus weist. Die Namen und Leistungen der wichtigsten Reformdenker sollen hier nicht wiederholt werden, sie finden sich u.a. in Lülings Artikel [2007]. Ohlig weiß sehr wohl, dass Lüling der bisher letzte Theologe und Islamwissenschaftler in der Kette jener Reformdenker der Aufklärung ist, die „historisch-kritische Koran-Exegese“ betrieben.

Dass es eine solche „leider [bis heute] nicht gibt“ [Ohlig ebd.], ist also unwar; damit unterschlägt Ohlig, dass der „Aufruf zu einem historisch-kritischen Umgang mit den Quellen“ ganz wesentlich von eben diesen Autoren ausging, welche zugleich kritische Theologen waren – weshalb sie aus der Islamwissenschaft ausgegrenzt wurden. So suggeriert Ohlig dem ahnungslosen Leser, es sei in der Islamwissenschaft seit Goldziher nichts Wichtiges hinsichtlich eines solchen Umgangs mit den Quellen veröffentlicht worden. Wenn er dann beiläufig spricht von „einzelnen Beiträgen, die hierzulande nicht oder nur marginal rezipiert wurden“, so gehören dazu ganz wesentlich Lülings Arbeiten. Mit seiner Formulierung vertuscht Ohlig, dass seinerseits kein Interesse besteht an dem Bekanntwerden dieser immer noch weithin unbekannt und umwälzenden Thesen; und er so mit dazu beiträgt, dass Lüling in den Seminaren der Universitäten und in den Medien kaum zur Kenntnis genommen wird.

Wenn Ohlig auf Lüling hinweist, dann verkürzt und verfälscht er ihn [s. Bothmer u.a., 33] oder benutzt ihn als Steigbügel mit der herabsetzenden, aber ohne Beweise bleibenden Behauptung, Lülings „stark hypothetische“ Thesen

seien durch Luxenberg „bestätigt“ worden, „wenn auch von ganz anderen methodischen Ansätzen her“ [Ohlig 2006a]. Damit wird der Wert von Lülings Arbeit einerseits heruntergespielt, andererseits für Luxenberg vereinnahmt. Ohlig verdreht wider besseres Wissen die Tatsachen und glättet damit nicht nur, sondern unterstützt weiter die wissentlich falschen Behauptungen Luxenbergs: Dieser hatte in seinem erstem Buch Lülings Arbeit überhaupt nicht erwähnt, obwohl er sie kannte, und sich als der Erste bezeichnet, der die dia-kritischen Punkte für die Textrekonstruktion heranziehe [vgl. Müller 2003]. In der zweiten Auflage seiner *Syro-aramäischen Lesart des Koran* kanzelt er Lülings Werk in zwanzig Zeilen als einen „Essay“ ab, der „im Ergebnis nur selten überzeugen“ konnte [ebd., 20]. Unter deutschen Wissenschaftlern wäre dies eine arge Beleidigung, doch Luxenberg ist keiner und baut vielleicht darauf, dass seine Leser Lülings Werk genauso wenig kennen wie er oder zu korrumpiert sind, um sich zu dessen Kenntnis zu bekennen.

In einer Kritik an den Thesen Ohligs und Luxenbergs zieht Tilman Nagel (*1942), Prof. für Arabistik und Islamwissenschaften an der Universität Göttingen, paradoxerweise genau die gleiche Argumentation heran wie Ohlig: Die Luxenbergschen Hypothesen seien „schon in Lülings Arbeiten vorgeprägt“ und „Lüling [hätte] Luxenbergs Ideengeber sein können“ [Nagel]. Wieder werden Unterschiede zwischen beiden nicht deutlich gemacht; wohl aber bringt Nagel eine gewisse Wertschätzung für Lülings Werk zum Ausdruck und erkennt, dass Luxenberg Lülings Arbeiten „für sich zu reklamieren“ versucht.

Wie in unserem sog. Rechtsstaat etwas wie Lülings Rausschmiss aus der Wissenschaft bewerkstelligt wurde durch rechtsstaatferne Methoden und Mit-Machenschaften führender Arabisten, hat dieser selbst bereits in wesentlichen Zügen geschildert [Lüling 2007]. Hier sei deshalb nur vermerkt, dass der sich dabei zeigende Beamten-Karriere-Filz (aus Professoren, Justiz, Kirche und Staatsapparat) keineswegs ein Einzelfall an deutschen Universitäten ist; aber da er jedes Mal das Schicksal einer einzelnen Person und ihrer Familie schmerzlich bestimmt, bleibt den wenigsten die Kraft, trotz aller Widrigkeiten damit noch an die Öffentlichkeit zu gehen und ihre Arbeit fortzusetzen.

Nur indem sie wiederholt und mutig die getätigten Ungerechtigkeiten benennen, gelangen diese als Unerhörtes ins gesellschaftliche Bewusstsein und bleiben in Erinnerung. Stets gibt es dann einige ‘Schnösel’, die darin abwertend eine „Selbstdarstellung als Opfer konzertierter Verfolgungsmaßnahmen“ (s.u.) argwöhnen und den Blick abwenden von dem gesellschaftlichen Skandal, warum und dass solches geschah und immer noch geschieht – und es damit wiederum ermöglichen. (Veröffentlicht haben ihren Fall u.a. Hubertus Mynarek und Prodosh Aich.)

Nachdem Lüling aus dem Universitätsbetrieb gedrängt und seine wissenschaftliche Laufbahn damit beendet war, veröffentlichte er seine Werke im selbst gegründeten Verlag seiner Frau Hannelore Lüling.

Bereits 1979 schrieb in der FAZ Dr. Harald Vocke (studierter Arabist, † 2007), Lülings Hauptwerk, der *Urkoran*, sei so beschämend für die Häupter der Koranwissenschaft in Europa, dass sie deswegen das Werk noch immer totschwiegen. Daran hat sich bis heute nicht allzu viel geändert.

Lülings 2003 erschienenes Werk *A challenge to Islam for Reformation (Eine Herausforderung an den Islam zur Reformation)*¹ ist eine Neubearbeitung seines *Ur-Koran* und wurde vom Autor selbst auf Englisch geschrieben. Auch diese 648 Seiten starke und inhaltsschwere Arbeit wurde von den Medien und Islamwissenschaftlern in Deutschland kaum beachtet. Das Buch erschien in Dehli, damit es in der muslimischen Welt preiswert zu bekommen war. Lüling hat hier eine profunde Unterstützung der reformatorischen Kräfte im Islam vorgelegt; dass Ohlig dies verschweigt, entlarvt seine Forderung danach als interessengeleitete Polemik.

Journalistisch gewürdigt wurde *The Challenge* bisher von Wolfram Günter Lerch [2005] und Harald Vocke [2003], dessen Beitrag jedoch die Sache (durch redaktionelle Zensur?) derart verzerrte, dass Lüling auf sechs Seiten eine Richtigstellung formulierte, die bisher nicht publiziert ist. Dass Lülings Werk nicht nur die „Frage der Herausbildung frühchristlicher Dogmatik“ neu entzünden könnte, sondern eine darüber hinausgehende Bedeutung hat, erfasst Piotr O. Scholz (Professor für Archäologie des orientalischen Christentums und außereuropäischen Kunstgeschichte) in seiner Besprechung: Er betont, dass die „kaum in Abrede zu stellenden Ergebnisse“ der langjährigen Forschung von Lüling „zweifelsohne immer noch diskussionswürdig“ sind, und sich damit einerseits „eine Dialogebene“ mit dem Islam eröffnet, andererseits „eine Konfrontation, besonders mit den Fundamentalisten“ [Scholz].

Ob ein 2003 in der *Neuen Zürcher Zeitung* erschienener Text von Nicolai Sinai als Rezension dieses Werkes gedacht war, lässt sich schwer sagen, es wird jedenfalls am Schluss als solches aufgeführt; worum es darin geht, erfährt der Leser nicht. Bereits die Überschrift: „Auf der Suche nach der verlorenen Vorzeit – Günter Lülings apokalyptische Koranphilologie“ lässt ahnen, dass der Autor Sinai mit dem Werk Lülings nicht nur nichts anzufangen weiß, sondern es mindestens schlecht kennt. (Der Autor studierte Arabistik und Philosophie, ist Schüler von A. Neuwirth und arbeitet an seiner Dissertation über frühe Korankommentare aus dem 8. bis 10. Jh.). Er schreibt:

¹ Der indische Verlag bot das Buch zu einem erschwinglichen Preis an, doch angelsächsische Händler verkauften es zunächst zu horrenden Preisen; dann hieß es, das Buch sei vergriffen. Man versuche es unter: Motilal Banarsidas, Fax: 0091/11/ 25797221, email: mlbd@vsnl.com oder nab@vsnl.in

„Trotz allen Vorbehalten gegen Lülings Arbeit bleibt festzuhalten, dass seine Verbindung von couragierten Geschichtskonstruktionen, philologischer Detailarbeit und religionsgeschichtlicher Breite Tugenden exemplifiziert, die der Koranwissenschaft nur zu wünschen sind. Lülings Thesen riskieren viel – und gerade darum hätte eine detaillierte Diskussion seiner Forschungen eine überaus befruchtende Wirkung ausüben können. Eine Rezeption seitens der Fachwissenschaft ist leider weitgehend ausgeblieben, Lüling selbst verließ nach der Promotion unter dubiosen Umständen die Universität. Auch wenn seine Selbstdarstellung als Opfer konzertierter Verfolgungsmassnahmen sich mit verdächtiger Folgerichtigkeit in sein Geschichtsbild fügt – Tatsache ist, dass in der deutschen Islamwissenschaft, anders als in der Biblistik, wenig Platz für einen den Konsens der Experten in Frage stellenden Aussenseiter zu sein scheint.“ [Sinai 2003; Hvhg. ZAM].

Was so eloquent 'lobend' daherkommt, ist eine salonfähige Form des Niedermachens: Wenn Sinai es für bedauerlich hält, dass Lüling von der Fachwissenschaft nicht rezipiert wurde, warum holt er es nicht endlich nach in seinen Besprechungen, in seiner Arbeit am Institut und in der Zusammenarbeit mit A. Neumann, oder macht sich zumindest stark dafür? Weshalb die Rezeption ausblieb, verrät der Autor nicht, es sei denn, er will andeuten, Lüling sei selbst schuld gewesen, da er die Universität verließ, und zwar „unter dubiosen Umständen“. Die „Dubiosität“ lag also bei Lüling und nicht bei der Universitätsmafia? Die 'Apokalyptik' seiner beruflichen Laufbahn entspricht seinem Geschichtsbild? Wer so etwas schreibt, ist entweder auf der Karriereleiter der Abhängigen oder schlicht dumm. Dafür spricht auch, dass er Lüling als „Philologen“ und „Außenseiter“ bezeichnet, dem er den „Konsens der Experten“ gegenüberstellt. Lüling wäre demnach kein Experte? Vielleicht bemisst sich für Herrn Sinai Expertentum schlicht am Konsens; womit er traurigerweise auf dem besten Weg einer Universitätskarriere wäre. Er bewältigt hier bravourös das Problem, Lülings „befruchtende Wirkung“ [ebd.] keine Früchte tragen zu lassen.

Hier ist angesagt zu betonen, dass es sich bei all diesen skandalösen Vorgängen und Äußerungen keineswegs um persönliche Aversionen der deutschen Islamwissenschaftler und Arabisten gegen Lüling selbst handelt, sondern es geht um das Totschweigen der Grundthesen der alten Islamwissenschaft der Jahrhundertwende, die bereits Weltruf hatte, aber nach dem ersten Weltkrieg nicht fortgesetzt wurde.

„Die deutschen Arabisten und Islamisten, die unter dem Nationalsozialismus Karriere machten, haben bis in die 1980er Jahre den Inhalt ihrer Wissenschaft und die Geistesart ihrer Nachfolger bestimmt. Sie zeichneten sich aus durch 12 Jahre Feindschaft gegenüber jeder Art von

Theologie (liberal oder restaurativ) und nach 1945 durch anschließende Loyalität nur zur restaurativ-kirchlichen Theologie.“ [nach: Lülting 2003, unveröff.]

Den ehemaligen Nazis schien es als BRD-Professoren angebracht, ihren Frieden mit den restaurativen BRD-Kirchen zu suchen. Die meisten waren bereit, 'Kröten zu schlucken', um eine Professur zu erlangen und wollten sich diese teuer erkaufte Position nicht durch die Wahrheit 'verderben' lassen [ebd.].

Aber einige dieser Leute kannten noch die lange Tradition, in der Lülings Werk stand und erkannten seinen Wert: Dies zeigen die ursprünglich positiven Gutachten zu Lülings Dissertation durch den mit ihm gleichaltrigen Wolf-dietrich Fischer wie die dann folgende vehemente Ablehnung durch den Münchner Ordinarius für Arabistik, Anton Spittaler († 2003), dem Wortführer der reinen Philologie (mit keinerlei Interesse an Theologie), dessen Urteil sich die meisten fügten.

Erst mit dem Rausschmiss Lülings, des letzten noch aktiven Vertreters einer theologisch-kritischen Islamwissenschaft, war die Beförderung der liberalen kritischen Theologie zum „Außenseitertum“ in den Islamwissenschaft abgeschlossen und konnte diese in reiner Philologie verharren und ihren „Konsens“ zementieren.

Es gibt also nicht nur „fundamentalistische Projekte, die ausnahmslos jede Art von Nachdenken im Islam bekämpfen“ [Abdeljelil, nach Hackensberger]. Den Westen hätte viel mehr zu beschäftigen, was sich hier an fundamentalistischem „Palaver-Pluralismus“ [Lülting 2007] immer mehr breit macht.

3. Vom Konsens

Neuerdings gelangt die deutsche Islamwissenschaft zu neuer Medienwirksamkeit und weckt gelegentlich den Anschein, als wolle sie ihr selbstgemachtes Prokrustesbett verlassen; deshalb lohnt sich ein weiterer Blick auf die Äußerungen der dabei auftretenden 'Experten'.

Anlässlich einer *Diskussion im Deutschlandradio* am 9.8. 06 [DR] war u.a. Hartmut Bobzin (*1946) anwesend, Theologe, Semitist und Professor in Erlangen, außerdem gut vertraut mit Lülings Thesen und dem Vorgehen gegen ihn (wie Lülting war er ein Schüler von W. Fischer); doch unterließ er öffentliche Äußerungen dazu. Nicht zuletzt dies brachte ihm die zeitweise Prorektur der Universität ein und die Mitgliedschaft in der *Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. Unkenntnis kann er für sich nicht geltend machen; er glänzte mit Dreistigkeit, als er sagte [DR]:

„Lülting [...] hat vor vielen, vielen Jahren ein Buch verfasst über den Urkoran. [Er] wollte nachweisen, dass es sich hier also um syrische Kirchenhymnen oder wenigstens ursprünglich syrische Texte handelt.“

Dies stimmt zwar absolut nicht, ist haarsträubender Unsinn, aber wer wird das merken? Von den dabei sitzenden Islamwissenschaftlern (Ohlig, Neumann, Richter-Bernburg, Heine) widersprach keiner; entweder haben sie alle keine Ahnung oder niemand hat etwas dagegen, wenn einer aus der Zunft Lüling mit Falschaussagen in Misskredit bringt. Oder ist in ihren Hirnen schon Wansbroughs These von einer Entstehung des Koran in Syrien mit Luxenbergs syro-aramäischer Entstehung des Koran derart konglomeriert, dass sie sich in einer „syrischen“ Vokabel-Hypnose befinden? Jedenfalls schuf Bobzin eine Sprosse, auf welcher man im DR-Gespräch schnellstens zur „syrisch-aramäischen Lesart des Koran“ von Luxenberg gelangte.

Ähnliches geschah offenbar auf der Konferenz *Historische Sondierungen und Methodologische Reflexionen zur Korangenesse – Wege zur Rekonstruktion des vorkanonischen Koran* (Berlin 21.–25.1. 2004) mit der Frage „Was ist eigentlich der Koran?“ (finanziert von der Fritz-Thyssen-Stiftung, organisiert vom Seminar für Semitistik und Arabistik der FU Berlin und vom Arbeitskreis Moderne und Islam des Wissenschaftskollegs zu Berlin, geleitet von A. Neuwirth). Laut Michael Marx (Publizist und Mitarbeiter am Wissenschaftskolleg [2004]) haben „drei Gegenentwürfe“ (Crone u. Cook/ Lüling/ Luxenberg) zur bisherigen Textgeschichte des Koran die „Forschung in ein argumentatives Patt gesetzt, das die Grundlagenforschung am Koran häufig zu hemmen drohte.“

„Auch Günther Lülings Studie zum Urkoran, die durch eine neue englische Übersetzung erneut Aufsehen erregte, hatte eine Hypothese präsentiert, der zufolge der ursprüngliche Koran des Propheten auf judenchristlichen Strophenliedern beruhe, die der Prophet umgeschrieben habe und die dann von der späteren islamischen Tradition erneut abgewandelt worden seien.“ [Marx 2004]

Die Ansicht, dass der Prophet etwas umgeschrieben hätte, wurde von Lüling nie vertreten, wohl aber, dass der Prophet einen anderen Korantext gelesen hat, als den von der Orthodoxie nach dem Tod des Propheten herausgegebenen. Von solchen gravierenden Falschdarstellungen abgesehen, wird hier der irrige Eindruck vermittelt, Lüling wäre bis zum „Patt“ reichlich diskutiert worden, was ebenfalls nicht der Wahrheit entspricht. Schon gar nicht wurde wegen der drei „Entwürfe“ die „Grundlagenforschung am Koran“ gehemmt, sondern die Islamwissenschaft hat sich durch Vermeiden der Auseinandersetzung selbst gehemmt. Man kann hier sehen, wie es in der Wissenschaft gelingt, das Fehlverhalten einzelner Wissenschaftler kollektiv schönzureden und wie Wissenschaftler das Fehlverhalten ihrer Zunft beschönigen..

Verhindert wird, dass Lülings Werk in offener wissenschaftlicher Diskussion Teil eines Auseinandersetzungs- und Erkenntnisprozesses wird. Tatsächlich wurde in den letzten 40 Jahren keine Passage oder These Lülings disku-

tiert. Am 'Fall' Lülings zeigt sich exemplarisch, was im universitären Beamten-Karriere-Filz möglich ist, wie tief einzelne Beamte dieses Apparates sinken, um zu steigen, und wie rücksichtslos reagiert wird, wenn der herrschende geistige 'Konsens' in Frage gestellt wird.

Auf einen 'Konsens' als gültige „Wahrheit“ wird sich gerne berufen, wenn man sich absichern möchte für den Fall, dass sich das eigene Verhalten irgendwann als Irrtum herausstellt. So betrachtet sind Paradigmenwechsel eigentlich nur die Übergänge von einem Konsens zum nächsten. Der gegenwärtige Zustand der 'Islamwissenschaft' zeigt aber, dass sie zuvorderst keinen Paradigmenwechsel braucht, sondern die Möglichkeit der wissenschaftlichen Wahrheitssuche in einem offenen Austausch. Dies hat sie auf jeden Fall mit der 'Geschichtswissenschaft' gemeinsam.

Der Konsens ist in sämtlichen Disziplinen des Wissens gewissermaßen die heilige Kuh (Konsens-Karriere-Kuh), die gefüttert, der geopfert und von der Schutz und Nahrung erwartet wird.

Damit komme ich zurück zur Verbindung von Islamwissenschaft und Theologie: Die drei monotheistischen Religionen streiten sich, weil sie sich alle im alleinigen Besitz der Wahrheit glauben, doch sind sie sich vollkommen einig in der Verdrängung und Verfälschung ihrer eigenen Entstehungsgeschichte und in der Bekämpfung jener, die am Konsens rühren. Nur im Sinne *dieses* Konsens hätte es Sinn gemacht, was Ohlig in *Deutschlandradio* behauptete: „Die Islamwissenschaften vertreten im Grunde die gleichen Auffassungen wie auch die muslimische Theologie“ [DR].

Allerdings wirft das kein gutes Licht auf die von ihm vertretene Islamwissenschaft, und der Islam hält solche Kumpanei für Satanswerk. Sollte Ohlig jedoch etwas anderes gemeint haben, hätte er eine erschreckende Unkenntnis offenbart und sich als Sprecher für eine neue Islamwissenschaft selbst disqualifiziert.

Dies wurde möglicherweise erkannt und deshalb Ohligs Satz als „reine Polemik“ [DR] empört zurück gewiesen von Lutz Richter-Bernburg (*1945), Semitist und seit 2000 Professor für Islamkunde am Orientalischen Seminar der Universität Tübingen, seit 2006 freigestellt für das Projekt „Kulturanthropologie des Christentums“ am Altertumswissenschaftlichen Kolleg der Universität Heidelberg und in den letzten Jahren beschäftigt mit den im Islam vorhandenen liberalen Tendenzen und aktuellen Reformversuchen in Ägypten und im Iran. Auch er scheint den (islamischen) Reformdenkern nicht in der Weise „substantiell zuzuarbeiten“, die Ohlig vorschwebt – sonst hätte der ihn doch wohl genannt.

4. Einig im Streit

Karl-Heinz Ohlig (*1938) promovierte 1969 in Münster in katholischer Theologie mit einer Arbeit zum neutestamentlichen Kanon. 1970 bekam er eine Professur für katholische Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule des Saarlandes und wechselte 1978 ins *Institut für Religionswissenschaft und Geschichte des Christentums*. Der Leiter des Instituts für Islamwissenschaft und Arabistik, Helmut Gaetje (inzwischen †), lehnte damals als Gutachter Lülings Habilitationsschrift pauschal ab. Als Gaetje das Institut derart heruntergewirtschaftet hatte, dass es geschlossen wurde, weil keine Schüler mehr kamen, unterstellte man das verbliebene und arbeitsrechtlich nicht entlassbare Personal Ohlig, der einst von Gaetje berufen worden war. Von da an bis zu seiner Emeritierung leitete Ohlig den „Forschungsbereich Frühislam“ an der Universität des Saarlandes und gilt seitdem nicht nur bei *wikipedia* als „international renommierter Islamspezialist“.

Die Antwort auf die Verwunderung, was es bedeutet, wenn ein katholischer Professor und geweihter Priester, der nach Ansicht von Insidern gar kein Arabisch kann, damit beauftragt wird, eine Schar von Islamisten zu betreuen, liegt in der oben geschilderten Entwicklung der Disziplin.

Ohligs Veröffentlichungen zu christlichen Themen haben wiederholt zu der irrigen Meinung geführt, er sei im Clinch mit der kirchlichen Hierarchie und der Lehre; dabei wird unterschätzt, wie groß das Integrationspotential der Kirche ist, solange es ihren Interessen dient.

Infolgedessen hat Ohlig kein Problem damit, in diversen Zeitungen (z.B. Kreuz-net, Imprimatur, Publik-Forum, FAZ) eine neue Art wissenschaftlicher Rezension seiner 'islamwissenschaftlichen' Werke zu begründen: Er schreibt sie selbst. Ob die anderen nicht wollen oder Ohlig sie nicht lässt, oder die Medien Order haben, nur Lobgesänge abzudrucken: Der kritische Blick eines Fachkollegen, Auseinandersetzung als Sinn jeder wissenschaftlichen Rezension, die Replik auf Repliken – all das entfällt. Dies ist um so erstaunlicher, weil die zentralen Thesen Ohligs und seiner Truppe von vielen Fachleuten nicht geteilt werden; doch es gibt nur wenig *kontroverse* Diskussion.

Zu Ohligs Personal gehörte von Anfang an Gerd-Rüdiger Puin (* 1940), der zusammen mit Ohlig *Die dunklen Anfänge* [2005] herausgab. Puin studierte Islamwissenschaften in Bonn und als erster Nicht-Muslim in Riad/Saudi-Arabien; er arbeitete nach der Promotion am Deutschen Orient-Institut in Hamburg. Seit 1972 am Institut für Orientalistik in Saarbrücken, war er nicht nur vertraut mit den Thesen Lülings, sondern ihnen sogar wohlgesonnen, behielt dies aber weitgehend still für sich. So mag man gern glauben, er halte viele der (neuen) extremen Interpretationen des Korans für keineswegs zwingend [Hackensberger], doch auch darüber schweigt er.

Er stieg auf vom Assistenten zum Akademischen Oberrat und war 1981–85 im Jemen als Leiter des vom Auswärtigen Amt in Millionenhöhe finanzierten Kulturhilfeprojekts *Restaurierung und Katalogisierung arabischer Handschriften*, bei denen es vor allem um die Restaurierung der ältesten bekannten Koranfragmente ging, wofür die Antikenverwaltung des Jemen um Hilfe gebeten hatte [dazu Bothmer/Ohlig/Puin]. 1985 übernahm der ebenfalls inzwischen wieder in Saarbrücken lehrende Kunstgeschichtler, Archäologe und Semitist Hans-Caspar Graf von Bothmer die Leitung.

Gemessen an den Millionen-Kosten des Projekts hört man erstaunlich wenig davon. Noch 2003 wartete laut dem Islamforscher Ludwig Ammann (Kulturwissenschaftliches Institut Essen) die Zunft „sehnsüchtig auf wenigstens eine kritisch edierte Seite“. Ganz so groß scheint die Sehnsucht aber bei den meisten gar nicht zu sein, denn eine kritische Edition wird keineswegs vehement von den in Frage kommenden Wissenschaftlern öffentlich eingefordert. Liegt der Grund etwa darin, dass die Möglichkeit einer „aramäischen Lesart“ in ihren Köpfen spukt, doch die wenigsten noch Aramäisch beherrschen?

Das, was von den ältesten Koranfragmenten nach Deutschland gelangt ist, wird vorwiegend in Saarbrücken bearbeitet, wo man sich damit einen internationalen ‘Ruf’ schafft. Hier wird etwas Ähnliches versucht, wie es Eisenman/Wise [12] für die Qumranrollen-Edition feststellten: „Kontrolle über die unveröffentlichten Handschriften bedeutet Kontrolle über das ganze Fachgebiet“, „über weiterführende wissenschaftliche Forschung“ und „neue Lehrstühle und Positionen [...] auf diesem Gebiet“, sowie über „alle Rezensionen, Publikationskomitees, Redaktionsvorstände“; so werden „wissenschaftliche Superstars geschaffen“, so wird die „Interpretation der Texte gesteuert“ [ebd. 12].

Rund 15.000 Dokumente wurden bisher gereinigt, sortiert und niedergelegt im *Yemen house of manuscripts*; diese Fragmente enthalten ca. tausend verschiedene Korankopien. Angeblich wurden rund 30.000 Fotos von den Manuskripten angefertigt [Geissinger]. Bisher sind nur wenige veröffentlicht; die UNO hat eine CD mit Aufnahmen herausgegeben, einige Fragmente sind im Internet zu sehen (Sanaa manuscripts Unesco).

Den Saarbrücker Vorlesungsverzeichnissen der letzten Jahre ist zu entnehmen, dass die Kollegen Puin, Bodmer, Ohlig und Malki gemeinsam veröffentlichen, vorstellen und Vorlesungen halten (u.a. im Studiengang Historisch orientierte Kulturwissenschaft) über die frühen Koran-Manuskripte und den darin angeblich erkennbaren Einfluss des Aramäischen. Zu dieser These von Luxenberg schrieb Ammann bereits: „Über die Qualität der Luxenbergschen Lesart können nur erfahrene Semitisten urteilen.“ Und diese vier sind keine Semitisten.

Auf der Berliner Konferenz *Historische Sondierungen und Methodologische Reflexionen zur Korangeneses – Wege zur Rekonstruktion des vorkanonischen Koran* (21.–25. 1. 2004) sprach Puin sich dafür aus, das Orthographiesystem der ältesten Handschriften besser zu erfassen.

Im Jahr 2007 gründeten die Saarbrücker *INĀRAH* das *Institut zur Erforschung der frühen Islamgeschichte und des Koran, e.V.* [s. Müller 2008]. Den Vorstand bilden Ohlig, Puin, Volker Popp und Markus Groß, der einst in Saarbrücken als Elektro- und Informatikingenieur über Computergraphik und Bildanalyse promovierte und inzwischen international anerkannter Professor für Informatik, seit 1994 Direktor des Laboratoriums für graphische Datenverarbeitung an der ETH Zürich ist – eine Qualifikation, die zweifellos für die computergestützte Verarbeitung alter Handschriften ideal ist.

Im Januar 2007 begann auch die *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften* mit einem Langzeitvorhaben zur Dokumentation früher Koranhandschriften und zur historisch-kritischen Kommentierung des Korans im Kontext der spätantiken Religionsgeschichte. Einer der Partner in diesem Projekt ist Puin [Siebert]. Ob dies eine Zusammenarbeit mit *INĀRAH* bedeutet oder beide Gruppen im Saarland und Berlin letztlich getrennt agieren, ist mir derzeit nicht bekannt. Jedenfalls stellt Sinai [2006] dem „Modell einseitiger Zusammenarbeit“ (womit er auf Ohligs oben genannte Forderung anspielt) den „auf die Lokalisierung von Gemeinsamkeiten ausgerichteten Dialog“ gegenüber. Käme letzterer zustande, sparte das Steuergelder; ob das im Ergebnis bloß einen neuen „Konsens“ oder eine fruchtbare wissenschaftliche Auseinandersetzung fördert, bliebe abzuwarten.

An der Sousse Universität in Tunis will Moncef Ben Abdeljelil, Professor für Literatur und Humanwissenschaften, Reformator des tunesischen Erziehungswesens und Professor an der Aga-Khan-Universität London, mit einem Team seiner Schüler eine textkritische Koranedition erstellen, die eine Anzahl verschiedener Lesarten der Sanaa-Manuskripte sowie der ältesten existierenden Koranmanuskripte enthalten soll. Im August 2003 äußerte er sich bei einem Seminar der Konrad-Adenauer-Stiftung über *die Moderne und Islam im Nahen Osten* in Beirut noch relativ freimütig über seine Forschungsergebnisse. Inzwischen ist er zurückhaltender:

„Wir reden nicht über dieses Projekt. Wir sind mit zwei Suren fast fertig, der ‚Fatiha‘ und der ‚Bakara‘, die wir bald veröffentlichen wollen, und dann werden wir die Reaktionen sehen“ [Siebert 2005].

Die Saarbrücker Islamwissenschaft stützt sich in erheblichem Maße auf die von Volker Popp vorgenommenen Inschriftendeutungen auf Münzen und seine daraus hervorgehenden Vermutungen (die ein andermal dargestellt werden müssen). Popp hat bei dem Sprachwissenschaftler Prof. Helmut Humbach eine Weile Indogermanistik und (im Zusammenhang damit üblicherweise)

auch Persisch studiert. In jahrelangem Orientaufenthalt entwickelte er sich zum Münzhändler und -sammler und nennt sich nun „Islamwissenschaftler und Turkologe“. Das heißt, er spricht möglicherweise Arabisch als Umgangssprache, hat aber nicht sog. Klassisches Arabisch studiert (mit dem sich selbst Araber schwer tun).

Popp ist von den Genannten als Einziger frei vom Beamtenkonsens einer Universitätskarriere. Stephan Heidemann [2007] nennt ihn „einen ‚agent provocateur‘ im besten Sinne, der die wissenschaftliche Diskussion durch Polemik anregen möchte“. Heidemann (Semitist, Priv.Do. am Lehrstuhl für semitische Philologie und Islamwissenschaft der Universität Jena), der 2005 wegen seiner Verdienste auf dem Gebiet der islamischen Numismatik von der *Royal Numismatic Society* geehrt wurde, bezeichnet mit erfrischender Offenheit die von Ohlig und seinen Mitstreitern vertretenen Thesen als Wissenschaft befruchtenden „Skeptizismus“ und „akademische Herausforderung“, nennt sie „zugespitzten Revisionismus“ und „eine Art Verschwörungsthese“ [ebd.]. Verstehe ich Heidemanns kenntnisreiche numismatische Kritik an Popp richtig, so ergeben sich diese Vorwürfe daraus, dass nicht nur „Geld in seiner Gestaltung konservativ“ ist, sondern auch Heidemanns traditionelles widerspruchsfreies Bild islamischer Geschichte, das keine Ungereimtheiten zeigt, wo Popp welche argwöhnt. Manche Gedanken Pops berühren Fragen, mit denen sich bereits chronologiekritische Forscher beschäftigen, deren Arbeiten er jedoch nicht zu kennen scheint. Auch von Heidemann wünscht man sich nach über 20 Jahren Geschichts- und Chronologiekritik in Deutschland etwas mehr Skeptizismus, besonders weil er einer der wenigen ist, die derzeit durch archäologische und wirtschaftswissenschaftliche Forschung zum Islam aufpassen.

Als zentrale Figur im Saarbrücker Spiel ist der Schreiber mit dem Pseudonym Christoph LUXENBERG zu nennen,

(„was soviel bedeutet wie »Christusträger Lichtenberg«. Was will unser imaginärer Experte denn damit andeuten? Offenbar entlehnte er diesen Namen dem Freimaurer Christoph Lichtenberg“ [answering]).

Er wird in den Medien meist als „deutscher Semitist“ bezeichnet. Luxenberg hat in Heidelberg bei Anton Schall promoviert, in Saarbrücken hat ihn der oben genannte Prof. Gaetje dann als Lektor angeworben. Ob sein Pseudonym nötig ist, um ihn wegen der „Brisanz“ seiner Veröffentlichungen vor Angriffen zu schützen, wird mittlerweile von vielen bezweifelt; andere kritische Islamforscher benutzen schließlich auch keines. Hartmut Bobzin murmelte im *Deutschlandradio*, es gehöre „eigentlich zu den heutigen Standards der Wissenschaft, dass man mit offenem Visier arbeitet“.

Vor allem schützt das Pseudonym vor der kritischen Auseinandersetzung mit den Islamwissenschaftlern. Außerdem entstand dadurch anfangs der Ein-

druck, als hätte Luxenberg seine Vermutungen über die ursprüngliche Schreibung bestimmter Buchstaben im Koran ganz in Unkenntnis der ältesten Koranfragmente bzw. unabhängig von den diesbezüglichen Forschungen der Saarbrücker entwickelt, so dass beide Thesen unabhängig voneinander gewonnen und sich gegenseitig zu stützen schienen. Diese Annahme findet sich noch 2004 in der Luxenberg-Kritik des Niederländers Richard A. Kroes [vorletzter Absatz].

Wenn Luxenberg gelegentlich in islamwissenschaftlichen Kreisen als „Scharlatan“ bezeichnet wird [vgl. Burgmer, 195], so deshalb, weil er wissenschaftlich unredlich arbeitet: Er schreibt sich Verdienste anderer zu [vgl. Müller 1-03], diffamiert diese (s.o.), verbreitet enorm strittige Thesen im Schatten anderer Leute, stellt sich nicht der wissenschaftlichen Diskussion und ignoriert damit sogar jene Wissenschaft, für die er seine Behauptungen aufstellt, wie auch deren Fachleute. Laut Ammann bescheinigte der Semitist Simon Hopkins (*Jerusalem Studies in Arabic and Islam*) Luxenberg „schlechte Methodik, hanebüchene Philologie und exegetische Kapriolen“.

Er findet aber auch euphorische Unterstützung, vor allem in den Vereinigten Staaten. So lobten die beiden Autoren Phenix und Horn (theologische Fakultät der *University of St. Thomas/St. Paul*) ohne irgendeinen Hinweis auf entsprechende frühere Forschungen in der Islamwissenschaft (und ohne deren Kenntnis?) Luxenbergs erstes (!) Buch bereits mit dem Satz:

„Wenn biblische Gelehrsamkeit irgendeine Bedeutung hat, ist durch dieses Werk die Zukunft der Koran-Forschung mehr oder weniger entschieden.“ [Übers. ZAM]

Prof. Dr. Thomas Bauer, seit September 2006 am *Institut für Arabistik und Islamwissenschaft* in Münster, ist aus seiner Studienzeit in Erlangen mit Lüling und seiner Arbeit bekannt. Er hält so wenig von den Thesen Ohligs und Luxenbergs, dass er in einem Leserbrief schrieb, diese würden an seinem Institut keinen Seminarschein einbringen und Luxenbergs Methodik sei nichts weiter als „der reinste Aberwitz, und wahrscheinlich gerade deshalb so medientauglich“ [2006, 31]. Dennoch hat er diesen „Aberwitz“ noch in keinem Artikel verrissen – vielleicht aus Angst, seine Energie zu verschleudern? Seit kurzem ist er Stipendiat in Berlin beim Wissenschaftskolleg, welches Angelika Neuwirth leitet, mit der zusammen er bereits 2005 ein Buch herausgab.

Prof. Angelika Neuwirth studierte Arabistik, Semitistik und Klassische Philologie, ist seit 1991 Leiterin des *Seminars für Semitistik und Arabistik* der Freien Universität Berlin, und Mitglied des Kollegiums des Forschungsprogramms *Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa*, in dessen Rahmen sie gemeinsam mit Prof. Dr. Stefan Wild (Universität Bonn) das Teilprojekt „Der Koran als Text einer gemeinsamen Antike und geteilten Geschichte“ leitet.

Sie hat bei Anton Spittaler promoviert, mit einer Habilitationsschrift, die in islamwissenschaftlichen Kreisen eindeutig als Arbeit gegen Lüling bzw. seine Thesen verstanden wird (ausdrücklich keine Strophenlieder, kein Dialekt im Koran), Lüling selbst jedoch an keiner Stelle nennt. Neuwirths Thesen sind nach wie vor umstritten, Lüling reagierte darauf 1984 in der ZRGG.

Neuwirth äußerte im *Deutschlandradio* [DR] über die „neuen Korandeutungen“ des Saarbrückers Luxemburg: „Philologisch ist das für mich unannehmbar“; sie nannte es „herumexperimentieren“, und der ebenfalls anwesende Lutz Richter-Bernburg nannte es kurz und prägnant „Schnickschnack“. Wer nun aber erwartete, Neuwirth würde sich klar abgrenzen, da so eine Arbeitsweise die ganze Fakultät in Verruf bringt, durfte sich wundern. Tatsächlich rückte Neuwirth ihren Kollegen Richter-Bernburg gleich subtil zurecht, indem sie umständlich den Wert des wichtigsten Schnickschnack-Produzenten betonte: Luxemburg

„hat das Verdienst, das muss ich sagen, das sollte man ihm nie absprechen, er hat das Verdienst, uns wieder etwas in Bewegung gebracht zu haben, uns klargemacht zu haben, dass wir gerade die vorislamischen Traditionen wieder vermehrt in den Blick nehmen müssen. Das ist sicher ein Verdienst“ [DR].

In ihrer eigenen Vergangenheit liegt der Grund, warum sie nicht aussprechen kann, dass die Islamwissenschaft dies längst hätte haben können: Wenn nämlich die Arbeitsergebnisse der kritischen Theologie und der älteren Islamwissenschaft Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion geblieben bzw. nach dem Krieg wieder geworden wären, mit anderen Worten, wenn sich die Islamwissenschaft (und eben auch Neuwirth) auf den ursprünglich von Wolf Dietrich Fischer anerkannten Wandel durch Lülings Habilitation bzw. auf das „Wetterleuchten“ einer radikalen Wende [Nagel] durch Lüling eingelassen hätte. Dafür hat sich Neuwirth jedoch nie stark gemacht.

Doch entgegen aller früheren Gewohnheit hat sie in diesem Jahr erstmals davon gesprochen, dass der „Koran ein spätantiker Text in poetisch-arabischer Sprache“ sei. Dies war der Titel eines Abschlussvortrages, den sie auf einer Konferenz hielt, welche verschiedenen Aspekten der arabischen Sprache galt. Pikanterweise wurde die Konferenz (vom 2.7.–5.7.08) vom Lehrstuhl für Arabische Philologie an der Universität Erlangen veranstaltet zum 80. Geburtstag von Wolf Dietrich Fischer. Dass der Koran altarabische Strophenlieder enthält, diese also Poesie sind, ist eine von Lülings Thesen über den Urkoran, die Fischer zunächst sehr positiv befürwortet hatte; Lüling, war zu der Konferenz nicht geladen und wurde von Neumann in diesem Zusammenhang auch nicht erwähnt.

Insofern entsteht der Eindruck, dass genau jenes Universitätspersonal, welches Lülings Thesen jahrelang verdrängt und unterdrückt hat, sich nun all-

mählich einiger seiner Thesen bemächtigen und auf die eigenen Fahnen schreiben möchte. Man weiß, dass Lülings Thesen gut sind, hat ihn aber nicht nur selbst totgeschwiegen, sondern zusätzlich noch jahrzehntelang Studenten ausgebildet, die ihn in ihren Arbeiten nicht kennen oder diskutieren durften. Wo Jahrzehnte Zivilcourage fehlte, ist sie nun wohl eingegangen und ausgestorben? Müssen wir also damit rechnen, dass Neumann – und mit ihr andere 'Islamwissenschaftler' – demnächst den Koran „schon immer“ für Poesie gehalten haben, ohne Lülings Forschungen zu erwähnen? Ihr entgeht anscheinend, welch fürchterliches Jammerbild der 'Islamwissenschaften' (sich eingeschlossen) sie zeichnet: Wissenschaftler, die nicht in der Lage sind, Forschungen qualifizierter Islamwissenschaftler über die vorislamische Tradition (z.B. Lülings Werk) durch ihre fachkompetenten Mitglieder „in den Blick“ zu nehmen, sondern auf (Luxenbergs) „unannehmbare“ Experimente angewiesen sind [DR, s.o.], um irgendwie voranzukommen – wohin auch immer.

Die Medien danken ihr diese Haltung mit dem Hinweis, „radikale Thesen“ wie die „Ohligs und seiner Kollegen“ hätten schon oft „in Wissensgebieten, die Jahrzehnte lang stagnierten“, einen „Paradigmenwechsel“ eingeleitet [DR] – während doch in Wirklichkeit sie selbst, die Medien, lediglich das *gewünschte* Paradigma verbreiten, die Egomane der 'Wissenschaftler' an der einen Hand, die der Kirche an der anderen.

Um voranzukommen, leitet Neuwirth eine Arbeitsgruppe an der *Berlin-Brandenburger Akademie der Wissenschaften* mit dem Ziel einer kritischen Neuübersetzung des Koran, den sie – so ihre Dissertations- und Lieblingsthese – für ein „Gemeindepunkt“ hält. Ohlig griff diese Idee ebenfalls auf: „eine Fülle von Gemeindepunkten“ seien den ursprünglichen Offenbarungen hinzugefügt worden [in Bothmer u.a., 34].

Neuwirths Zustandsbeschreibung im *Deutschlandradio* [DR] lässt für das Projekt selbst wie für historisch-kritische Textexegese wenig Gutes hoffen:

Wir sind „in der Koranforschung eigentlich ein bisschen zu, wie soll ich sagen, zu leichtfertig auf die islamische Tradition wieder zurückgefallen. Das heißt, wir diskutieren die islamische Tradition über sich selbst, ja, während es ja darum geht, den Koran zu begreifen als eine Antwort auf Diskussionen und Debatten seiner Zeit.“

Zweifellos hat jede Übersetzung des Koran, wenn sie den zeitgenössischen Kontext – und damit die theologischen Aspekte – außer Acht lässt oder falsch deutet, stets eine einseitige und damit fundamentalistische Tendenz. Deshalb gilt es vor einer Neuübersetzung in offener Fachdiskussion erstmal historisch und theologisch zu klären, um welche „Zeit“ und welche „Gemeinde“ es denn geht und auf welche „Diskussionen“ der Koran antwortet. Dazu hat u.a. Lülting wichtige Arbeit geleistet, die bis heute nicht überholt ist und auf die man sich endlich besinnen sollte.

Stattdessen kommt Neuwirths Zögling Nicolai Sinai [2006] zu dem Ergebnis, dass „es allein auf der Grundlage des unpunktieren Schriftbildes durchaus möglich [sei], den Koran als spätantikes Kochbuch zu lesen“. Das möge er doch bitte vormachen, an Hand der unpunktieren Koranfragmente aus dem Jemen. Guten Appetit.

Zum Schluss allen hier Genannten einen Satz, den Ignaz Goldziher [1978] am 23. März 1892 in sein Tagebuch schrieb:

„Ich habe sie erlitten die Grausamen, Entmenschten. Die Gelehrten mit ihrer bodenlosen Eitelkeit, die Reichen mit ihrer verbrecherischen Herzlosigkeit, die Armen mit ihrer frechen Unbescheidenheit, allesamt wie Priester so das Volk. Und ich schaudere vor dem Gedanken, vielleicht zu sein, wie einer ihresgleichen.“

Literatur

- Aich, Prodosh (2000): *Preis des aufrechten Gangs, Lebenserinnerungen eines Hochschullehrers aus den Jahren 1957-1987*; Oldenburg
- Ammann, Ludwig (2001): *Die Geburt des Islam*; Göttingen
- (2003): *Über die jüngeren Versuche, den Koran textkritisch auszuhebeln. Hinweis auf einen Text von Ammann in der Süddeutschen Zeitung*:
www.rabenclan.org/2003_06_01_netzarchiv.htm
- Bauer, Thomas (2006): Leserbrief in der *FAZ*, 28.12., S. 31
- Bothmer, Hans-Caspar Graf von/ Ohlig, Karl-Heinz/ Puin, Gerd-Rüdiger (1999): Neue Wege der Koranforschung; in *Magazin Forschung* 1, 33-46
- Burgmer, Christoph (2004): *Streit um den Koran. Die Luxemburg-Debatte*; Berlin
- Colpe, Carsten (1990): *Das Siegel des Propheten*; Berlin
- Diner, Dan (2005): *Versiegelte Zeit. Über den Stillstand in der islamischen Welt*; Berlin
- DR = Cantzen, Rolf (Moderator, 2006): Der Koran – historisch-kritische Auseinandersetzungen. (Sendung vom 9.8. in *Deutschlandradio Kultur*)
www.dradio.de/dkultur/sendungen/zeitreisen/529359
- Eisenman, Robert/ Wise, Michael (1997): *Jesus und die Urchristen. Die Qumranrollen entschlüsselt*; Weyarn (1993)
- Geissinger, Aisha (o.J.): *Orientalists plot against the Qur'an under the guise of academic study and archive preservation*.
www.muslimedia.com/ARCHIVES/features99/orientalist.htm
- Goldziher, Ignaz (1978): Tagebuch (Hg. von Alexander Scheiber); Leiden
- Hackensberger, Alfred (2004): Der Koran, eine arabische Version der Bibel? 27.6. in Telepolis www.heise.de/tp/r4/artikel/17/17261/1.html
- Heidemann, Stephan (2007): *Münzen sind konservativ. Der frühe Islam im Spiegel des numismatischen Befundes*; in *FAZ-Net*, 2.3.
- Hoyland, Robert (1998): *Seeing Islam as others saw it*; Princeton [enthält fast alle heute bekannten nichtislamischen Quellen zur Entstehung des Islam]
- Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? Zu Lülings judenchristlichen Propheten, zur Frühzeit des Islam...; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 26-41

- (1994): Doppelter Gregor – fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
- Islam (2002) = *Vertreter konservativer Ideen und moderne Denker konnten sich in Beirut gefahrlos treffen*; 30.7. www.islam.de/327.php
- Kögel, Gerd (2003): Was steht wirklich im Koran? Wie steht er zum Christentum? Die Thesen des Islamgelehrten Luxenberg; in *Zeitensprünge* 15 (1) 191-203
- Kroes, Richard A.C. (2004): Missionary, dilettante or visionary? A review of Ch. Luxenberg; in *Holl. Dialog* Nr. 4, Juni www.livius.org/opinion/Luxenberg.htm
- Leuch, Wolfgang Günter (2005): Lesarten des Koran; in *FAZ*, 27.6., S. 8
- Lüdemann, Gerd (26. April 2007): Eine peinliche Entgleisung; in *Spiegel-online*
- (2007): *Das Jesusbild des Papstes. Über Joseph Ratzingers kühnen Umgang mit den Quellen*; Kampen
- Lüling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am christlichen Abendland*; Erlangen
- (1984): Ein neues Buch zu einem alten Streit [Rezension]; in *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (ZRGG)* 36, 59-67.
- (1993): *Über den Urkoran. Ansätze zur Rekonstruktion der vorislamisch-christlichen Strophenlieder im Koran*; Erlangen
- (2001): Leserbrief zu Klaus Weissgerber; in *Zeitensprünge* 13 (2) 243-249
- (2003): *Kommentar zum Artikel von Dr. Harald Vocke im Rheinischen Merkur vom 2. 10.03*; Erlangen 12. 10. (unveröffentlicht)
- (2003): *A Challenge to Islam für Reformation*; Dehli
- (2007): Preußen von gestern und der Islam von morgen; in *Aufklärung und Kritik*, Sonderheft 13, 212-231. Nachdruck in *Zeitensprünge* 19 (2) 443-466
- Luthay, Magda (2008): *Arabische Welt: Grammatik, Dichtung und Dialekte*; www.orientalistik.uni-erlangen.de/docs/File/Konferenzbericht+Arabistik-Tagung.pdf
- Luxenberg, Christoph (2007): *Die Syro-Aramäische Lesart des Koran*; Berlin (2000)
- Müller, Z. A. (2000): Die Wiedererweckung Jesu – Einige Streiflichter; in *Zeitensprünge* 12 (3) 519-531 www.carotta.de
- (2002): Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern; in *Zeitensprünge* 14 (2) 341-364
- (2003a): - [Leserbrief zum Hinweis auf Christoph Luxenberg]; in *Zeitensprünge* 15 (1), 235 ff.
- (2003b): - [Leserbrief zu Kögel und Illig (Luxenberg - Lüling)]; in *Zeitensprünge* 15 (2) 462 f.
- (2008): Kommentare in www.fantomzeit.de → Regionen / Bereiche → der frühe Islam: 16.4., 10.9. (auch → Materialien)
- Mynarek, Hubertus (2002): *Herren und Knechte der Kirche*; Köln · Freiburg (1973)
- Nagel, Tilman (2007): „Befreit den Propheten aus einer religiösen Umklammerung! Plädoyer für eine säkulare Islamwissenschaft“; in *FAZ*, 21.9.
- Neuwirth, Angelika (1981): *Studien zur Komposition der mekkanischen Suren*; Berlin [Habilitationsschrift München, 1976]
- Ohlig, Karl-Heinz (2005): Wie der Koran wirklich entstand; in *Publik Forum*, Nr. 21 (3 Seiten)

- (2006a): Wir müssen uns wehren. Appell für eine neue Islamwissenschaft; in *FAZ*, 21.11.
- (2006b): Die Anfänge des Islam; in *Imprimatur*, März (Internet)
- Ohlig, Karl-Heinz/ Puin, Gerd-Rüdiger (Hg., 2005): *Die dunklen Anfänge. Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam*; Berlin (die einzelnen Beiträge des Bandes bringt die Internetseite der Buchhandlung Avicenna)
- Phenix, Robert R./ Horn, Cornelia B. (2003): Rezension zu Christoph Luxenberg: Die syro-aramäische Lesart des Koran; *Hugoye, Journal of Syriac Studies* 6 (1) (im Internet)
- RKÖ (1977) = *Wissenschaft? Oder Produktion von Unproduktivität an der Universität Erlangen-Nürnberg* [Vertrauliches Arbeitspapier der Redaktionskommission ÖTV-GEW WS 1977/78, 4 S.]
- Saifullah, M. S. M./ Ghoniem, Mohammad/ Zaman Shibli (2004): *From Alphonse Mingana To Christoph Luxenberg: Arabic Script & The Alleged Syriac Origins Of The Qur'an*: www.islamic-awareness.org/Quran/Text/Mss/vowel.html [Hier werden zahlreiche alte, längst bekannte Koran-Manuskripte gezeigt und erörtert]
- Schmid, Georg (2002): *Problemfall Islam*; Freiburg i. Ü.
- Scholz, Piotr O. (2006): Rezension zu Günter Lülings: A challenge to islam for reformation; in *Oriens christianus* 90, 299-300
- Siebert, Daniela (2005): Buchstabe für Buchstabe Gottes Wort? Der Streit um das richtige Verständnis des Korans; in *Südwestfunk 2*, Sendung vom 23.1.
- Sinai, Nicolai (2004): Auf der Suche nach der verlorenen Vorzeit. Günter Lülings apokalyptische Koranphilologie; in *Neue Zürcher Zeitung*, 19.2.
<http://www.mail-archive.com/islamkristen@yahoogroups.com/msg44856.html>
- (2006): Die Koranforschung tritt in die kritische Phase ein; in *FAZ*, 28.12., S.31
<http://www.mail-archive.com/islamkristen@yahoogroups.com/msg44856.html>
- Steinberg, Thomas Immanuel (o.J.): *Zur grassierenden Islamphobie*
www.steinbergrecherche.de
- Vocke, Harald (1982): Erst allen Sinnen gemeinsam öffnen sich die Tore des Korans. Gedanken über die Schwierigkeiten des Zugangs zum Islam; in *Geistige Welt* Nr. 169, Beilage zu *Die Welt*, 24.7.
- (1982): Unzutreffend [Leserbrief]; in *Die Welt*, 2.10.
- (1986): Dokumentation über die neuerliche Fortsetzung der Täuschungsunternehmen der Universität Erlangen-Nürnberg zwecks Irreführung der Öffentlichkeit über die Forschungsergebnisse des Dr. Günter Lülings; [14 S. A4, Typoskript]
- (2003): Was meinte der Prophet? in *Rheinischer Merkur*, 2.10., S. 27
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit; in *Zeitensprünge* 12 (3) 419-148
- (2001): Antwort an Günter Lülings; in *Zeitensprünge* 13 (2) 250-252
- (2007): Zur Felsendom-Inschrift; in *Zeitensprünge* 19 (1) 120-129
- Zeller, Manfred (1993): Das Kalifat der Omajjaden. Der Iran in frühislamischer Zeit; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3-4) 69-110

Z.A. Müller, www.symbolforschung.de

Gegenrede im Namen Alis

Andreas Birken

Auf dem diesjährigen Treffen der Zeitenspringer in Weimar habe ich mich – nicht in einem ausgearbeiteten Vortrag, sondern mehr gesprächsweise – gegen die Positionen gewandt, die Jan Beaufort unter dem Titel Arius und Ali [2008] und Gunnar Heinsohn unter dem Titel Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens [2005] bezüglich der Geschichte des frühen Islam bezogen haben. Ich habe angeschlossen an meinen eigenen Artikel Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung [2005] und den Beitrag von Zainab A. Müller Zur Gleichsetzung von Ali und Arius [2007]. Die von mir in Weimar vertretene Position möchte ich den Lesern hier kurz darstellen.

Meine Argumentation stützt sich neben der in meinen Beitrag aus dem Jahr 2005 genannten Quellen auf Heinz Halm: Der schiitische Islam [1994], Évariste Lévy-Provençale: Histoire de l'Espagne musulmane, [1950–53] (noch immer die beste Quellenkunde), Marianne Barrucand/ Achim Bednorz: Maurische Architektur [1992] und auf die Encyclopaedia of Islam [1960 ff.] (=EI²).

Zur Erinnerung: Die Lösung des Islam-Problems ist deshalb so dringend, weil es eine „offene Flanke“ der Illig'schen Mittelalterthese bildet, denn es hat den Islam zwar nach der 300-jährigen „Phantomzeit“ gegeben, aber vorher nicht; er muss also jedenfalls vor 911 entstanden sein und sich entwickelt haben. Es gibt zwei Lösungsansätze: Entweder man argumentiert von Ende her und fragt, um wie viele Jahre die Geschichte des Islam eventuell gekürzt werden kann, um irgendwie in die Theorie eingepasst zu werden (so Zeller u. a.), oder man sagt, wir kürzen gar nicht und rücken die Entstehung des Islams ins 4. Jh., wo er wegen der Monotheismuskussion, die mit dem Namen Arius verbunden ist, gewissermaßen 'passt'.

Ali ≠ Arius

Auf der Basis des zweiten Ansatzes entstand die Idee, Ali mit Arius gleichzusetzen – eigentlich nur, weil beide Namen in lateinischer Schrift mit A anfangen; irgendwelche Ansatzpunkte aus der christlichen oder islamischen Tradition gibt es nicht. Vielleicht hätte sich jemand für eine Gleichsetzung mit Muhammad gefunden, wenn Arius Marius geheißen hätte. Für die Mittelalterthese ist die Frage nebensächlich – ein unnötig aufgerissener Nebenschauplatz. Ich will deshalb nur kurz erklären, wo ich mit Beaufort im Dissens bin.

1. Ein Vertauschung vor R und L kommt in den beteiligten Sprachen Arabisch, Griechisch und Lateinisch in der Spätantike nicht vor – darauf hat schon Zainab Müller hingewiesen [603]. Noch klarer wird der Unterschied in der griechischen Schreibweise, wie man sie bei Theophanes und Konstantin VII. (*De Administrando Imperio*) findet: ἰαλῆ – mit langem *i* und Akzent auf der zweiten Silbe.

2. *‘Alī* heißt nicht „der Hohe“, sondern „hoch“ – ein zum Namen gewordenes Adjektiv. Deshalb kann *Shī‘at ‘Alī* auch nicht die „Partei des Erhabenen sein“ – das wäre auf Arabisch *Shī‘at al-‘Alī* – mit Artikel. Die arabische Grammatik ist da völlig eindeutig und lässt keinen Raum für Zweifel.

3. *Shī‘a* heißt zunächst einmal wirklich nur Partei im politischen und rechtlichen Sinne. Der Begriff tritt im Islam erstmals bei der Wahl des dritten Khalifen *‘Uthmān* auf, bei der es zwei Parteien gab: die *Shī‘at ‘Uthmān* und die *Shī‘at ‘Alī*. In der Folge wurden alle zur *Shī‘at ‘Alī* gerechnet, die sich für *‘Alī* oder einen seiner Nachkommen als Khalifen einsetzten – einschließlich der wie die Aliden zur Sippe Banū Hāshim gehörigen *‘Abbāsiden*, deren Propaganda gegen die Umayyaden den Aliden ja Hoffnung machte. Deren Illusionen endeten, als die *‘Abbāsiden* einen der ihren zum Khalifen machten. Die Frage, welche religiösen Vorstellungen die *‘Abbāsiden* und ihre Bannerträger vertraten, spielt dabei keine Rolle.

4. *‘Alī* war kein Religionsgründer mit einer eigenen Theologie oder Verkündigung. Der Tradition nach wehrte er sich stets gegen die Unterstellung, etwas anderes als die Religion Muhammads zu propagieren. Diese Anschauung ist auch die der heutigen Schiiten, vor allem der dominierenden Zwölferschia. Der Dissens bestand zunächst nur darin, dass die *Shī‘at ‘Alī* darauf bestand, dass nur einer der von *‘Alī* abstammenden Imame (Oberhäupter der muslimischen Gemeinde) Khalif sein könne. Dann entwickelte man die Vorstellung, dass *‘Alī* ein tieferes und spezielleres Verständnis des Koran erlangt habe und dieses auf Gottes Befehl jeweils an seine Nachfolger weitergegeben habe. Für die Hauptgruppe der Schiiten lebt der 12. Imam Muhammad seit 874 n. Chr. im Verborgenen und wird einst als Mahdī („Erlöser“) wiederkommen. Radikalere Verzweigungen der Schiiten, wie die Fatimiden, sind allerdings weit darüber hinausgegangen. Die heutige Zwölferschia unterscheidet sich von der orthodoxen Sunna außer in der Frage des Imamats nur in einigen liturgischen Details und im Totenkult um die Imame und verwandte Praktiken der Volksreligiosität, die allerdings strenggläubigen Wahhabiten ein Gräuel sind. Die auf den 6. Imam Dja‘far as-Sādiq (gest. 765 n. Chr.) zurückgehende schiitische Rechtsschule ist jüngst von der al-Azhar in Kairo als den vier großen sunnitischen Rechtsschulen gleichberechtigt und gültig anerkannt worden – gegen der heftigen Protest der Wahhabiten in Saudi-Arabien.

5. Zwischen Aliden und Umayyaden bestand aus arabischer Sicht keine enge Verwandtschaft [Beaufort, 320], weil sie verschiedenen Sippen (Clans) des Stammes Quraish gehörten.

6. Von einer Einigung [Beaufort, 320, 327] zwischen Umayyaden und Aliden weiß die arabische Tradition nichts, außer dass 'Alis ältester Sohn al-Hasan keine Lust auf das Khalifenamt hatte und sich deshalb mit Mu'âwiya verständigte. Sein Bruder und Nachfolger al-Husain (der 3. und innigst beklagte Imam der Schiiten) sah sich zu Lebzeiten Mu'âwiyas an dieses Abkommen gebunden, weigerte sich aber, dessen Sohn als Khalifen anzuerkennen. Damit begann der 2. Bürgerkrieg, der mit dem Tod al-Husains endete.

Meine persönliche Einschätzung als Historiker und Atheist ist die, dass die theologisch-religiöse Ausgestaltung des schiitischen Imamats erst erfolgte, als nach der Installierung der 'Abbâsiden-Dynastie klar war, dass das Khalifenamt auf politisch-militärischem Wege nicht zu erkämpfen war, und man deshalb nach einer neuen Legitimation suchte.

7. Der Vollständigkeit halber: Die christliche Kirche hat die Einteilung des Römischen Reiches in Diözesen [Beaufort, 318] keineswegs übernommen; sie hat für ihre Organisation nur das gleiche Wort verwendet, das ganz schlicht „Bezirk, Distrikt“ bedeutet. Die Diözesen der Reichsverwaltung waren übergeordnete Einheiten, die jeweils mehrere Provinzen umfassten. 395 n. Chr. existierten 15 solcher Diözesen. Einen christlichen Bischof gab es jedoch bald in jeder Civitas, von denen Dutzende auf eine Provinz kommen konnten. Im Übrigen hat es die „Kirche“ gar nicht gegeben, bevor das Christentum Staatsreligion wurde; und dann hat der „Staat“ die Kirche organisiert.

'Abd Ar-Rahmân I. ≠ II. ≠ III.

Wir schauen uns nun das andere Ende des 'Zeitlochs' und des Römischen Reiches an und kommen nach Andalusien. Heinsohn [84 ff.] hat anschaulich dargelegt, dass die christlichen Chroniken der Iberischen Halbinsel alle im Nachhinein verfertigt worden sind und letztlich auf einen als Fälscher gut bekannten Bischof Pelayo von Oviedo zurückführen lassen. Dieser amtierte von 1098 oder 1101 bis 1229 oder 1236 oder 1143; sonst ist kaum etwas über ihn bekannt. Auf einer spanischen Website [vivira] habe ich folgende Bemerkung gefunden (Übersetzung Google): „Nicht fehlen ein paar Kritiker, die Zweifel an der Richtigkeit und Echtheit der Schriften des Bischofs, auch Zweifel an seiner Existenz äußern.“ Das Fälschungsmotiv im Zeitalter der Reconquista ist es, die Vergangenheit so darzustellen, dass das vorislamische Spanien als gut katholisches Land erscheint. Dabei hat Pelayo („Tintenfinger“) die ihm vorliegenden Berichte auf die nun um drei Jahrhunderte verlängerte Geschichte verteilt, wobei dann aus einem Alfonso von Asturien und

León deren drei wurden [Heinsohn, 83]. Wir haben also Täter, Motiv und Gelegenheit – ganz wie im Tatort-Krimi.

Heinsohn hat auch untersucht, ob sich von der islamischen Seite her ein anderes Bild ergibt, und verneint dies. Von der Archäologie her hätte die islamische Eroberung erst im 10. Jh. begonnen [Heinsohn, 82]. An islamischen Relikten kennt er nur eine Moschee in Toledo von 999 und stellt gestützt auf den *Oxford Archaeological Guide* von R. Collins fest, dass die elf islamischen Baudenkmäler, die man bisher dem 8. oder 9. Jahrhundert zurechnete, in das 10. oder 11. Jh. gehören [ebd., 92]. Anderswo liest man anderes. Barucand/Bednorz [46] kennen eine Bauinschrift aus der Großen Moschee von Sevilla (heute im Museum), die 830 datiert ist, und ein Dekor in der Großen Moschee von Córdoba, die wegen des Namens des umayyadischen Emirs Muhammad ibn ‘Abd ar-Rahmân auf 855/56 datiert wird [ebd., 43]. Auch wenn man nicht glaubt, dass das Westtor der Moschee zu einem von ‘Abd ar-Rahmân I. begonnenen ersten Bau gehört, so ist doch für jeden Betrachter offensichtlich, dass hier zu verschiedenen Zeiten gebaut wurde und die traditionelle Baugeschichte zumindest plausibel ist (1. Phase ab 785, 2. um 850, 3. um 960, 4. um 990).

Über die maurische Architektur in Andalusien ist aber das letzte Wort noch nicht gesprochen, denn die Spanier haben sich noch bis zur Mitte des 20. Jh. kaum für die islamische Vergangenheit interessiert. Da mag noch manches auftauchen, was Aufklärung bringt.

Bezüglich der muslimischen Chroniken sagt Heinsohn [88 ff.], gestützt auf Ignacio Olagüe und Sanchez-Albórniz, dass diese sämtlich nicht zeitgenössisch, sondern später erstellt worden seien. Letzterer datiert insbesondere die älteste Chronik *Akhbâr madjmû‘a*, auf das 11. Jh. Aber Heinsohn hat hier nicht die besten Gewährsleute herangezogen. Lévy-Provençal hat den einschlägigen Artikel in der EI² verfasst und meinte [Übersetzung A. Birken]:

„*Akhbâr madjmû‘a*, Titel einer kurzen anonymen Chronik, die über die Eroberung Andalusiens durch die Araber, die Periode bis zur Gründung des merwanidischen Emirats Córdoba, über die Geschichte des Emirats selbst bis zur Regierung von ‘Abd ar-Rahmân III. an-Nâsir berichtet. Dieser Text, der auf der Basis des Unikums der Nationalbibliothek in Paris veröffentlicht und von Lafuente y Alcantara ins Spanische übersetzt wurde (Madrid 1867), hat seit der Entdeckung des größten Teils des *Muhtabis* des Ibn Hayyân wenig dokumentarisches Interesse mehr. Es ist ein schlechtproportioniertes und relativ spätes Werk, vielleicht aus der Zeit der Eroberung von Valencia [1238]. Darin finden sich lange Passagen aus früheren Chroniken, insbesondere aus der des ‘Îsâ b. Ahmad ar-Râzî. Die Tatsache, dass dieser Text seine Quellen, die er abschreibt oder wiedergibt, nicht nennt, hat Dozy [...] und Ribeira [...] fälschlich glauben lassen,

es handele sich um ein originäres Werk. Die äußerst fragwürdige Studie und die problematischen Schlussfolgerungen des spanischen Historikers Cl. Sanchez Albornoz [...], der kein Arabist ist, soll hier nur erwähnt werden.“

Natürlich liegen die frühen muslimischen Chroniken tatsächlich nicht im Original vor, sondern nur in Abschriften oder Zitaten. Aber das macht sie noch nicht zu Fälschungen. Schließlich betrachten wir die Masse der Texte aus der griechisch-römischen Antike ja auch als echt, obwohl manches sogar nur in Rückübersetzung aus dem Arabischen vorliegt. Ein Fälschungsverdacht muss stets Täter, Motiv und Gelegenheit dingfest machen.

Manuela Marín, die Autorin des Spanien betreffenden Absatzes des Artikels *Ta'riḫ* in der EI² [veröff. 1998] nennt als älteste identifizierbare Chronik die des 'Abd al-Malik b. Habīb (gest. 853) und die bedeutendste der frühen Zeit jene des Ahmad b. Muhammad b. Mūsa ar-Rāzī, die in vielen Zitaten späterer Historiker und alten Übersetzungen ins Spanische und Portugiesische erhalten ist. Ein interessante Gestalt ist der Historiker, Arzt und Dichter 'Arīb b. Sa'd al-Kātib al-Qurtubī (gest. um 980), der eine Zusammenfassung der Annalen at-Tabarīs mit einer Fortsetzung verfasst hat [von De Goeje 1897 veröffentlicht als *Arīb, Tabarī continuatus*]. Von dem weiß man, dass er verschiedene Stellen in der Verwaltung bekleidet hat und zuletzt Sekretär des Khalifen al-Hakkam II. (961–76) war. Sein Werk ist die Hauptquelle für die Geschichte 'Abd ar-Rahmāns III. (912–61). Vorstellen möchte ich noch den „Sohn der Gotin“ (Ibn al Qūtiya); über ihn berichtet die EI² [Übersetzung A. Birken]:

„IBN AL-QŪTĪYA, Abū Bakr b. 'Umar b. 'Abd al-'Azīz b. Ibrāhīm b. 'Īsā b. Muzāhim, ein Grammatiker und insbesondere Historiker des muslimischen Spanien, der seinen Beinamen ‚Sohn der Gotin‘ der Tatsache verdankt, dass einer seiner Vorfahren, 'Īsā b. Muzāhim, ein Freigelassener des Umar b. 'Abd al-'Azīz, Sarah, die Tochter von Olmundo und Enkelin des vorletzten westgotischen Königs, Vitiza, geheiratet hat. Sarah hatte Sevilla, wo ihre Familie lebte, verlassen und war nach Damaskus gereist, um sich beim Khalifen Hishām b. 'Abd al-Malik [724–43] zu beklagen über den Schaden, den sie von der Hand ihres Onkels Ardabasto erlitten hatte, der nach dem Tod seines Bruders dessen Besitz im Osten Andalusiens an sich gerissen hatte [...] Ibn al-Qūtiya war also ein *Mawlā* [Klient] der Umayyaden und ein Abkömmling des westgotischen Adels. Geboren in Sevilla, ließ er sich in Córdoba nieder, nachdem er in seiner Heimatstadt und in der Hauptstadt Andalusiens unter so berühmten Lehrern wie Hasan b. 'Abdallāh az-Zubairī, Muhammad b. 'Abd al-Malik b. Aimān, Muhammad b. 'Umar b. Lubāba und Qāsim b. Asbagh studiert hatte. Er lehrte in Córdoba und hatte mehrere Schüler, darunter einige sehr bekannte, insbesondere den Kadi Abū 'l-Hazm Khalaf b. 'Īsā al-Washkī und den

Historiker Ibn al-Faradī, seinen wichtigsten Biographen. Er gewann Ansehen als Dichter und noch mehr durch seine Kenntnis von Grammatik und Lexikographie, über welche Themen er von späteren Generationen hoch geschätzte Werke verfasste. Er gewann auch Ansehen als Rechtsberater und Traditionalist und wurde, obwohl kritisiert, trotzdem bezüglich der Bedeutung und Aussage dieses oder jenen Satzes aus grammatikalischer oder lexikographischer Sicht konsultiert. Wegen seines Ruhmes wurde er al-Hakam II. als der größte Philologe seiner Zeit vorgestellt. Er amtierte als Kadi und genoss zeitlebens hohes Ansehen. Er starb am Dienstag, dem 6. November 977 [...]

Die Chronik des Ibn al-Qūṭiyya wurde in der 2. Hälfte des 10. Jh. diktiert und von einem seiner Schüler niedergeschrieben; sie besteht aus einer Reihe von unzusammenhängenden Diktat-Aufzeichnungen, und es ist möglich, dass es mehrere Aufzeichnungen anderer Schüler gegeben hat [...] Diese Chronik, die nicht vor dem 11. Jh. verbreitet wurde, hat einen besonderen Wert für die Geschichte Andalusiens im 9. Jh., weil sie Überlieferungen, Anekdoten, Beobachtungen und persönliche Eindrücke enthält, die bei anderen Autoren nicht zu finden sind“.

Die Frage stellt sich, ob denn ein gebildeter Mensch in der Mitte des 10. Jh. eine Vorstellung von den Ereignissen des 9. Jh. haben konnte – also von der Zeit, in der sein Großvater lebte. Konnte er wissen, ob die Muslime gerade erst ins Land gekommen waren, oder ob dieses Ereignis weiter zurück lag? Die Antwort kann nur lauten: Ja. Selbst wenn wir annehmen, dass die Geschichte von der gotischen Vorfahrin frei erfunden war, so macht eine solche Legende doch nur Sinn, wenn sie den Zeitgenossen plausibel erscheint. Noch einen weiteren Gelehrten möchte ich vorstellen, diesmal einen aus dem 11. Jh. [Übersetzung aus der EF]:

„Ibn Hazm, Abū Muhammad ‘Alī ibn Ahmad ibn Sa‘id (994–1064). Andalusischer Dichter, Historiker, Jurist, Philosoph und Theologe, einer der bedeutendsten Denker der arabisch-muslimischen Kultur [...]

[Zitat aus *Djamharat ansāb al-‘Arab*:] Gott hat gesagt: »Wir haben euch aus Mann und Frau geschaffen, und wir haben euch eingeteilt in Völker und Stämme, damit ihr einander erkennt, aber sicherlich ist in den Augen Gottes der Edelste unter euch jener, der der Frömmste ist.« Obwohl aber Gott erklärt hat, dass der Frömmste der Edelste ist, auch wenn er der Sohn einer schwarzen Hure wäre, während der Aufrührer und Ungläubige auf der untersten Ebene steht, auch wenn er der Sohn eines Propheten wäre, hat er doch das Ziel gesetzt, dass die Menschen sich erkennen sollen, indem er uns als Völker und Stämme geschaffen hat. Deshalb ist notwendigerweise die Wissenschaft der Genealogie eine Wissenschaft von großer Würde.“

Dieses Zitat zeigt, dass die Aufzählung möglichst vieler Vorfahren bei den Namen muslimischer Gelehrter oder Herrscher keineswegs eine Marotte war. Der Brauch stammt aus der Stammestradition der arabischen Beduinen, deren Sicht der Gesellschaft eine genealogische war. Aus diesem Grunde können auch in Chroniken genannte Herrscher von späteren Autoren nicht versehentlich verwechselt oder vervielfältigt werden. Die drei großen andalusischen 'Abd ar-Rahmân hießen mit vollen Namen:

'Abd ar-Rahmân ibn Mu'âwiya ibn Hishâm ibn 'Abd al-Malik ibn Marwân,

'Abd ar-Rahmân ibn al-Hakam ibn Hishâm ibn 'Abd ar-Rahmân ibn Mu'âwiya,

'Abd ar-Rahmân ibn Muhammad ibn 'Abd Allâh ibn Muhammad ibn 'Abd ar-Rahmân.

Man sieht, allein die Vatersnamen genügen, um sie zu unterscheiden. Es gibt zwei weitere Gründe, warum sich die Muslime so für Genealogie interessierten. Erstens war es von Interesse, über die zahlreichen Nachkommen des Propheten (die Scherifen) Buch zu führen und deren Ansprüche zu prüfen – schon allein der Steuerfreiheit und Alimentierung wegen! Zweitens ging es um die Prüfung der Überlieferungsketten der Hadithe, der tradierten Aussprüche des Propheten. Diese waren von immenser Bedeutung für die Jurisprudenz, weil der Koran allein nicht genügend Handlungsanweisungen enthält. Aus diesem Grunde wurden nach einer Phase rein mündlicher Überlieferung die Hadithe aufgeschrieben und gesammelt. Da aber schnell klar war, dass viele davon nur Anekdoten frommer Märchenerzähler oder gar von interessierter Seite erfunden worden waren, um einen Vorteil für den Erfinder, dessen Familie oder Clan zu erreichen, machten sich die Gelehrten daran, die Überlieferungsketten zu prüfen und biographische Lexika zu erstellen. Ein gültiger Hadith muss folgende Voraussetzungen erfüllen [nach Houry].

- Der Gewährsmann muss
 1. in Bezug auf seinen Glauben und sein religiöses Verhalten tadellos sein.
 2. vertrauenswürdig sein und vorbehaltlose Annahme finden.
 3. die Gewähr bringen, dass er die überlieferten Angaben richtig versteht und sie auch richtig weitergibt.
 4. mehr als nur einen Bericht überliefert haben.
- Die Überlieferung selbst muss
 5. eine lückenlose Kette von Gewährsmännern aufweisen.
 6. ausdrücklich feststellen, dass der Gesandte Gottes Muhammad dies oder jenes getan oder gesagt hat.
 7. Sie muss einen Inhalt haben, der in die Zeit der ersten Gemeinde hineinpasst.

Aus dieser Arbeit entstanden durch Prüfung und Zusammenfassung eine Reihe von Sammelwerken. Für die Sunna sind die wichtigsten:

Bukhârî: Sahîh. Verfasser: Abû ‘Abdallâh Muhammad ibn Ismâ‘îl ibn Ibrâhîm ibn al-Mughîra ibn Bardizbah *al-Bukhârî* (810–870)

Muslim: Sahîh. Verfasser: Abû I-Husain *Muslim* ibn al-Hadjjâdj ibn Muslim al-Qushairî an-Nisâbûrî (817/821–875)

Abû Dâwûd: Sunan. Verfasser: *Abû Dâwûd* Sulaimân ibn al-Ash‘ath ibn Ishâq al-Azdî al-Sidjîstânî (817–888)

Tirmidhî: Sunan. Al-Djâmî as-sahîh. Verfasser: Abû ‘Îsâ Muhammad ibn ‘Îsâ ibn Saura *at-Tirmidhî* (815–892)

Nasâ‘î: Sunan. Verfasser: Abû Abd ar-Rahmân Ahmad ibn Shu‘aib ibn ‘Alî ibn Bahr *an-Nasâ‘î* (830–915)

Ibn Mâdja: Sunan, Verfasser: Abâ ‘Abdallâh Muhammad ibn *Yazîd ibn Mâdja* (824–886).

Die Schiiten sammelten außer den Aussprüchen des Propheten auch die der Fâtima und der Imame (für die Zwölferschia die 14 Unfehlbaren). Alle diese Sammlungen lagen zu Beginn des 10. Jh. vor. Zugleich entwickelte sich auf der Grundlage der Hadîthe die islamische Jurisprudenz, die sich in verschiedene Rechtsschulen aufgliederte. Im sunnitischen Islam sind heute noch vier von Bedeutung:

Hanâbila: Begründer Ahmad ibn Hanbal (gest. 855 in Baghdâd)

Mâlikîya: Begründer Mâlik ibn Anas (gest. 795 in al-Madîna)

Shâfi‘îya: Begründer Abû ‘Abdallâh ash-Shâfi‘î (gest. 820 in al-Fustât)

Hanafîya: Begründer Abû Hanîfa an-Nu‘mân (gest. 767 in Baghdâd, lehrte in al-Kûfa).

Von den Anhängern aller dieser Rechtsschulen (inklusive der schiitischen **Dja‘farîa**) lagen im 10. Jh. zahlreiche, teils umfangreiche Schriften vor. Es ist einsichtig, dass diese umfangreichen Arbeiten nicht binnen weniger Jahrzehnte von zwei oder drei Generationen von Gelehrten geleistet worden sind.

Ich bin in Weimar gefragt worden, ob ich es denn nicht für möglich halte, dass die Unterwerfung oder Missionierung der Mittelmeerwelt durch die Muslime doch sehr schnell erfolgt sei – zumal in vielen Provinzen des Römischen Reiches religiöse Minderheiten von der Staatskirche unterdrückt wurden und die Muslime als Befreier begrüßten. Antwort: Das könnte ich mir eventuell vorstellen. Was wir aber im 10. Jh. vorfinden, ist nicht einfach nur ein muslimischer Herrschaftsbereich, sondern eine arabisch-muslimische Kultur von großer Breite und Tiefe, d. h. nicht nur Koranverse, sondern eine breite Palette von Künsten und Wissenschaften (Geschichtsschreibung, Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Philologie usw.), die alle schon eine historische Dimension aufweisen.

Offenbar fällt es manchem Mitteleuropäer schwer, sich dies vorzustellen, weil wir heute mit einer durchaus unangebrachten Mischung aus Arroganz, Verachtung, Mitleid und Furcht auf die muslimische Welt blicken. Dabei wird ganz vergessen, dass die Situation im 10. Jh. eher umgekehrt war, dass also die Muslime allen Grund hatten, auf die Franken mit einer durchaus angebrachten Mischung aus Arroganz, Verachtung, Mitleid und Hass zu blicken. Wir müssen auch im Auge behalten, dass gerade Córdoba damals eines der wichtigsten Zentren dieser arabisch-muslimischen Kultur war und vermutlich die größte Stadt Westeuropas.

Dazu eine letzte Überlegung: Was hätte es denn für „Tintenfinger“ Pelayo – falls es ihn denn gegeben hat – für einen Sinn ergeben, zu Beginn des 12. Jh. eine Version der Geschichte des muslimischen Andalusien in Umlauf zu bringen, die etwas anderes erzählte als die Muslime selbst. Deren gesamte literarische Produktion des 10. und 11. Jh. auch noch zu fälschen, war er ja nicht in der Lage – schon gar nicht die Abschriften des Ibn Hazm und anderer sowie die Zitate aus ihren Werken, die in den Osten nach Kairo, Bagdad oder Buchara gelangt waren.

Phantomzeit und Islam

Dieselbe Überlegung gilt natürlich auch für den Osten der ‘Kontaktzone’. Hat eher at-Tabarī christliche Chroniken exzerpiert oder die Christen den Tabarī? Tatsache ist zunächst, dass die Frühzeit des Islam von beiden Seiten gleich dargestellt wird, und dass die Annalen at-Tabarīs vorlagen, als Konstantin VII. alle Chroniken in eine besser lesbare Schrift umschreiben ließ. Wenn nun die Illig’sche These sagt, dass Konstantin bei dieser Gelegenheit drei Jahrhunderte Geschichte neu erfunden hat, ist nach der Stelle zu fragen, an welcher der Einschub erfolgte – erfolgen konnte. Die Geschichte des Islam war nicht manipulierbar. Kein muslimischer Gelehrter des Mittelalters hätte die Geschichte seiner eigenen Kultur von den Christen abgeschrieben. Konstantins Hauptziel war, sich selbst ins 10. Jh. zu definieren, gewisse Ereignisse in die Vergangenheit zu verschieben, und die theologischen Diskussionen der Frühzeit der Staatskirche aus der rechten Perspektive darzustellen. Die Lösung bestand darin, die christliche Geschichte der letzten 300 Jahre an der muslimischen ‘vorbeizuschieben’ und die so entstandene Lücke mit eigenem Material zu füllen. Damit gelangte der Prophet Muhammad vom 4. in das neu benannte 7. Jh., und im neu definierten 4. Jh. ist vom Islam natürlich keine Spur.

Meiner Meinung nach ist dies der einzige Weg, das Rätsel zu lösen. Doch sind damit bei Weitem nicht alle Fragen geklärt: Wie kam die Übereinstimmung der christlichen und muslimischen Version des 7. – 9. Jh. im Einzelnen

zustande? Wer kannte welche Texte? Wo sind nun in der vorislamischen Zeit drei Jahrhunderte einzusparen? Ohne die Klärung dieser Fragen hat Illigs These eine offene 'Südfront', die sie bedroht.

Literatur

- Barrucand, Marianne/ Bednorz, Achim (1992): *Maurische Architektur*; Köln
- Beaufort, Jan (2008): Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam; in *Zeitensprünge* 20 (2) 314-331
- Birken, Andreas (2005): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; in *Zeitensprünge* 17 (1) 98-110
- (2007): *Atlas der islamischen Welt*, CD-ROM, Hamburg
- Constantine Porphyrogenitus (²1967), *De Administrando Imperio*, Griechische Edition von Gyula Moravcsik, engl. Übersetzung von R. J. H. Jenkins, Washington
- Donner, Fred M. (1998): *Narratives of Islamic Origins – The Beginnings of Islamic Historical Writing*, Princeton
- Encyclopaedia of Islam* (²1960 ff.) (EI²); Leiden, s. v. 'Abd Ar-Rahmân, Akhbâr Madjmû'a, 'Alî B. Abî Tâlib, Al-Andalus, 'Arîb B. Sa'd Al-Kâtib Al-Kurtubî, Al-Hasan B. 'Alî B. Abî Tâlib, Al-Husayn B. 'Alî B. Abî Tâlib, Ibn Al-Kûtiyya, Ibn Bassâm, Ibn Hayyân, Ibn Hazm, Ithnâ 'Ashariyya, Shî'a, Ta'rikh, Al-'Udhri u. a.
- Fletcher, Richard (1992): *Moorish Spain*, London
- Der Hadîth – Urkunde der islamischen Tradition* – ausgewählt und übersetzt von Adel Theodor Khoury (2008 ff.), Gütersloh
- Halm, Heinz (1988): *Die Schia*, Darmstadt
- (1994): *Der schiitische Islam. Von der Religion zur Revolution*, München
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*, München
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- Lévy-Provençale, Évariste (1950-53), *Histoire de l'Espagne musulmane*, 3 Bde., Paris · Leiden
- Müller, Zainab-A. (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius; in *Zeitensprünge* 19 (3) 600-609
- Sezgin, Fuat (1967 ff.): *Geschichte des arabischen Schrifttums*, 9 Bde., Leiden
- Theophanes Confessor (1997): *The Chronicle of Byzantine and Near Eastern History AD 284–813*, übersetzt und kommentiert von Cyril Mango und Roger Scott, Oxford/ N.Y.
- vivira = www.vivirasturias.com/asturias/oviedo/pelayo-obispo-d/es
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I), in *Zeitensprünge* 12 (3) 419-448
- Zeller, Manfred (1993): Das Kalifat der Omaijsaden, in *Zeitensprünge* 5 (3) 69-86

Dr. Andreas Birken, Hamburg
(www.a-birken.de)

Fundleere gegen Traditionen

Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V)

Klaus Weissgerber

Während unseres Weimarer Jahrestreffens referierte Andreas Birken über das Thema *Ali ≠ Arius. Phantomzeit und Islam*. Da dieser *Zeitensprünge*-Autor ein guter Kenner der arabischen Sprache und Geschichte ist, war ich auf seinen Vortrag, schon wegen der angekündigten Problematik, sehr gespannt. Da er jedoch sehr ausführlich auf die allen Islam-Kennern gut bekannte konventionelle Geschichte der „Khalifen“-Dynastien (Umayyaden, Abbasiden und Fatimiden) und der Aliden einging, verblieb ihm wenig Zeit für die eigentliche Problematik und schon gar nicht für eine Diskussion, zumal auch das bestellte Mittagessen eingenommen werden musste. Gewissermaßen als nachträglichen Diskussionsbeitrag verfasste ich unmittelbar nach dem Treffen, gestützt auf frische Erinnerungen und persönliche Notizen, einen Text, in dem ich in gebotener Kürze meine persönliche Meinung zu Birkens Thesen darlegte. Als dieser Beitrag schon in Druckfassung vorlag, teilte mir unser Redakteur mit, dass Birken eine Zusammenfassung seines Vortrages eingereicht habe und es Diskrepanzen zu meinem Text gäbe. Auf meine Bitte sandte er mir eine Kopie des Beitrages „Gegenrede im Namen Alis“ zu. Schon aus dessen erstem Satz ergibt sich, dass Birken in Weimar „mehr gesprächsweise“ (und m. E. recht ironisch) seine Positionen dargelegt und den nunmehrigen Beitrag erst danach verfasst hat. Dies erklärt auch die Diskrepanzen zwischen dem mündlichen Vortrag und dem nunmehrigen Text. Fairerweise habe ich meinen ursprünglichen Beitrag überarbeitet und auch Birkens neue Argumente berücksichtigt.

Wie schon vorher Zainab Angelika Müller [2007] wandte sich Birken mit linguistischen Argumenten recht überzeugend gegen die These, dass Ali, der traditionell als Cousin und Schwiegersohn Muhammads gilt, mit Arius, der etwa um 325 die „arianische“ Strömung des Christentums begründet haben soll, identisch gewesen sein könnte. Diese These hatte bekanntlich Jan Beaufort 2006 in seinen *30 Fragen zur Phantomzeittheorie* und in persönlichen Gesprächen zur Diskussion gestellt. In Weimar erwähnte Birken leider nicht, dass Beaufort jetzt die Historizität von Ali und Arius bestreitet und somit nicht mehr von ihrer persönlichen Identität ausgeht. Nach Beauforts nunmehriger Auffassung hat die katholisch-orthodoxe Staatskirche erst Jahrhunderte nach dem (m. E. angeblichen) Konzil von Nikaia alle christlich-

monophysitischen Glaubensrichtungen als „arianisch“ bezeichnet. Dieser Begriff würde eigentlich nur „iranisch“ bedeuten, zumal die Aliden von Anfang an ihre Basis im Iran hatten. Die Historizität von Ali betrachte ich wie die von Muhammad und Jesus Christus als Glaubensfrage und werde deshalb hier auf diese nicht eingehen. Ich habe jedoch wie Birken große Bedenken, die „Partei Alis“ (die „Schi'a“) ohne weiteres mit den Arianern gleichzusetzen. Diese Problematik bedarf weiterer Studien; meine kritischen Bemerkungen richten sich jedenfalls nicht gegen diesen Teil seines Weimarer Vortrags.

Sowohl die „Khalifen“-Dynastien wie auch die Aliden betonten ihre (wirkliche oder behauptete) Abstammung vom „Urahn Haschim“, der auch als Vorfahr des Propheten gilt; sie werden deshalb „Haschimiden“ genannt. Obwohl Birken deren Legitimität grundsätzlich nicht anzweifelte, räumte er in seinem Weimarer Vortrag immerhin ein, dass die haschimidische Herkunft mit „Privilegien“ verbunden war und dass eine erfundene Abstammung „in Einzelfällen“ nicht auszuschließen ist. Unvorstellbar ist für ihn, dass die Herkunft und die Existenz einzelner Herrscher dieser Dynastien erfunden sein können.

Schon in meinem Georgien-Beitrag [2000 a, 264-270] war ich nach Analyse der frühen georgischen und armenischen Chroniken zu der Erkenntnis gekommen, dass die islamischen Eroberungen in Kaukasien nicht im 7., sondern erst im 10. Jh. erfolgten und dass viele frühe Khalifen (Umayyaden und frühe Abbasiden) schlicht erfunden und einige vielleicht mit Perserherrschern identisch waren. Auch die Abstammung der Fatimiden und der irakisch-jordanischen Haschimiden betrachte ich als recht fragwürdig.

Grundsätzlich verwies Birken immer wieder auf die „Hadiths“ mit ihren jahrhundertelangen Ahnenreihen und hielt es wegen der Bedeutung der Traditionen im frühen arabischen Stammesdenken für ausgeschlossen, dass Fälschungen in größerem Umfang erfolgt sein konnten. Ganz abgesehen davon, dass diese Ahnenreihen sich überwiegend auf bloße Namensaufzählungen beschränken, möchte ich hier grundsätzliche Bedenken geltend machen.

Traditionen gab und gibt es überall in der Welt. Kritische Überprüfungen haben gezeigt, dass sie, trotz eines realen Kerns, stets auch Erfindungen enthielten, wie es z. B. Patrick J. Geary [177-196] am Beispiel des Zulu-Mythos aufgezeigt hat.

Nach wie vor halte ich die Bücher von Günter Lülting unverzichtbar, um die Ursprünge des Islam richtig zu verstehen, obwohl dieser kein Anhänger der Phantomzeit-Theorie ist und diese auch jetzt noch ablehnt [vgl. Lülting 2001].

Er hat überzeugend bewiesen, dass lange vor Muhammad eine jüdenchristliche monophysitische Gemeinde in Mekka bestand, die den Ur-Koran und damit die eigentlichen Grundlagen des Islam geschaffen hatte. Im 10. Jh. wurde dann nach Lülings Erkenntnissen diese Entstehungsgeschichte grund-

legend 'umfrisirt' und die Quellen „erkennbar umgearbeitet“. Birken erwähnte weder in seinem mündlichen Vortrag noch in seinem späteren Text die Erkenntnisse Lülings, obwohl dies bei der Prüfung der Zuverlässigkeit der Hadiths angebracht gewesen wäre. Ich möchte ihn an einen vorherigen Beitrag erinnern, in dem er, unter Hinweis auf Lüling, noch zugestand, „dass die Chronologie des ersten Jahrhunderts des Islam erst nachträglich erarbeitet wurde [2005, 108].

In meinem Georgien-Beitrag [2000a, 265] hatte ich schon auf die Fragwürdigkeit der Hadiths und in meinem ersten Islam-Beitrag [2000b, 428-432] auf die Fragwürdigkeit der frühislamischen Schriftquellen hingewiesen. 2007 bin ich noch einmal auf die Hadiths mit ihren sechs „kanonischen Sammlungen“ (al-Bukhari, Muslim, Abu Dawad, Tirmidhi, Nasai und Ibn Madshra) eingegangen. Ich bleibe bei meiner damaligen Erkenntnis [2007, 122]:

„Es waren spätere Texte, die zurückdatiert wurden, wobei nicht einmal verheimlicht wurde, dass frühere (ebionitische?) Texte umgeschrieben wurden.“

In seinem Vortrag wandte sich Birken m. E. sehr polemisch gegen Thesen, die Gunnar Heinsohn 2005 in einem ZS-Beitrag vorgelegt hat. Auch hier ging Birken von der Bedeutung der „Traditionen“ im spanisch-islamischen Bewusstsein aus. Auf der Tafel im Konferenzraum vermerkte er die vollen Namen der drei konventionellen spanischen Umayyaden-Herrscher Abd ar-Rahman I. II. und III., deren Identität Heinsohn vertreten hatte:

- A. (I.) ibn Muáwiya ibn Hisham ibn Abd al-Malik ibn Marwan,
- A. (II.) ibn al-Hakam ibn Hisham ibn Abd ar-Rahman ibn Mu'awiya,
- A. (III.) ibn Muhammad ibn Abd Allah ibn Muhammad ibn Abd ar-Rahman.

Da diese somit verschiedene Väter und Großväter hätten, konnte es sich nach Birkens Ansicht nur um verschiedene Personen handeln. Er hielt es für ausgeschlossen, dass solche „Traditionen“ nachträglich gefälscht sein könnten und ignorierte deshalb auch Heinsohns Feststellung, dass den (fiktiven) Emiren Abd ar-Rahman I. und II. in der späteren Geschichtsschreibung die gleichen Kämpfe und Siege zugeschrieben wurden wie dem (realen) Khalifen Abd ar-Rahman III.

Da Birken seit zehn Jahren für die *Zeitensprünge* schreibt, setze ich voraus, dass er die grundlegenden Beiträge von Heribert Illig [1995] und Uwe Topper [1998] zur spanischen Problematik kennt. Beide Autoren zeigten auf, in welchem Maß die spät-westgotische und früh-islamische Geschichte Spaniens gefälscht wurde und belegten, dass Spanien etwa drei Jahrhunderte lang fundlos war.

Dass in frühmittelalterlichen Spanien Geschichtsfälschungen erfolgten, hat Ignacio Olagüe [vgl. Topper 1998, 47 ff.] in seiner Analyse frühislamischer Quellen aufgezeigt. Überzeugend bewies er z.B., dass die *Crónologia moz-*

arabe, die angeblich früheste islamisch-spanische Quelle, nicht 754, sondern frühestens im 10. Jh. verfasst wurde, worauf auch Heinsohn hingewiesen hat. Birken behauptete in seinem Vortrag, dass Olagüe von der modernen Forschung widerlegt sei. Tatsächlich hatte sich Heinsohn gerade mit diesen Forschern, die im Interesse der konventionell festgelegten Chronologie schrieben, auseinandergesetzt und sie m. E. überzeugend widerlegt.

In Ergänzung vorheriger Analysen wies Heinsohn darauf hin, dass Toledo etwa drei Jahrhunderte fundlos war, was offenbar auch für alle anderen spanischen Städte zutraf. Diese Fundleere spielte in Birkens Weimarer Vortrag fast keine Rolle; vielleicht hatte er hierzu keine Zeit mehr. In seinem späteren Text ging er jedoch kurz auch auf den archäologischen Befund ein. Er bezog sich hier auf konventionelle „Standardwerke“ und betrachtet die vermutete Baugeschichte der Großen Moschee von Córdoba (785– nach 960 u.Z.) als „zumindest plausibel“. Recht deutlich bringt er seine Hoffnung zum Ausdruck, dass Funde die Richtigkeit der Traditionen bestätigen werden. Immerhin hätten die Spanier bis zur Mitte des 20. Jh. sich kaum für die islamische Vergangenheit ihres Landes interessiert. Als (übrigens einzigen) konkreten Beleg bezeichnete er eine Bau-Inschrift in der Großen Moschee von Sevilla, die auf das Jahr 830 u.Z. datiert sein soll. Ich kann diese archäologischen Ausführungen nur als Ablehnung einer Phantomzeit in Spanien verstehen.

Eine richtige Datierung der Inschrift von Sevilla ist m. E. nur unter Berücksichtigung meiner These über das „Jahr des Elefanten“ [2000b] möglich. Illig als Moderator hat in Weimar unmittelbar nach Birkens Vortrag auf sie hingewiesen. Da inzwischen acht Jahre vergangen sind, möchte ich meine Argumente hier kurz wiederholen, zumal sie, wie ich aus Gesprächen weiß, vielen neuen Lesern unbekannt sind.

Schon zu Beginn des 20. Jh. hatte der muslimische Theologe und kritische Islamwissenschaftler Ali Dashti [137] nach gründlichen Analysen altarabischer Schriften bewiesen, dass die vorislamischen Araber in Mekka das „Jahr des Elefanten“ als Ausgangspunkt ihrer Zeitrechnung betrachteten [vgl. Weissgerber 2000b, 442; 2001, 251 f.]. Gestützt auf den Koran, auf Angaben von Prokopios und auf jemenitisch-äthiopische Quellen datierte ich dieses auf das Jahr 544 u.Z. [2000b, 442 ff.]. Nach meiner Überzeugung wurde diese Zeitrechnung erst viel später durch die „Hidshra-Zeitrechnung“ ersetzt: Das „Jahr des Elefanten“ wurde auf das Jahr 570 u.Z. umdatiert und zum Geburtsjahr des Propheten erklärt. Dies erfolgte nicht durch den „Khalifen“ Umar, sondern weitaus später, wie z. B. Patricia Croce m.E. überzeugend bewiesen hat [vgl. Weissgerber 2007, 124].

Die wenigen arabischen Münzen mit zweistelligen Jahreszahlen beziehen sich nach meinen Erkenntnissen nicht auf die „Hidshra“, den angeblichen Zug des Propheten von Mekka nach Medina, sondern auf die altmekkanische Zeit-

rechnung. Aus den Symbolen auf diesen Münzen (Kreuzeszeichen, später Feueraltar) ergibt sich m. E. eindeutig, dass zumindest die frühen Umayyaden tatsächlich byzantinische, später sassanidische Statthalter in Syrien waren. Der von den Umayyaden in Jerusalem errichtete Felsendom war ursprünglich ein byzantinisch-christliches Bauwerk, wie Zeller [71-73] bewiesen hat. Auch deshalb vertrat ich z.B. die These, dass eine auf das Jahr 43 datierte Münze schon um das Jahr 587 u.Z. (544 + 43) geprägt wurde.

Wie dargelegt, erwähnte Birken eine Bau-Umschrift in der Großen Moschee von Sevilla, die auf das Jahr 830 u.Z. datiert sei. Leider ging er mit keinem Wort auf die Problematik dieser Inschrift ein. Ilya Ullrich Topper [66], übrigens ein Kritiker der Phantomzeit-Theorie, hatte schon 1994 betont, dass diese Inschrift kaum lesbar ist; nur die erste Ziffer „2“ der angegebenen dreistelligen Zahl ist sicher. Er vermutete, dass die Inschrift einige Jahrzehnte nach dem „Jahr 200“ entstanden ist, das er allerdings als Hidshra-Jahr ansah. In meinem *Ungarn-Buch* [2003, 23] bin ich auf in Ralswiek gefundene Münzen aus den Jahren 132 (konv. 751) bis 227 (konv. 847) eingegangen und schlug, unter Berücksichtigung der Phantomzeit, folgende Rechenmethode vor:

„544 Beginn der ursprünglichen Zeitrechnung

614 Das Jahr 72 dieser Zeitrechnung

911 Entspricht laut Illig dem Jahr 614 (Abzusetzen sind 297 Sonnenjahre)

Die 155 Jahre zwischen 72 und 227 sind natürlich Mondjahre; sie entsprechen etwa 150 Sonnenjahren. Die jüngste Münze wurde somit im Jahr $911 + 150 = 1061$; die älteste im Jahr 969 geprägt“ [ebd.].

Somit dürfte, auch unter Berücksichtigung der Angaben von I. U. Topper, die Inschrift von Sevilla auch um 969 u.Z., auf jeden Fall nach der Phantomzeit, entstanden sein!

Da ich, wie Heinsohn, von der Fundleere in Spanien über etwa 300 Jahre ausgehe und von der Zuverlässigkeit der arabischen Traditionen nicht überzeugt bin, betrachte ich persönlich das Problem „Phantomzeit und Islam“ als weitgehend gelöst. Ich erwartete, dass Birken in Weimar neue Erkenntnisse vorträgt und war sehr enttäuscht, dass er kaum auf die angekündigte Problematik einging. In der Überschrift seines Folge-Beitrages fehlt der Untertitel; seines Vortrages; lediglich den letzten Abschnitt überschrieb er mit „Phantomzeit und Islam“. Dieser Text zeigt deutlich, in welchem Dilemma sich Birken befindet. Einerseits bezweifelt er, schon wegen der Traditionen, die Fundleere in Spanien, andererseits steht er irgendwie noch zur Phantomzeit-Theorie, ohne vorerst eine befriedigende Lösung zu sehen. Die von ihm im letzten Abschnitt aufgeworfene Frage, wie es dazu kam, dass sowohl christliche wie islamische Historiker zu einem übereinstimmenden konventionellen Geschichtsbild kamen, ist natürlich von großer Bedeutung. Schon Müller

[1994] hatte, wie später auch andere *Zeitensprünge*-Autoren, dieses Problem angedeutet. In meinem Georgien-Beitrag [2000a, 265 f.] bezweifelte ich, dass je ein „Arabisches Weltreich“ bestand. Das späte Perserreich stand noch in enger Verbindung zum Byzantinischen Reich und hat offenbar, vermittelt über Sebeos u. a., im 7. = 10. Jh. Konstantins VII. 'Zeitensprung' übernommen. Nach der Islamisierung und dem Zerfall des Perserreiches haben die frühen arabisch-islamischen Staaten zwar zunächst ihre altmekkanische Zeitrechnung beibehalten, aber auch den 'Zeitensprung' akzeptiert, so dass eine Koordinierung der christlichen und islamischen Chronologien im 10. Jh. verständlich erscheint. Diese wichtige Problematik erfordert dringend weiterer Studien; es ist Birkens Verdienst, hierauf wieder hingewiesen zu haben.

Derzeit bleibt es jedoch dem interessierten Leser nicht erspart, auch weiterhin zumindest die in den *Zeitensprüngen* veröffentlichten einschlägigen Beiträge von Beaufort, Becker, Birken, Heinsohn, Illig, Kögel, Lüling, Müller, Topper, Weissgerber und Zeller selbst zu studieren und die jeweiligen Argumente gegeneinander abzuwägen. Vielleicht ist dies auch gut so.

Literatur

- Beaufort, Jan (2006): *30 Fragen zur Fantomzeittheorie*.
www.fantomzeit.de/?page_id=61
- (2008): Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam; in *Zeitensprünge* 20 (2) 314-331
 - Becker, Ulrich (2002): Hidzra und Hunnen. Ist die muslimische Zeitrechnung als 'phantomzeit-bereinigt' zu sehen? in *Zeitensprünge* 14 (2) 325-340
 - Birken, Andreas (2005): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; in *Zeitensprünge* 17 (1) 98-110
 - (2008): Ali ≠ Arius. Phantomzeit und Islam; in *Zeitensprünge* 20 (3) 692-701
 - Dashti, Ali (1997): *23 Jahre. Die Karriere des Propheten Muhammad* (Hg. Bahram Choubine/ Judith West); Aschaffenburg
 - Heinsohn, Gunnar (2005): Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens. Die überzähligen Winths, Alfonsos und Abd-er-Rahmans bei Westgoten, Asturiern und Muslimen; in *Zeitensprünge* 17 (1) 76-97
 - Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? in *VFG* 4 (2) 26-41
 - (1995): Spaniens Wirrungen im frühen Mittelalter. Architektur - ERA-Rechnung - Reconquista; in *Zeitensprünge* 7 (1) 36-55
 - Kögel, Gerd (2003): Was steht wirklich im Islam? in *Zeitensprünge* 15 (1) 191-203
 - Lüling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad*; Erlangen
 - (21992): *Der christliche Kult an der vorislamischen Kaaba als Problem der Islamwissenschaft und der christlichen Theologie*; Erlangen
 - (2001): Leserbrief zu Klaus Weissgerber; in *Zeitensprünge* 13 (2) 243-249
 - Müller, Zainab-Angelika (1992): Karl der Große und Harun al-Raschid. Kulturaustausch zwischen zwei großen Herrschern? in *VFG* 4 (4-5) 104-118
 - (2002): Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern; in *Zeitensprünge* 3/2008 S. 707

- Zeitensprünge* 14 (2) 341-364
- (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer; in *Zeitensprünge* 19 (3) 600-609
- Ohlig, Karl-Heinz (Hg., 2007): *Der frühe Islam*; Berlin
- Topper, Ilya Ullrich (1994): 300 Jahre Phantomzeit? Kritische Anmerkungen; in *VFG* 6 (4) 64-75
- Topper, Uwe (1998): Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien; in *Zeitensprünge* 10 (3) 466-491
- Weissgerber, Klaus (2000a): Zur Phantomzeit in Georgien (II); in *Zeitensprünge* 12 (2) 259-280
- (2000b): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in *Zeitensprünge* 12 (3) 419-448
 - (2001): Antwort an Günter Lüling (Islamica II); in *Zeitensprünge* 13 (2) 250-252
 - (2007): Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV); in *Zeitensprünge* 19 (1) 120-129
- Zeller, Manfred (1993): Das Kalifat der Umajjaden; in *VFG* (3-4) 69-86

Die Bonner Doppelausstellung zur Völkerwanderungszeit

Eine Besprechung von
Ursula Siepe • Franz Siepe

Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland: *Rom und die Barbaren. Europa zur Zeit der Völkerwanderung*, 22. August bis 7. Dezember 2008 [= Kat. Rom];

Rheinisches Landesmuseum Bonn: *Die Langobarden. Das Ende der Völkerwanderung*, 22. August 2008 bis 11. Januar 2009 [= Kat. Langob.]

Im Vorwort zum Katalog *Rom und die Barbaren* erinnern die Archäologen Jan Bemann (Kurator) und Dieter Quast (wissenschaftlicher Berater) an die Koinzidenz, dass just während der frühen Planungsphase dieser Ausstellung bekannt wurde, der Palazzo Grassi in Venedig habe ebenfalls ein Projekt zur Völkerwanderungszeit in Arbeit. Also beschloss man zu kooperieren; und das deutsche Teilresultat ist nun in der *Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik* zu besichtigen, wobei die Bonner Schau – anders als die venezianische, die chronologisch weiter angelegt war – ihren Schwerpunkt auf das 4. und 5. Jh. legt.

Nach dem Einfall der Hunnen in das Ostgotenreich anno 357 habe, so Bemann/Quast weiter, das Verhältnis zwischen Rom und den „Barbaren“ (so offenbar der nunmehrige konsensuelle Terminus *terminus technicus* zur Benennung aller nichtrömischen, speziell der germanischen Völker) eine „neue Qualität“ angenommen:

„Immer häufiger kommen Barbarengruppen nicht mehr als Plünderer, sondern ersuchen jetzt um dauerhafte Aufnahme im Reich. Die besonders in der Armee und der Bewirtschaftung ganzer Gebiete fassbare Barbarisierung verwandelt die Strukturen im Reich je nach Region in ganz unterschiedlicher Intensität und bildet in Kombination mit der neuen Institutionen schaffenden und neue Lebenswege eröffnenden Christianisierung die Grundlage und Voraussetzung für die frühmittelalterlichen Reichsbildungen. Letztere bilden den Abspann der Ausstellung.“ [Kat. Rom, 21]

Wenngleich diese Grobskizzierung der historischen Basis der Ausstellungskonzeption sehr allgemein und vage formuliert ist, pointiert sie doch einen intentionalen Kern des Vorhabens: Die Interaktion zwischen Römern und „Barbaren“ ist wohl nicht, wie es die landläufige Lehre will, ausschließlich als kriegerisches Geschehen, sondern auch als eines der wechselseitigen

Akkulturation zu begreifen. Dies im Blick, stellt Jean-Jacques Aillagon, der Kurator der Ausstellung im Palazzo Grassi, in seinem Katalogbeitrag fest, dass bislang „zwar viel von den griechischen, römischen und jüdisch-christlichen Wurzeln Europas die Rede war, kaum jedoch von den ‚barbarischen‘, also den germanischen Ursprüngen der europäischen Kultur.“ [Kat. Rom, 23f.]

Siebzig Leihgeber aus West-, vor allem aber aus Mittel- und Osteuropa steuerten Schmuckstücke, Waffen, Münzen, Skulpturen u. a. bei, auf dass der völkerwanderungszeitliche Entstehungsprozess Europas unter den o. g. Prämissen veranschaulicht werde. Der Eindruck konnte allerdings entstehen, dass die Präsentation in allererster Linie als eine Leistungsschau von und für Experten (Archäologen) anzusehen ist und weniger als der Versuch, das breite Publikum jenseits des rein visuellen Effekts über die unüberschaubar komplexen Vorgänge jener Zeit didaktisch durchdacht zu unterrichten. Denn sowohl ein Ausstellungsrundgang lässt – wegen der provozierenden Kargheit der Objektbeschriftungen sowie der nur mangelhaft erkennbaren Korrespondenz zwischen dem Arrangement der Exponate und den ohnehin dürftigen Wandtexten – den aufklärungsdurstigen Laien hilflos, als auch die Nachbereitung mit Hilfe des Katalogs, der völlig intransparent aufgebaut und schon deshalb kein Katalog nach üblichen Standards ist, weil er viele Stücke gänzlich unbesprochen abbildet. Orientierungslos irrt man durch die rund 350 Seiten und freut sich, wenn man endlich etwas gefunden hat, von dem man glauben kann, es im Sinne der Ausstellungsmacher verstanden zu haben.

Gleichviel, das hauptsächliche Interesse hat hier der Frage zu gelten, ob und wie sich die phantomzeitlichen Jahrhunderte dargeboten finden. Zu befragen wären da die letzten drei der sechs Kapitel des Rom-und-die-Barbaren-Katalogs:

- „Die Entstehung der Barbarenreiche auf römischem Boden (5.-8. Jahrhundert n. Chr.)“,
- „Religion, Kultur und Gesellschaft in den römisch-barbarischen Königreichen (5.-8. Jahrhundert n. Chr.)“ sowie
- „Das karolingische Europa und die neuen Völker (8.-10. Jahrhundert n. Chr.)“ [Kat. Rom, 223-313],

die auffälligerweise jedoch lediglich etwa 1 % (13 von rund 1.000) der Bonner Exponate abbilden, und nur eines davon aus der „Phantomzeit“: die St. Gallener Wandalgarius-Handschrift („ab 794 n. Chr.“).

Aufgeschlagen sind eine Seite aus der *Lex Romana Visigothorum* und zwei Doppelseiten aus der *Lex Salica*. Beide Gesetzestexte entstammen der ersten Dekade des 6. Jh., sind also etwa drei Jahrhunderte älter als die Handschrift.

Der tatsächliche Ausstellungsrundgang wird von zwei Herrschersitzen in Kunstharz-Kopie aus Mainz abgeschlossen. Man sieht die erzbischöfliche

Kathedra des Maximian aus Ravenna (6. Jh.) und links daneben – gleichsam als Abschiedsgruß – den Thron des Dagobert, den der Katalog auf „7. Jahrhundert n. Chr.“ datiert, den wir aber anderwärts dem 9. Jh. zugesprochen finden [etwa uni-weimar].

Brisanter hinsichtlich des *Zeitensprünge*-spezifischen Betrachtungszeitraums ist nun die vom *Rheinischen Landesmuseum Bonn* veranstaltete Sonderausstellung **Die Langobarden. Das Ende der Völkerwanderung**. Denn, wie in den *Zeitensprüngen* schon mehrfach angesprochen [etwa Heinsohn oder Illig, 345], ist die letzte Zeit des Verbleibens der Langobarden in Italien deshalb besonders problematisch, weil sie eben in die Phantomzeit fällt (Einmarsch: 568; Ende von Karl dem Großen herbeigeführt: 774).

Doch wird der aufmerksame *Zeitensprünge*-Sympathisant als Besucher der Bonner Langobarden-Ausstellung zunächst einmal mit einem überraschenden Befund vertraut gemacht, wonach in der historisch fassbaren Geschichte der 'Langbärte' wahrhaftig drei Jahrhunderte wie ausradiert zu sein scheinen. Im Presstext war zu lesen:

„Ihre [der Langobarden] Ursprünge liegen im Dunkel der Geschichte: Der Gründungsmythos der Langobarden berichtet von einer sagenhaften Wanderung aus Skandinavien nach Norddeutschland. Ins historische Licht treten die Langobarden erstmals im Jahr 4/5 n. Chr. 167/168 werden 6000 langobardische Krieger an der mittleren Donau erwähnt. Dann schweigen die historischen und archäologischen Quellen für mehr als 300 Jahre. Erst für die Zeit nach 488 wird berichtet, dass Langobarden in das weitgehend entvölkerte Weinviertel in Niederösterreich eingedrungen seien.“

Scheinen Historiker wie Archäologen mit dieser Fehlzeit in der frühen Geschichte der Langobarden ihren Frieden geschlossen zu haben, so herrscht mit Blick auf die immense Fundarmut der letzten anderthalb Jahrhunderte im italienischen Siedlungsgebiet heillosen Expertenzwist. Hierüber informiert vorzüglich der Beitrag Volker Bierbrauers („Die Langobarden in Italien aus archäologischer Sicht“ [Kat. Langob., 109-151]). Bierbrauer [467] hatte schon kurz zuvor auf einer internationalen Tagung in Bonn die Frage gestellt: „Langobarden nach der Einwanderergeneration: Verliert die Archäologie ihre Spuren im 7. Jahrhundert?“ und negativ beantwortet: „Die Archäologie verliert im 7. Jahrhundert nach meiner Überzeugung keineswegs die Spuren der Langobarden.“ [ebd., 485]

Der Streit geht offenbar primär zwischen der italienischen und der deutschen Frühmittelalter-Archäologie und betrifft die Interpretation der Tatsache, dass man ab ca. 600 keine eindeutig langobardischen Frauengräber und ab der „zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts“ [Bierbrauer, 485] keine eindeutig identifizierbaren langobardischen Männergräber mehr findet. Also deutet man

diese Langobardenabsenz als Indiz der Akkulturation dergestalt, dass die Langobardinnen sich ein paar Jahrzehnte eher als ihre Männer romanisiert haben. Ein entscheidendes Erkennungsmerkmal ist dabei die Sitte der Grabbeigaben bei den heidnischen Langobarden und die der Beigabenlosigkeit bei den christlichen Romanen. Größte Probleme wirft nun die Beobachtung auf, dass

„im 7. Jahrhundert romanisierte Langobarden archäologisch nicht mehr von Romanen unterschieden werden können und – noch wichtiger – Romanen und Langobarden sehr häufig in einem Friedhof zusammen bestattet wurden (Sepulturgemeinschaft), entsprechend wohl auch zusammen siedelten. Als einziges gesichertes Kriterium für Langobarden bleibt dann nur die an diese gebundene Waffenbeigabe. Alle diese Probleme betreffen jedoch nicht die Zeit der langobardischen Einwanderergeneration in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, in der sich beide Kulturmodelle sozusagen noch unverfälscht gegenüberstehen, weil noch frei von Akkulturationserscheinungen.“ [Kat. Langob., 122]

Wenn nun schon die Fachleute keinen Konsens bezüglich der Frage nach der archäologischen Nachweisbarkeit langobardischen Lebens ab ca. Mitte des 7. Jh. erreichen können, so stellt sich dem Laien dieses Problem erst recht als ein undurchdringliches Gestrüpp an Funden, Befunden, Interpretationsmeinungen und -gegenmeinungen dar. Der Presstext des *Rheinischen Landesmuseums Bonn* rettet sich, indem er – im Einklang mit der heute herrschenden Meinung – die sogenannte ethnische Interpretation verlässt und zur sogenannten soziologischen Interpretation überschwenkt:

„Allmählich wuchsen in Italien die langobardische und einheimische Bevölkerung zusammen und begründeten auf diese Weise eine nachrömische Gesellschaft: Langobarde war nun, wer der herrschenden Schicht angehörte. Mit der folgenreichen Erhebung Karls des Großen zum ‚König der Franken und Langobarden‘ am 5. Juni 774 endete die eigenständige Geschichte der Langobarden.“

Bierbrauers Aufsatz im Katalog zur Langobardenausstellung ist für den kiebitzenden Nichtfachmann nicht zuletzt insofern von großem Interesse, als er die grundsätzlichen und oft schwerwiegenden Differenzen zwischen schriftorientierter Geschichtswissenschaft und fundorientierter Archäologie ohne Umschweife offenlegt. Einmal geht es im Kontext der Waffenbeigaben etwa darum, ob sich in Italien nicht nur Langobarden romanisierten, sondern auch umgekehrt Romanen ‚germanisierten‘. Dazu führt Bierbrauer [Kat. Langob., 151] aus:

„Romanen wurden erst jetzt [unter Luitprant, Ratchis und Aistulf; UFS] in das langobardische Heer eingegliedert, und zwar eben jene, deren Rechtsstellung mit der der freien Langobarden vergleichbar war. Mit diesen



Abb. 2: Silbervergoldete S-Fibel aus einem Frauengrab in Szólád (Ungarn), 6. Jh., Rippl-Rónai Múzeum, Kaposvár, Kat. Langob. Nr. 125/2, S. 322.

Quellen befindet man sich jedoch schon weit im 8. Jahrhundert, als nicht nur langobardische Identität durchlässig zu werden begann, sondern auch in einer Zeit deutlich nach Aufgabe der Beigabensitte bei Langobarden und Romanen gleichermaßen; dem historischen Befund kann damit ein archäologischer nicht mehr vergleichend gegenübergestellt werden.“

Sodann gibt Bierbrauer, wenn die Frage der Streuungsdichte langobardischer Siedlungen in Italien zur Diskussion steht, zu bedenken:

„Die Geschichtsforschung hat sich damit jedenfalls bis heute nicht befasst [...]. Gegebenenfalls ist eine befriedigende Antwort auch deshalb nicht möglich, weil verlässliche siedlungsgeschichtliche Aussagen durch die Schriftquellen erst ab dem 8. Jahrhundert möglich werden, also zu einer Zeit, als die Quellen der Gräberarchäologie aufgrund des Übergangs in die allgemeine Beigabenlosigkeit gegen Ende des 7. Jahrhunderts längst ausgefallen sind.“ [Kat. Langob., 123]

Es ist also eine Menge in Bewegung auf dem Gebiet der Spätantike-/Frühmittelalterforschung. Und falls die Geschichte der Langobarden tatsächlich, wie es auf dem Umschlagtext des Langobardenkatalogs heißt, „wie einem Lehrbuch der Völkerwanderung entnommen“ scheint, darf man vom Streit der Fakultäten künftig weitere Turbulenzen erwarten. Womöglich wird dann in den Lehrbüchern einiges umzuschreiben sein; und wir dürfen sagen, wir seien dabei gewesen. Die beiden hier besprochenen Ausstellungen bieten jedenfalls erst einmal viel Stoff zur Aktualisierung unseres Kenntnisstandes.

Zum Schluss sei Michael Schmauder, dem Kurator der Langobardenausstellung, vielmals für seine fachmännische und generöse Freundlichkeit gedankt. Zu beiden Ausstellungen ist jeweils ein Katalog sowohl als Museums- als auch als Buchhandelsausgabe erschienen.

Weitere Literatur

Bierbrauer, Volker (2008): „Alboin adduxit Langobardos in Italia“. Langobarden nach der Einwanderergeneration: Verliert die Archäologie ihre Spuren im 7. Jahrhundert?; in: Jan Bemmam/ Michael Schmauder (Hg.), *Kulturwandel in Mitteleuropa. Langobarden – Awaren – Slawen*, Bonn, 467-488

Heinsohn, Gunnar (2008): Padua ohne 297 Jahre zwischen 602 und 899; in *Zeitensprünge* 20 (1) 206-209

Illig, Heribert (2008): Chimäre Brescello. Guareschi, Don Camillo und die Langobarden; in *Zeitensprünge* 20 (2) 345-351

uni-weimar = http://www.uni-weimar.de/projekte/rapid/2008_doc_imm09-p/referate/Flexibilitaet_Kathi,Betti,Andreas.pdf.

Ursula und Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 2

Abschied von den „Schwertgenossen“

Alexander Glahn

Seitdem ich mich mit der *Thidrekssaga* (dem nordischen Sagenkreis um Dietrich von Bern, den Niflungen, Siegfried u.a.) und den Untersuchungen dazu von Heinz RITTER-SCHAUMBURG beschäftigt habe, sind mir die Erwähnungen von „Saxland“ und „Sassen“ aufgefallen. Da die Entstehung der Sachsen (in Norddeutschland, der Normandie, sowie in England) ein zu komplexes Thema ist, habe ich mich zu einer schrittweisen Annäherung entschlossen.

„Anders als bei den übrigen germanischen Stämmen oder Stammesverbänden des frühen Mittelalters, die für die weitere Geschichte Europas von Bedeutung sein sollten, ist die Genese oder auch nur die langdauernde Existenz der Sachsen im ersten Jahrtausend überaus schwierig nachzuvollziehen. Weder lassen die archäologischen Quellen eine klar abgegrenzte kulturelle Einheit erkennen, noch werden sie in der spärlichen zeitgenössischen Schriftüberlieferung als eigenständige ethnische Gruppierung erkennbar.“ [Capelle, 1]

In diesem ersten Artikel dazu möchte ich mich mit den frühesten Überlieferungen des Sachsennamens und seiner Bedeutung auseinander setzen.

Die Sachsen in der antiken Überlieferung

Niemand hat die Sachsen einer kritischeren und erfrischenderen Überprüfung unterzogen als der Magdeburger Geschichtspräsident Mathias SPRINGER. Deshalb möchte ich ihm hier kritisch folgen. Er hat in seinem Werk *Die Sachsen* unter anderem auch mit einem alten Vorurteil gebrochen, indem er darauf aufmerksam machte, dass Ptolemäus (100–175), griechischer Mathematiker und Geograph aus Alexandrien, die Sachsen weder gekannt noch über sie geschrieben hatte [Springer, 17]. Es gibt zwar fünf Stellen in der *Geographie*, in denen der Name der Sachsen angeblich fällt, aber er verweist auf die 1934 publizierte Arbeit von Ulrich KAHRSTEDT (1888–1962), Althistoriker und Göttinger Professor:

„Kahrstedt hat nun mit den Mitteln der Textkritik dargetan, dass Ptolemäus nicht ΣΑΞΟΝΕΣ (sprich: Saxonen) geschrieben hatte, sondern ΑΒΙΟΝΕΣ (sprich: Aviones). Das Wort wurde im Zuge der handschriftlichen Überlieferung zuerst zu einem Unnamen ‚ΑΞΟΝΕΣ‘ (sprich: Áxones) verlesen und dann zu ΣΑΞΟΝΕΣ (Saxonen) verschlimmbessert, wie der Fachausdruck lautet. Áxones (und nicht etwa Saxonen) steht in der Mehrzahl der Handschriften“ [Springer, 27; s.a. Ahrens, 17; Rech, 123].

Publius Cornelius Tacitus, der von 55 bis 116 gelebt hat und ein bedeutender römischer Historiker war, hat in seinen Werken über die Germanen (sofern er die *Germania* geschrieben hat) niemals die Sachsen erwähnt. Er kannte sie schlichtweg nicht. Man kann deshalb davon ausgehen, dass es die Sachsen im 1. und 2. Jh. nicht gegeben hat.

„Zweifelsfrei zur Bezeichnung von Zeitgenossen kommt der Sachsenname erstmals im Jahre 356 vor, und zwar in einer griechischen Rede, die der nachmalige Kaiser Julian (reg. 361–363) auf seinen Vetter, den Kaiser Constantius II. (reg. 337–361), gehalten hat. Die Saxones werden hier im selben Atemzug mit den Franken als Bundesgenossen des Magnentius genannt, der sich in Gallien zum Kaiser aufgeschwungen hatte und von 350 bis 353 herrschte. 351 erlitt er gegen Constantius II. bei Mursa (Osijek in Kroatien) eine Niederlage.

Vom Anmarsch des Gegenkaisers vor der Schlacht von Mursa spricht Julian, wenn er in seiner Rede sagt: »Es folgten ihm aber wegen der gemeinsamen Herkunft als bereitwilligste Bundesgenossen Franken und *Sáxones*, die streitbarsten Völker am Rhein und am westlichen Meer.« [...] Julian hatte seit dem Dezember des Jahres 355 in Gallien geweiht, nachdem er von Constantius II. zum Unterkaiser (»Caesar«) erhoben worden war. In Gallien wird Julian den Sachsennamen kennen gelernt haben. Auffällig ist, dass der junge Herrscher die Franken und *Sáxones* in einem Atemzug nennt und zwischen ihnen nicht zu unterscheiden weiß« [Springer, 34 f.].

Außer der Ungereimtheit, dass Julian Apostata 355 die Sachsen kennen lernt, um sie für 351 zu erwähnen, kommt hier die Tatsache zum Tragen, dass um 350 offensichtlich die Sachsen als Zeitgenossen allgemein bekannt waren.

„Das früheste Jahr, zu dem der Sachsenname genannt wird, ist (annähernd) das Jahr 285 n.Chr. (natürlich unter Beiseitelassung der »Geographie« des Ptolemäus). Aber die Nennung stammt erst aus der Zeit zwischen 365 und 378. Sie findet sich nämlich bei dem lateinischen Geschichtsschreiber Eutrop, der während jener Jahre einen Abriss der römischen Geschichte verfasst hat.

Über die Frühzeit des Kaisers Diokletian (reg. 285–306) erzählt Eutrop unter anderem Folgendes: Der Feldherr Carausius bekam den Auftrag, das Meer bei Boulogne zu befrieden, »das die Franken und Saxones unsicher machten« [Springer, 33].

Fassen wir zusammen: Im 1. und 2. Jh. kannten weder Römer noch Griechen die Sachsen, weil es sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht gegeben hat. Die Erwähnung durch Ptolemäus war ein Übersetzungs- oder Schreibfehler; er meinte offensichtlich die Avionen. Erst ab dem 3. Jh. werden die Sachsen greifbar. Ihre Bezeichnungen waren aber allgemein gehalten und meinten kei-

nen konkreten Stamm oder Stammesverband. Als Sachsen bezeichnete man in jener Zeit die germanischen Gefolgschaftsverbände, die auf dem Seeweg ins römische Reich eindringen, um auf Beutezug zu gehen und dessen Herkunft jenseits des Ärmelkanals lag.

Der Ursprung des Sachsennamens auf indogermanischer Grundlage

„Die ältesten griechischen und lateinischen Entsprechungen des Wortes (*die*) *Sachsen* sind uns schon bekannt. Wir wenden jetzt seinen ältesten germanischen Formen zu: Auf altenglisch lautete es *Seaxan*, auf althochdeutsch *Sahsun*. (Das *h* ist hier und in den folgenden altgermanischen Beispielen wie das *ch* in *ach* zu sprechen.) In der altsächsischen Sprache scheint das Wort nicht überliefert zu sein. Innerhalb des Althochdeutschen kommt es, wenn ich nicht irre, erst im *Summarium Heinrici* vor, einem Nachschlagwerk, das im 11. oder 12. Jh. entstanden ist“ [Springer, 122].

Der Name „Sachsen“ leite sich vom Urgermanischen **sahsa* ab. Mit dem Bildungsglied -an entstand so das urgermanische **Sahsans* für die Sachsen.

„Auch ein Nachkomme des urgerman. **sahsa* ist in unserer lebendigen Sprache vertreten, und zwar als verdunkelter Bestandteil des Wortes *Messer*. Dessen ahd. Entsprechung lautete *mezzi-sahs*. Das bedeutet so viel wie »Speise-messer«. Ein anderes Messer war das Rasiermesser. Es hieß ahd. *skar(a)-sahs* und as. *scer-sahs*: »Schermesser«.

Damit kommen wir zu der Frage, was **sahs(a)* zu der Zeit bedeutet hat, als von ihm das Wort *Sachsen* gebildet wurde [...] wären die Sachsen als »*die Leute mit dem Messer*« (oder mit den *Messern*) zu verstehen“ [Springer, 123; Hvhg. fettkursiv hier und im Weiteren von A.G.].

Dieses Vorurteil wurde auch von Widukind von Corvey (925–973) geteilt, der in seinem Werk folgendes mitteilte:

„Einige aber behaupteten auch, daß sie von dieser Tat ihren Namen bekommen hätten, denn Messer heißen in unserer Sprache *Sachs*. Sie seien darum *Sachsen* genannt worden, weil sie mit ihren Messern eine solche Menge Menschen niedergehauen hätten“ [Widukind, 29].

Erwähnungen von Dolchen (*Seax*) und starken Messern (*scramasaxi*) im *Beowulf* und bei Gregor von Tours

„haben die neuzeitliche Wissenschaft veranlasst, »den« *Sax* zu erfinden. Während der achtziger Jahren des 19. Jhs. behauptete L. Lindenschmit in seinem »Handbuch der deutschen Altertumskunde«, »*Scramasaxus*« sei »das fränkische Wort« zur Bezeichnung des Kurzschwertes, »einer furchtbaren Hiebwaaffe«. In Wirklichkeit bildet *scramasaxus* keine fränkische, also keine germanische Form des Wortes, sondern eine latinisierte oder romanisierte. Lindenschmit hat auch die falsche Form »der« *Sax* ein-

geführt. Man müsste *das* Sax sagen. [...] Seitdem spukt »der« Sax durch die Archäologie und der Mittelalterforschung“ [Springer, 123 f.].

„Überhaupt hatte »der Sax« der Archäologen von Hause aus nichts mit den Sachsen zu tun: Die »Langsaxe« sollen im 5. Jh. mit den Hunnen ins Karpatenbecken gekommen sein, während den »Kurzaxen« römische Wurzeln zugesprochen werden. Ebenso wenig bildet »der« Sax ein kennzeichnendes Merkmal der Bodenfunde, die aus dem alten Sachsen stammen. Er tritt genauso im ursprünglichen Frankenreich auf, und zwar in dessen romanischen Teilen gleichermaßen wie in Süddeutschland. Ferner sind Saxe in Slowenien und Ungarn zutage gekommen“ [Springer, 125].

Tatsächlich findet sich heute fast kein Sachbuch über die Sachsen, in denen nicht von den zum Kriegsgott Saxnot betenden Schwertgenossen gesprochen wird [s. a. Capelle, 9; Genrich 1978, 43]. Zweifel darüber gibt es aber immer wieder [z.B. Rech, 119].

Der Sax als Hiebschwert ist nach SPRINGER also eine neuzeitliche Erfindung der Historiker, das Sax in der Überlieferung aber stets als Sonderformen von „Messer“ zu verstehen. Das steht nun im scheinbaren Widerspruch zu Aussagen in der *Thidrekssaga*, wo ausgeführt wird: „Das Schwert heißt *Ekkisax*. Deshalb heißt es so, weil *kein Schwert* (*ekki sax*) ihm gleich aus der Flamme gezogen ward“ [Ritter 1989, 85].

Diese Bezeichnung „Schwert“ dürfte m. E. aus dem 12. Jh., von den Autoren der *Thidrekssaga* stammen, also von jenen Leuten, die im 12. Jh. die alten Sagen sammelten und in einem Guss niederschrieben. Sie hatten wohl das „Sax“ in alten Schriften als „Waffe“ wiedererkannt. Da es sich bei „Ekkisax“ eindeutig um ein Schwert handelte, musste eine Erklärung für den Namen gefunden werden. Und die bekamen sie durch naheliegende Überlegungen.

Hier muss man die Parallele zu dem Schwert *Mimung* ziehen. Wieland (Wieland) hat sein Meisterstück, das er für den König Nidung in Jütland schmiedete, zu Ehren seines Schmiedemeisters Mime benannt [s. a. Ritter 2002, 44 f.]. Auch er betrog, wie Alfrik, seinen Auftraggeber, indem er das Schwert stahl und dem König statt seines ein anderes, minderwertigeres Stück machte. Für beide Schwerter hatten sie einen enormen Zeitaufwand gebraucht, was die besondere Technik der Herstellung betonte. Besondere Schwerter, die gegenüber den Üblichen stark in Güte und Aussehen hervortraten, haben Namen bekommen. Wir kennen das berühmte Schwert *Excalibur*. Mime hatte einen Gesellen namens Ekki. Wenn Alfrik dessen Lehrling/Geselle war, nannte er sein Meisterstück nach seinem Schmiedemeister *Ekki*. Wenn Sax immer nur „Messer“ bedeutete, hätte „der große Schalk Alfrik“ hier ein Wortspiel zur Namensgebung gewählt, das ich mit „Ekkis Messer(chen)“ übersetzen würde. Damit steht auch die Überlieferung aus der *Thidrekssaga* nicht in Widerspruch mit den obigen Erklärungen.

SPRINGER will das urgermanische Wort *sahsa weiter in die Vergangenheit verfolgen, weil nur so die Wurzel des Namens „Sachsen“ zu finden ist:

„Somit geraten wir auf das Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft: **Das Wort *sahsa ist mit den lateinischen Wörtern saxum ‘Stein, Fels’, s(a)cena ‘eine Art von Hacke’, sec-are ‘schneiden’ und securis ‘Beil’ verwandt**, aber auch mit dem deutschen Wort *Säge* und dem russischen *sochá* ‘Hakenpflug’. Die Verwandtschaft beruht nun nicht darauf, dass die gemeinsame Wurzel dieser Wörter »schneiden« bedeutet hätte (was leider in heutigen etymologischen Wörterbüchern steht), sondern darauf, dass die Werkzeuge und Waffen aus Stein waren, als die betreffenden Wörter in ihrer Urgestalt geschaffen wurden“ [Springer, 127; Fettkursiv-Hvhg. hier und im Weiteren durch A.G.].

Somit stehen die Interpretation des Sachsennamens z.B. von Widukind von Corvey als „Messer-Leute“ den Bezeichnungen, z.B. von Isidor von Sevilla (560–636) entgegen, die nach lat. saxum heißen, „weil es einen harten und sehr kräftigen Menschenschlag bildet sowie die anderen Seeräuber übertrifft“ [Springer, 128]. So das Wort in urindogermanischer Zeit entstanden ist, „**wäre das Wort Sachsen nicht deutbar**, denn wir wissen nicht, was die urindogermanische Entsprechung des Wortes sahs bedeutet hat“ [Springer, 130].

Altsemiten in West- und Nordeuropa und die Entstehung der Germanen

Die Sprachwissenschaftler gehen allgemein davon aus, dass ein Drittel der deutschen Wörter nicht-indogermanischen Ursprungs ist. Theo VENNEMANN, Professor für Linguistik in München, vertritt die Auffassung, dass nach der letzten Eiszeit (Mittel- und Jungsteinzeit, nach alternativer Chronologie -2000/i, das i steht für die Datierung durch H. Illig) ein Großteil Europas von Südfrankreich her von vaskonisch sprechenden Menschen besiedelt wurde. Von ihrer Sprache sind allerdings nur noch die Toponyme, also die Bezeichnungen von Flüssen, Bergen, Landschaften und Orte übrig geblieben (ausgenommen die heutigen baskischen Sprachen), da sie von anderen Völkern überlagert wurden. So auch von den Indogermanen, die nach herkömmlicher Chronologie Europa im -6. Jtsd. besiedelten und ca. im -4. Jtsd. (also alles innerhalb der Kupfersteinzeit, 1200/i–1000/i) in Nordeuropa eintrafen. West- und Südeuropa wurden erst durch Kelten, Griechen und Römer indogermanisiert.

„Ein wiederkehrendes Motiv in Darstellungen der germanischen Sprachgeschichte ist die Herausstellung eines Teils des frühen gemein-germanischen Wortschatzes, zu dem es keine plausible etymologische Anknüpfung an lexikalische Elemente anderer indogermanischer Sprachen gibt. [...] Mit diesem Hinweis verbindet sich dann fast immer die Erwägung, es

könne sich hierbei insbesondere um den Einfluß von Sprachen solcher Völker oder Sprechergruppen handeln, die von indogermanischen Gruppen unterworfen worden seien, [...] während aus der Verschmelzung der verschiedenen Sprechergruppen die Germanen geworden seien. Dies ist die *Substrattheorie* in ihrer Anwendung auf den frühgermanischen Wortschatz“ [Vennemann, 2].

„Fast alle Darstellungen der germanischen Sprachgeschichte, die den frühgermanischen Wortschatz charakterisieren, weisen – unabhängig davon, ob sie ein nicht-indogermanisches Substrat annehmen oder nicht – darauf hin, daß die lexikologischen Neuerungen, wenn sie auch im Prinzip alle Bereiche des Wortschatzes betreffen, sich in bestimmten Sachgruppen oder Sinnbezirken drängen. Als solche werden mit schöner Regelmäßigkeit die folgenden aufgeführt:

1. Kriegswesen und Waffen
2. Seewesen und Schifffahrt
3. Rechtswesen
4. Staatswesen und Gemeinschaftsleben“ [ebd., 5].

„Sind die Germanen tatsächlich im Kern aus dem Süden zugewanderte Indogermanen [...], so ist es verständlich, daß sie die Terminologie des ihnen nicht oder wenig bekannten See- und Schifffahrtswesen von der vorgefundenen Bevölkerung übernehmen“ [ebd., 8].

„Es gibt aber eine Konzeption, mit der gerade diese drei Gruppen [1, 3 und 4; A.G.; ...] völlig verträglich sind. Das ist die Annahme eines nicht-indogermanischen *Superstrats*. Die Unterworfenen übernehmen aus der Sprache der Herrschenden die Ausdrücke des Kriegswesens sowie die des ihnen aufgezwungenen Rechts- und Staatswesens sowie des durch die Herrschenden bestimmten Zusammenlebens“ [ebd., 9].

VENNEMANN hat die Theorie entwickelt, dass atlantische (semitische) Seemächte Westeuropa in Küstennähe agierten und die schiffbaren Flüsse hochfuhren, unterwarfen und kolonialisierten. Er bezieht sich dabei auf MORRIS JONES, der 1900 ein frühes Hamito-Semitisches Substrat auf den britischen Inseln entdeckt hat [Vennemann, xvi]. Diese „Proto-Phönizier“ seien die Träger der Megalithkultur. Die Expeditionen der Phönizier um Afrika herum, in den Atlantik und bis zu den britischen Inseln im -6. Jh. wurden durch Herodot, Avienus und Strabon bestätigt. Wenn solche semitische Handelsbeziehungen mit den Zinninseln (Cornwall) bestanden, wäre auch ein Handel mit den Bernsteinländern an Nord- und Ostsee möglich.

Eine Bestätigung könnte auch im archäologischen Fundhorizont im französischen Glozel, einem kleinen Weiler bei Clermont-Ferrand, gefunden werden: Freilich unterliegen die dortigen Schriftfunde Fälschungsverdacht, aber Daniel Völter, Theologieprofessor in Amsterdam, hatte 1929/30 Ähnlichkeit

ten mit altsinaitischen, altaramäischen und anderen Schriften gefunden [vgl. Illig, 50].

Das germanische Runenalphabet hat nach VENNEMANN Ähnlichkeiten mit dem phönizischen Alphabet: Jeder Buchstabe hat neben einen Lautwert eine Zusatzbedeutung. Der erste Buchstabe fängt sinnigerweise bei beiden mit „Rind“ an: das semitische „aleph“ und das germanische „fehu“. Bekanntlich ist bei den Semiten der Stier das Sinnbild des höchsten Gottes. Auch schrieben sowohl Phönizier wie Germanen keine Doppelkonsonanten, wie es Griechen oder Römer taten, sondern nur einfache. Die Runen sind im nordischen Kulturkreis entstanden und nicht etwa in der Peripherie der Etrusker, Römer oder Griechen, somit ist eine Übernahme von ihnen ausgeschlossen [s.a. Düwel, 221]. Warum sollten nicht etwa Altsemiten die Vorformen der phönizischen Schrift nach West- und Nordeuropa getragen haben?

„Einigkeit herrscht unter den Gelehrten, dass die Runenschrift auf die große Familie phönizisch-aramäischer und damit semitischer Alphabete zurückgeht“ [Simon, 1].

Auch die Mythologie weist Parallelen: Baldur gleicht sich mit Baal, Freyja mit Astarte. Die Geschwisterliebe zwischen Freyja und Freyr ist typisch semitisch. Die seefahrenden Vanen stehen den Asen gegenüber, die wegen ihres Goldschatzes über die Vanen herfallen. Der Kampf der beiden Göttergeschlechter endet mit einem Patt. Somit stehen die Vanen allgemein für die Götter der Semiten, die Asen für die Götter der Indogermanen; das semitische Element durchdringt dabei die gesamte Mythologie [s. a. Vennemann, 382-391]. In diesem Zusammenhang bietet auch Aschera, „die Heilige“, Interessantes: Als Gemahlin des höchsten semitischen Gottes El („Gott“) wurde sie durch einen Kultpfahl verehrt. War sie damit Vorbild für den Kult um die Irminsul? Die Benennung der Vanen leitet VENNEMANN nicht von altn. *vinr* „Freund“ oder lat. *Venus* ab, sondern von den bretonischen Veneti, die – allerdings erst zu Caesars Zeit – bedeutendsten Seefahrer an der gallischen Küste. Beide Namen sollten sich daher aus dem gleichen Ursprung herleiten lassen.

„Durch die Lage ihrer Oppida in der kontinentalen Hauptregion der Megalithkultur und durch ihre alle anderen Völker überragende maritime Tüchtigkeit wirken sie [die Veneti; A.G.] wie ein atlantisches Volk in einer keltisierten Umgebung“ [Vennemann, 388].

Die Phönizier waren dafür berühmt, dass ihr Imperium auf dem Handel aufbaute, so wie später die Hanse. Sie galten in der griechischen Überlieferung schlechthin als Erfinder des Handels und beuteten nicht nur die Rohstoffe der indigenen Völker des westlichen Mittelmeeres aus, sondern hatten überhaupt das Handelsmonopol in diesen Gebieten. Bündnisse mit den Etruskern und den Griechen, später mit den Römern, erweiterten ihren Einfluss (und die Warenviefalt). Was spricht dagegen, dass die Entstehung bei den Altsemiten

der Levante den Anfang nahm? Der vom Historiker Theodor Mommsen hoch geschätzte Franz Karl **MOVERS** (1806–1856), katholischer Theologe und Orientalist, hat in seinem Standardwerk *Die Phönizier* die altsemitischen Handels- und Wanderwege von der Levante (Küstengebiet des heutigen Libanons, Palästinas und Israels) bis nach dem atlantischen Westafrika und Westeuropa aus den Mythen und Sagen vom Herakles abgeleitet:

„Das historische Moment in diesen Sagen kann daher nur in der sehr alten Übersiedlung östlicher Völker verschiedenen Stammes [...] gesucht werden“ [Movers C, 590].

Movers verfolgt diese Mythen zurück bis auf die Wanderungen „des Bel oder Kronos, die sich auf die ältesten Wanderzüge von Canaan her beziehen“ [ebd., 591]. So landet er in der Zeit vor der Gründung von Gades (Cadix), noch bevor die Kelten die Iberische Halbinsel besiedelten. Er nennt das -12. Jh.

„So läßt sich also auch in der Colonialgeschichte Spaniens wie in allen anderen größeren westlichen Colonialländern der Phönizier nachweisen, daß der Periode der sidonisch-tyrischen Colonien Wanderzüge und Ansiedlungen stammverwandter Völker vorangegangen sind“ [ebd., 592].

Für die frühe Erschließung des westlichen Mittelmeeres und darüber hinaus (Atlantik) zeugt auch das „Problem der Tarsis-Schiffe“:

„Ähnlich wie sich an der gesamten Chronologie der phönikischen Expansion die Geister scheiden, ist auch die Tarsis-Frage umstritten. Konsens besteht darüber, daß als »Tarsis« späterhin der südliche Teil der iberischen Halbinsel, also das phönikisch-punisch beeinflusste Andalusien, firmierte, Tarsis und das von Herodot (I, 163) bezeugte Tartessos mithin identisch waren. Vorderhand gibt die Überlieferung jenen recht, die einen frühen Beginn phönikischer Handelstätigkeit im Westen und die Authentizität der traditionellen Gründungsdaten von Utica und Gades im 12. Jh. [-700/i; A.G.] behaupteten. Danach hätte bereits die erste Phase des eisenzeitlichen mediterranen Fernhandelssystem den gesamten Mittelmeerraum von der Levante bis zu den Säulen des Herakles (und darüber hinaus) umspannt“ [Sommer 2000, 104f].

Wird der Name der „Sachsen“ auf semitischer Grundlage gelöst?

Mit der Annahme eines semitischen Superstrats in der germanischen Sprache, konnte ich nun die Suche nach dem Sinn des Sachsennamens erweitern. Nach mehreren Recherchen im Internet und Bibliotheken (neuhebräische und arabische Wörterbücher) besorgte ich mir ein semitisches Lexikon der phönizischen und punischen Sprache von Richard S. **TOMBACK** und fand die weiter unten folgenden Eintragungen. Doch zuvor möchte ich noch eine Warnung **VENNEMANN'S** weitergeben, die sich wohl auch an Leute wie mich richtet:

„Es ist mir so gut wie jedem klar, daß man sich in der Verfolgung dieser Frage auf dünnes Eis begiebt; dies dürfte ja der hauptsächlichliche Grund sein, weshalb so viele kenntnisreiche Etymologen und sonstige Sprachwissenschaftler lieber auf dem sicheren Grund der innerindogermanischen Wort- und Namenerklärung bleiben. Solchen Überlegungen haftet nämlich immer das Odium des Spekulativen an, und mit diesem Odium möchten viele ihren Ruf oder gar ihre Karriere begreiflicher Weise nicht belasten. Doch halte ich diese verständliche Einstellung nicht für die einzig richtige. [...] Natürlich hat es auch keinen Zweck, nach jedem Strohalm zu greifen oder überkühne Theorien aufzustellen, nur damit überhaupt etwas geschieht, wie es leider oft das Vorgehen solcher Forscher kennzeichnet, die auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft Laien sind“ [Vennemann, 204].

Dennoch möchte ich den Versuch wagen, diesen „spekulativen“ Weg einzuschlagen, um zu überprüfen, ob uns eine semitische Deutung des Sachsennamens eine plausible Erklärung bringen kann. Ob es sich um eine überkühne Theorie handelt, wird die noch zu leistende Überprüfung durch Sprachwissenschaftler zeigen.

- „SGN B.Heb. *SeGaN* »head official, noble, prefect«; N.Heb. *SeGaN* »chief, adjutant, high priest«; Akk. *ŠaKnu* »prefect«; Emp.Aram. *SGN* »governor, prefect, chief«; B.Aram. *SeGaN*; J.Aram. *SeGaNa* »chief, adjutant, high priest«. 1. »temple functionary« n.m. [...] (N. Pu. Malta [...])“ [Tombach, 225].
- „SHR Heb. *SāHaR* »to go around«; Akk. *SaHāRu*, *SaHiRu*; J.Aram. *SeHaR*; Syriac *SeHaR* »to go around begging«; Mandaic *SHR* »to move about«. 1. »merchant« n.m. [...] (Pu. Carthage [...])“ [ebd., 226].
- „SHRT B.Heb. *SeHoRā* coll. n. meaning »merchants« [...]. 1. »the quality or profession of a merchant« [...] (Pu. Carthage [...])“ [ebd., 227].
- „SHRT B.Heb. *SōHeR* »traveller, vagabound, merchant«; Akk. *SaHHiRu* »vagabound«. 1. »merchant« n.f. [...] (Pu. Carthage [...])“ [ebd., 227].
- „SKN Heb. *SōKeN* »steward«; N.Heb. *SeGaN* »assistant«; Amar.Akk. *ZuKiNi*; Akk. *ŠaKnu* »governor«; Ug. *SKN*; Anc.Aram. *SKN*; Q. Aram. *SGN* »ruler«. 1. »governor« n.m. 2. »overlord« n.m. [...] (Ph. Byblos [...] Ph. Limassol [...] Ph. Athens [...])“ [ebd., 228].
- „SRSR N.Heb. *SaRSūR* »broker, middleman«; J.Aram. *SaRSūRa'*; (Arabic *SuRSuRuN* »intelligent, skillful«). 1. »broker« n.m. [...] (Ph.Kition [...])“ [ebd., 233].
- „ŠGY Heb. *ŠaGGi'* »great«; Emp.Aram. *ŠGY* »multitude«; Palm. *ŠGY'* »many«; J.Aram. *SaGGi'*; Syriac *SaGGi'*; B.Aram. *SaGGi'*; Mandaic *SG'* »to be many, large«. 1. »many« adj. f. [...] (Ph.Larnaka [...])“ [ebd., 314].

- „ŠHT Heb. *ŠiHeT* »to spoil, ruin«; Anc.Aram. *ŠHT* »to destroy«; B.Aram. *ŠeHaT* »to be corrupt«; J.Aram. *ŠeHaT* »to be mutilated«; (Syriac *ŠaHeT* »to contract, rust«). 1. »to ruin« vb. [...] (Ph. Zinjirli [...])“ [ebd., 315].
- „ŠKR Heb. *ŠāKaR* »to hire, rent«; Ug. *ŠKR*; Palm. *ŠKR* »to give a reward«; Arabic *ŠaKaRa*; Geez *ŠoKuR* »hired«; Amh. 'aŠKuR »servant«; (ESArab. *ŠKR* »to defeat«); Emp.Aram. *ŠKR* »wages«. 1. »wages« vb. [...] (Ph. Zinjirli [...])“ [ebd., 316 f.].
- „ŠQL Heb. *ŠāQaL* »to weigh«; Akk. *ŠaQāLu*; B.Aram. *TeQaL*; J.Aram. *TeQaL*; Syriac *TeQaL*; Mandaic *TeQaL*; Arabic *TaQaLa* »to be heavy«. 1. »weigher« n.m. 2. »to examine« vb. [...] (Pu. Carthage [...] N.Pu. Tripolitania [...])“ [ebd., 330 f.].
- „ŠQL Heb. *ŠeQeL* »special weight«; Ug. *TQL*; Akk. *ŠiQLu*; Anc.Aram. *ŠQL*; Emp.Aram. *ŠQL*, *TQL*; B.Aram. *TiQLa'*; J.Aram. *TiQLa'*; Syriac *TaQLuTa'*; Arabic *TiQLuN'*. 1. »special weight« n.m. [...] (Pu. Marseilles [...])“ [Tombach, 331].

Diese mit „Sachsen“ korrespondierenden semitischen Wörter zeigen eindeutig kaufmännischen Bezug. Andererseits hebt sich auch eine sakrale Bedeutung heraus, womit z.B. die Verwandtschaft mit den Wörtern segnen, schachern und schenken gegeben ist. Der Sachsenname könnte also schon zu germanischer Zeit die Bedeutung von semitisch SHR = Händler, gehabt haben. Handel und Seeräuberei sind bekanntlich zwei Seiten der selben Medaille.

Saxnot, der Gott der Händler und der Piraten

Der sakrale Charakter einiger obiger Wörter weisen darauf hin, dass die Sachsen ihren Namen von ihrem Gott Saxnot bekamen. Wahrscheinlich riefen solche seefahrenden Gefolgschaften in Seeschlachten oder bei Überfällen ihn herbei, quasi als Schlachtruf. Ihre Gegner nahmen ihn als zentrales Erkennungsmerkmal auf, merkten ihn sich, und so wurden die Piraten von jenseits des Ärmelkanals allgemein als „Sachsen“ bekannt.

Das *Sächsische Taufgelöbnis* ist angeblich das älteste Dokument, das den Gott Saxnot nennt. Offiziell wird es dem 8. Jh. zugewiesen, liegt also mitten in der Phantomzeit. Da ich daran glaube, dass die Christianisierung der Germanen jenseits des Limes frühestens im 10. Jh. ansetzt, denke ich eher, dass es sich um eine Fälschung aus dem 11. oder 12. Jh. handelt.

„Drei der in Sachsen verehrten Götter nennt das Taufgelöbnis: *Thunaer*, *Uuôden* und *Saxnôt*. Die beiden ersten bieten zwar sprachliche, aber keine sachlichen Schwierigkeiten. Die sprachlichen Beanstandungen ergeben sich aus der englischen Lautgestalt der beiden Namen sowie aus grammatischen Einzelheiten, die wir unberücksichtigt lassen.

Als Wesen sind »Thunaer« und »Uuóðen« jedoch gemeingermanische Götter und gut bezeugt. [...] Schwierig steht es dagegen mit *Saxnót*. Der Name ist auf dem Festland sonst nirgendwo belegt. Seine englische Entsprechung *Seaxnet* kommt erst im 12. Jh. vor; und zwar wird der Träger dieses Namens als Sohn Wotans genannt. Ein mittelbarer Beleg ist jedoch älter: In englischen Abstammungsreihen des Frühmittelalters heißt der älteste Vorfahr der Könige von Wessex *Gesecg Seaxneting*. Das bedeutet: »Gesecg, der Sohn (oder der Nachkomme) des Seaxnet.«

Saxnót/Seaxnet kann nur der Beiname, nicht aber der tatsächliche Name eines Gottes gewesen sein. Man denkt entweder an den Gott, der ahd. *Ziu* und anord. *Týr* hieß, oder an den nur im Norden bezeugten Freyr. Das Wort *Saxnót/Seaxnet* wird als »Schwertgenosse« gedeutet. Nun wissen wir bereits, dass das altgermanische Wort *sax* nicht mit der Bedeutung 'Schwert' belegt ist. Folglich ist diese Deutung des Namens *Saxnót* zweifelhaft* [Springer, 156 f.].

Tatsächlich nimmt man allgemein Saxnot als Beinamen des germanischen Kriegsgottes Ziu an, wegen der Deutung des Namens als „Schwertgenossen“. ***Wir sollten uns getrost von den so genannten Schwertgenossen verabschieden.***

Dass in England Saxnot in die Nähe von Wotan gerückt wird, wundert mich nicht: Meines Erachtens ist Saxnot in Wirklichkeit sein Beiname [s.a. Genrich 1978, 43; 1991, 139] und Wotan auch ein Gott der Händler (analog zum griechischen Gott Hermes und römischen Merkur). Unstrittig sind jene Götter identisch, wie schon die römischen und germanischen Wochentage verraten: dies Mercurii (röm.) = Mittwoch (dt.) = Wednesday (engl.). Umgekehrt könnte es durchaus sein, dass das Händlerattribut Wotans mit dem semitischen Zusatz SHR (Händler) bedacht wurde. Aus Wotan-SHR (Wotan der Händler) wurde germanisch Wotan-Sahsa zu Saxnot.

Dass der Erzengel Michael sein christlicher Nachfolger war, ist allgemein bekannt: Michael („Wer-ist-wie-Gott?“) ist nicht nur Engelsfürst und Anführer der himmlischen Heerscharen (analog zu Wotans wilden Reitern), er ist auch ein Heilkundiger, wie Wotan es war. Nicht zufällig sind antike Heiligtümer, die dem Wotan geweiht waren, heute als so genannte „Michaelis-Heiligtümer“ zu erkennen. Er wägt auch nach dem Tod über die Sterbenden, ob sie in die Hölle oder in den Himmel kommen, so wie Wotan entscheidet, wer zu ihm nach Walhall kommen darf. Michael ist der Schutzpatron der Kaufleute, seit dem 5. Jh. wird am 29. September das Michaeli-Fest gefeiert, bei dessen Gelegenheit vielerorts die Pacht, Miete oder Zins gezahlt wurde. Das ist für mich ein starkes Indiz, dass dieses Attribut auch dem Wotan zugeschrieben wurde. Wotan, der als Ase durch Selbstmarterung das Verdienst erwarb, das Runenalphabet und damit die tieferen Weisheiten von den Vanen zu empfan-

gen, empfang nun auch den semitischen Beinamen Saxnot, der sein Händlerattribut offenlegte.

Fazit

SPRINGER hat mit seinem Buch *Die Sachsen* eine sehr gute Arbeit vorgelegt. Zuerst bewies er die Tatsache, dass die Sachsen im 1. und 2. Jh. den Römern und Griechen unbekannt waren. Erst ab dem 3. Jh. treten Sachsen als Piraten, die von jenseits des Ärmelkanals kommen, auf. Er hat den Namen der Sachsen kritisch beleuchtet und herausgefunden, dass der Ursprung des Namens auf urindogermanischer Grundlage nicht zu lösen ist. Selbst die Bedeutung von „Die Leute mit den Messern“ oder „Die Standhaften wie ein Fels“ überzeugen nicht wirklich.

Weiter habe ich auf Grundlage der Superstrats-Theorie von VENNEMANN versucht, den Ursprung des Sachsennamens aus dem Semitischen zu erklären. Dies stützt sich auf die Annahme, dass zum Beginn der Eisenzeit eine semitische (atlantische) Groß- oder Handelsmacht bis in den Nord-/Ostseeraum vordrang und eine Zeitlang über diese Gebiete herrschte bzw. vorherrschte. Das semitische SHR = Händler bildet dabei den Kern. *Die Lösung liegt im Gott der Händler (und der Piraten), Saxnot, der identisch mit Wotan-Merkur-Hermes ist.*

Quellen

- Ahrens, Claus (1978): *Sachsen und Angelsachsen*. Hamburg
Capelle, Thorsten (1998): *Die Sachsen des frühen Mittelalters*. Darmstadt
Düwel, Klaus (1978): Runeninschriften; in C. Ahrens (Hrsg.): *Sachsen und Angelsachsen*. Hamburg, 219-230
Genrich, Albert (1978): Ursprung und Ausbreitung der Altsachsen bis zum 5. Jh.; in C. Ahrens (Hrsg.): *Sachsen und Angelsachsen*. Hamburg, 43-50
- (1991): Der Name der Sachsen; in *Studien zur Sachsenforschung*, 7. Hildesheim, 137-143
Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1990): *Wann lebten die Pharaonen?* Frankfurt/Main
Illig, Heribert (?2005): *Die veraltete Vorzeit*. Gräfelfing
Jens, Hermann (⁶1981): *Mythologisches Lexikon*. München
Kinder, Hermann / Hilgemann, Werner (⁸2005): *dtv-Atlas Weltgeschichte, Band 1*. München
Markoe, Glenn E. (2003): *Die Phönizier*. Stuttgart
Movers, Franz Karl (1841-1856): *Die Phönizier. Band A-D*. Berlin
Rech, Manfred (2000): Chauken und Sachsen in der schriftlichen Überlieferung; in Dieter Bischof (Hrsg.): *Siedler, Söldner und Piraten*. Bremen, 119-134
Ritter-Schaumburg, Heinz (1989): *Die Didriks-Chronik oder die Svava*. St. Goar
- (?2002): *Die Nibelungen zogen nordwärts*. St. Goar

Simon, Marcus (2007): *Wie die Germanen das Schreiben lernten*. Forschungspublikation „Einsichten“ der Ludwig-Maximilians-Universität München (aus dem Internet)

Sommer, Michael (2000): *Europas Ahnen*. Darmstadt

- (2005): *Die Phönizier*. Stuttgart

Springer, Mathias (2004): *Die Sachsen*. Stuttgart

Tomback, Richard S. (1978): *A Comparative semitic lexicon of the phoenician and Punic languages*. SBL Dissertation Series 32, Missoula/Montana

Vennemann, Theo, gen. Nierfeld (2003): *Europa Vasconica – Europa Semitica*. Berlin · New York

Widukind von Corvey (1981): *Res gestae Saxonicae – Die Sachsengeschichte*. Stuttgart

Wikipedia: ↔ El; ↔ Erzengel Michael

www.megalithic.co.uk

Alexander Glahn, 68169 Mannheim, Am Brunnengarten 10

alex-g1765@web.de

Ein Römerlager bei Schweinfurt

Die römische Expansion gegen Germanien im Lichte eines kürzlich aufgespürten, mutmaßlich römischen Militärkastells im Maingebiet

Karl August Seel · Volker Friedrich

Einleitung: Das Römerlager Marktbreit in Unterfranken

Der Luftbild-Archäologe Otto Braasch entdeckte im Jahre 1985 Spuren von Befestigungen auf dem Kapellenberg nordöstlich des unterfränkischen Marktbreit am linken Ufer des Mains, südöstlich von Würzburg und ca. 50 km jenseits des Limes. Die vom Leiter des *Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege*, Prof. Dr. Ludwig Wamser, anschließend geleiteten Ausgrabungen führten zum damals überraschenden Ergebnis, dass die Befestigungen römisch-augusteischen Ursprungs aus der Zeit von -8/7 bis +9 waren. Mutmaßlich wurde das 37 Hektar große Römerlager durch Sentius Saturninus im Zusammenhang mit dem Markomannen-Feldzug des Tiberius im Jahre +6 errichtet. Es handelt sich um das östlichste Römerlager der Frühzeit im freien Germanien [Pietsch 2005, 476]. Nach Abbruch des Markomannen-Feldzuges im Jahre +6 wurde das nicht mehr benötigte Lager niedergebrannt. Teile der inzwischen touristisch aufbereiteten Standorte des Legionslagers [vgl. Steinacker 2008] sind auf heutigen Satellitenbildern recht gut zu erkennen. Den Namen Braasch sucht man auf der entsprechenden offiziellen Marktbreiter Webseite allerdings vergebens.

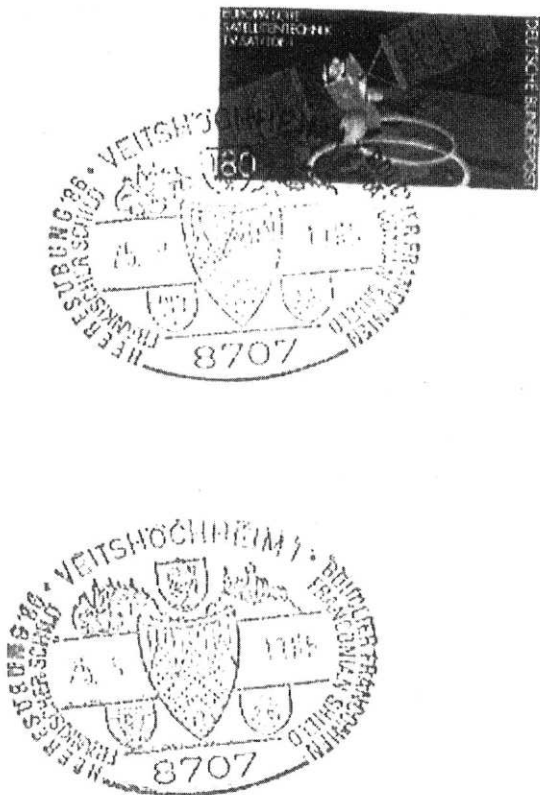
Fundgeschichte des Römerlagers beim unterfränkischen Schweinfurt [KS]

Zeitlich parallel zu Braasch wäre es beinahe zur Entdeckung eines weiteren römischen Lagers in der Nähe vom nicht weit entfernten unterfränkischen Schweinfurt am Main gekommen, womit sich dieser Aufsatz beschäftigen soll: Zur Vorbereitung des Großmanövers *Fränkischer Schild* wurde nämlich 1985 vom damaligen Korps-Topographen des III. Korps Militärgeographisches Amt der Bundeswehr (MilGeoAmt) eine Dia-Serie über Übungsschwerpunkte im Manöverraum gefertigt. Hierbei entstand das hier vorgestellte Schrägluftbild. Es wurde im Oktober 1985 mittels einer Handkamera aus einem Hubschrauber geschossen. Es zeigt wahrscheinlich die Spuren eines Römerlagers, das sich als „Bodendenkmal“ erhalten hat. Dieser Tatbestand wurde jedoch 1985 als solcher noch nicht erkannt.



Sonderstempel der Militärübung Fränkischer Schild, 1986

Zeitenprünge 3/2008 S. 729



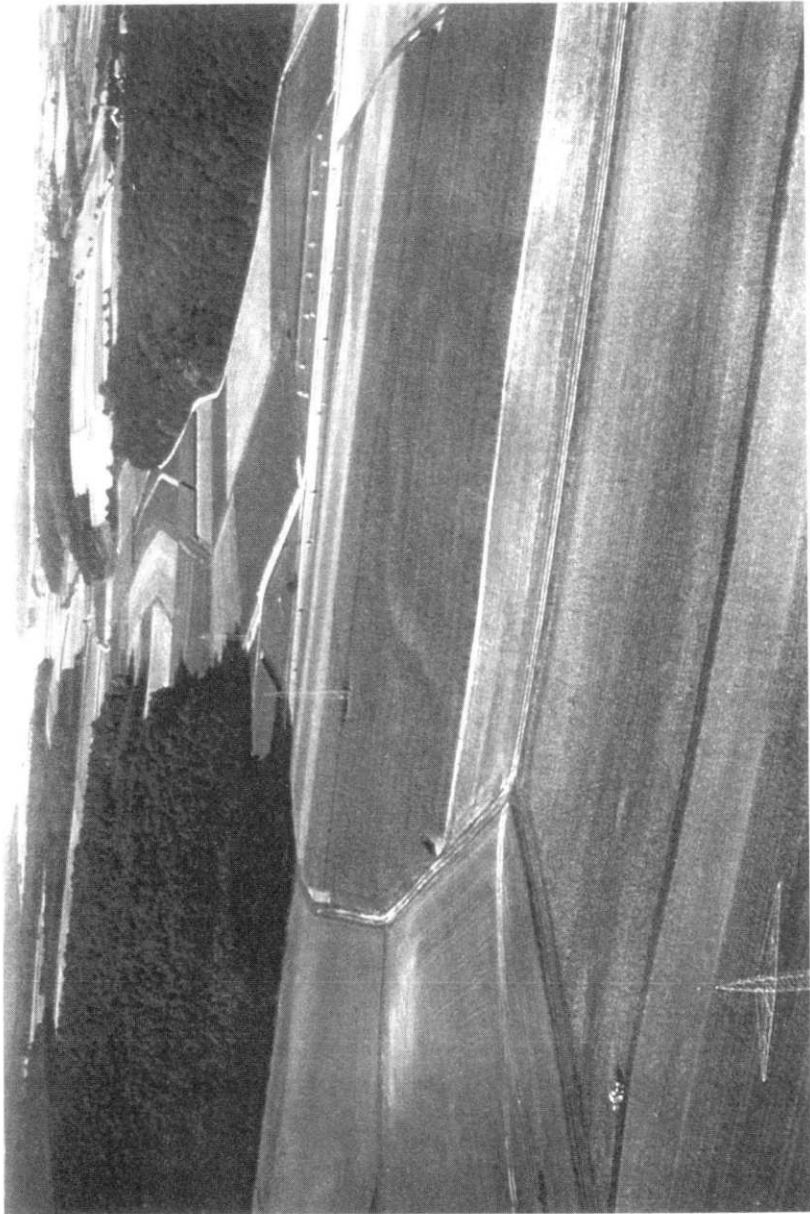
Die Übung *Fränkischer Schild* fand im September 1986 statt und wurde vom III. (GE) Korps als letzte Großübung der Bundeswehr vor der deutschen Wiedervereinigung angelegt. An ihr nahmen zwei deutsche Divisionen, US-Truppen, eine französische Panzerbrigade und kanadische Verbände teil. Insgesamt waren über 100 000 Soldaten mit mehr als 10 000 Fahrzeugen im Einsatz. Neben den rein militärischen Szenarien waren die militärisch-zivile Zusammenarbeit und der Naturschutz Schwerpunkte der Übung. Bezirksregierungen, Landkreise, Rotes Kreuz, Technisches Hilfswerk und Feuerwehren u.a. waren eingebunden. Die breite Öffentlichkeit wurde durch Medien und örtliche Plakatierungen unterrichtet. Briefumschläge und Postkarten mit dem Logo der Übung wurden in Umlauf gebracht. Die Post gab für Veitshöchheim, Garnisonsstadt einer der deutschen Divisionen, einen philatelistisch begehrten Sonderstempel heraus.

Vom Manövergebiet wurden mehr als 50 Umweltschutz-Karten des Maßstabes 1:50000 in hoher Auflage durch den „Topographischen Zug 300“ hergestellt und an die übende Truppe sowie die beteiligten zivilen Stellen verteilt. Diese *Karte der geschützten Räume* beinhaltete Trinkwasser-Schutzgebiete I-III, Naturschutzgebiete, Natur- und Kulturdenkmäler sowie panzerhemmende, nicht befahrbare Gebiete (Seen, Moore, Schluchten, Wälder, Gelände mit hohem Grundwasser etc.). Ob von dieser Spezialkartenserie heute noch Blätter existieren, ist nicht bekannt.

* * *

Im Jahre 1987 wurde das Schrägluftbild dem MilGeoAmt bekannt. Es kam schließlich in meine Hände, als ich mich dienstlich mit ihm zu befassen hatte. Anlass war der Auftrag an dieses Amt gewesen, für die amerikanischen *ear-mark forces* eine etwa 100 Bilder umfassende Dia-Serie über Deutschland zusammenzustellen: Sie sollte typische deutsche Landschaften (Ebenen, Hügelland, Mittelgebirge, Auen, Talungen), Siedlungen (Groß- und Mittelstädte, Dörfer, Industrie- und Gewerbegebiete), Geländeformationen (offen, bewaldet, gemischt, zertalt) sowie geographisch-topographische Objekte mit taktisch-sensitivem Charakter (Brücken, Furten, Fähren) enthalten. Jedes der Bilder sollte zudem eine möglichst markante Gelände-Objekt-Aussage machen, um die in den USA stationierten US-Eingreifreserven mit ihrem deutschen Einsatzgebiet in einem Spannungsfall bekannt zu machen.

Zu diesem Zweck wurden die Bildbestände des Militärgeographischen Amtes gesichtet, die Korps- und Wehrbereichstopographen um Mithilfe gebeten sowie Landesbildstellen angesprochen. Vom Topographen des III. (GE) Korps wurden Bilder der 1985 erfolgten Serie (vgl. o.) zur Verfügung gestellt. Das Lehrmaterial wurde zwar fertig gestellt, aber nicht mehr ausgeliefert, weil es wegen der deutschen Wiedervereinigung gegenstandslos ge-



Römerlager Unterfranken, Schrägluftbild Oktober 1985. Erkennbar die nördliche Umwallung mit abgerundeten Ecken (vgl. Plan auf S. 741)

worden war. Bei Zusammenstellung der Serie wurde das Bodendenkmal erkannt. Wegen zahlreicher anderer Aufträge (Einsatz der Bundeswehr außerhalb des eigenen Staatsgebietes, Auflösung der UdSSR u. a.) und der eigenen Pensionierung geriet das Bild in Vergessenheit. Erst 2007 wurde es wieder ausgekratmt, bei Prüfung V. Friedrichs neuer These über die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451.

Das Schrägluftbild vom Oktober 1985

Der genaue Flugtag kann nach 20 Jahren nicht mehr festgestellt werden. Aus der Aufnahme selbst können allerdings Flug- und Aufnahme-Richtung, Tageszeit und Aufnahme-Maßstab ermittelt werden: Der Flug erfolgte von Süden nach Norden; das Bild wurde beim Anflug aufgenommen. Dies lässt sich deutlich durch die Reihung der Hochspannungsmasten erkennen. Die Tageszeit ergibt sich aus dem Schattenwurf des Hochspannungsmastes, der oberhalb des römischerzeitlichen Objekts im Nordwesten steht. Sein Schatten fällt nach Nordosten, d. h. die Sonne stand zum Zeitpunkt der Aufnahme im Südwesten. Daher kann für Oktober, nach Ende der Sommerzeit, der Überflug zwischen 14:00 und 15:00 Uhr angenommen werden. Der Aufnahmemaßstab lässt sich aus der Höhe des Hochspannungsmastes ermitteln. Bei einer angenommenen Höhe von 25-30 m liegt der Maßstab zwischen 1:2500 und 1:3000. Das Luftbild ist perspektivisch eingerumpft. Der Höhenunterschied zwischen Lager und östlich vorgelagerter, ca. 18 m tiefer liegender Talau in ebenem Gelände ist nicht zu erkennen, ebenso wenig wie der Höhenanstieg zum bewaldeten Riedel im Nordwesten.

Das Schrägluftbild zeigt deutlich die Umwallung eines Lagers mit abgerundeten Ecken. Im Grünland sind durch eine lineare helle und dunkle Bodenzeichnung Teile der westlichen, nördlichen und östlichen Befestigung zu sehen. Diese dürfte aus einem mit Palisaden verstärkten Wall und vorgelagertem Graben bestanden haben. Innerhalb des Bodenmerkmals zeichnet sich die Nordostecke eines Gebäudes ab. Es handelt sich hierbei wahrscheinlich um Gebäude-Fundamente aus dem Zentralbereich um die Via principalis und Via praetoria.

Das Lager wird durch die Bewuchsmerkmale im begrünten Bestand sichtbar. In den übrigen Flächen zeichnet sich nichts ab. Das Kastell, im Nordteil sichtbar, dürfte sich nach Süden über den Arnsbach (von den Autoren geänderter Name) hinaus erstreckt haben, wie spätere Luftbilder des Amtes und terrestrische Aufnahmen nahe legen (vgl. u.). Oberhalb des nördlichen, hell gefärbten Kastellwalls ist noch ein dunklerer, leicht bogenförmiger, feuchterer Streifen sichtbar. Hier, auf dem höchsten Punkt des Kastells, könnte eine Toranlage gewesen sein.

Der Arnsbach tritt als perennierendes Bächlein an der Wegspinne aus. Der antike Bach floss mithin durch das Lager nach Osten hin ab und ist der tiefste Punkt der Anlage. Der Quellaustritt lag innerhalb der Befestigung, wodurch die Versorgung mit Trink- und Brauchwasser auch im Falle einer Belagerung gesichert war. Das Lager war weiterhin taktisch günstig angelegt: Insbesondere nach Osten und Südosten waren infolge des einfallenden Geländes gute Beobachtungsmöglichkeiten gegeben. Das im Osten gelegene flache Gelände mit seiner Talaue verstärkte den Schutz des festen Lagers. Hohe Grundwasserstände und dichter Auenwald waren eine zusätzliche Sperre gegen die Annäherung von Feinden.

Das unterfränkische Lager misst von seinem Nordwall bis zur vermuteten Südbegrenzung südlich des Arnsgrabens ca. 125 m in der Länge und rd. 105 m in der Breite. Es umschließt so rund 1,3 Hektar Fläche. Typologisch gleicht es denen von Neuwied-Niederbieber, Holzhausen v. d. H. u.a. Identisch in ihrer Form, aber flächenmäßig kleiner sind die Kastelle im weniger als 100 km entfernten Odenwald, z. B. Hainhaus (72 x 79 m), Eulbach (70 x 78), Würzburg (74 x 81), Hesselbach (80 x 73) [Schallmayer 1984, 73, 79, 84, 92]. Allen gemeinsam ist der gleiche an den Ecken abgerundete Umriss von Wall und Graben.

Die Luftbild-Methodik

Boden-, Bewuchs- und Schattenmerkmale sind die Hauptindikatoren, um Bodendenkmäler nachzuweisen, die im Gelände keine oberflächlich erkennbaren, erhabenen Überreste aufweisen. Als weitere Faktoren kommen Jahres- und Tageszeit, Wetterlage und Tageswetter, Sonnenstand und Aufnahmewinkel beim Überflug eines archäologischen Objektes hinzu. In einem kleinen Ausstellungsführer des Rheinischen Landesmuseums stellte Irwin Scollar [1961/62] diese Faktoren als wesentliche Punkte für das Sichtbarwerden, Erkennen und Aufnehmen von Bodendenkmälern durch Luftbilder heraus.

Scollar, gebürtiger Amerikaner, war der erste Luftbild-Archäologe in Deutschland nach dem II. Weltkrieg. Im Rahmen eines Forschungsprojektes wurden von ihm mit großem Erfolg die Kölner Bucht, das Niederrheinische Tiefland und die angrenzenden Mittelgebirge befliegen [vgl. Scollar 1963, 8 ff.]. Erkannte Bodendenkmäler fotografierte er mit der Handkamera. Wichtige Erkenntnis war, dass Bodendenkmäler sich sehr häufig nur beim Zusammentreffen günstiger Bedingungen im Gelände abzeichnen und unter Normalbedingungen nicht auffällig werden. Scollar konnte so zahlreiche verschleihte Hügelgräber, Grabgärten, villae rusticae, Kastelle und Motten (Burghügel) entdecken und dokumentieren.

Gute Bedingungen sind nur für einige Tage im Jahr vorhanden. Häufiger liegen sie im Frühjahr, finden sich aber auch im Herbst. Abtauender Schnee,

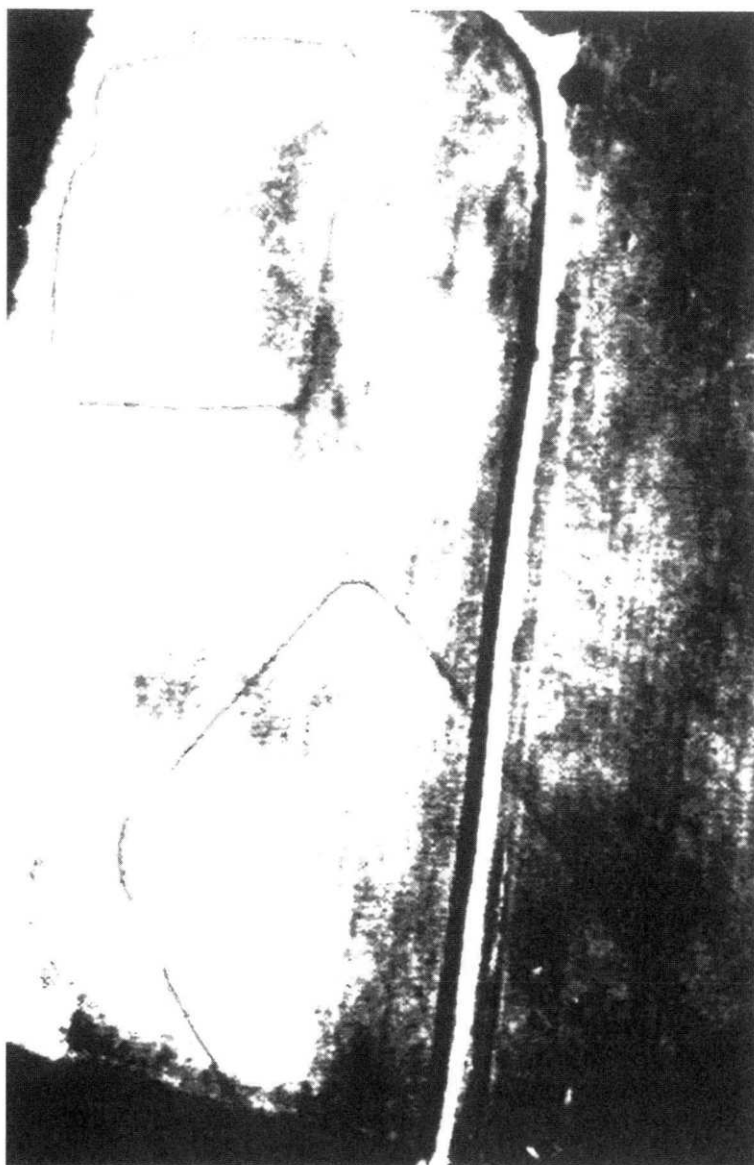
abtrocknende Ackerflächen und schräg stehende Sonne bewirken sie. Manchmal sind es aber auch banale Gründe, die ein Erkennen ermöglichen: So hat Scollar [1961/62, 23] z. B. in der Nähe von Xanten zwischen Birten (Castra Vetera) und Veen, beide im Landkreis Moers, Spuren von acht teilweise übereinanderliegenden römischen Feldlagern entdeckt, die er bei vorherigen Überflügen nicht bemerkt hatte (vgl. Luftbild Scollar). Der von Scollar befragte Bauer brachte die Lösung: Wegen Geldmangels hatte er im betreffenden Jahr der Luftbild-Entdeckung keinen Kunstdünger streuen können, so dass die Saat über den ehemaligen Umwallungen schlechter gedieh [pers. Mitt. Scollar, 60er Jahre]. Des Rätsels Lösung für die übereinander geschichteten Lager: Hier, in der Nähe der großen römischen Garnison Ulpia Traiana (Xanten), befand sich der Truppenübungsplatz, auf dem die Legionäre den Bau von Feldlagern, alle in der gleichen standardisierten Form mit abgerundeten Ecken, übten.

Bodenmerkmale heben sich in der Regel durch helle oder dunkle Zeichnung im Luftbild ab. Bewuchsmerkmale zeigen sich durch schüttereres Wachstum über Bodendenkmälern im Vergleich zum üppigeren Wuchs auf ungestörtem Boden. Im Sommer/Herbst wird insbesondere Getreide über den Bodendenkmälern notreif, indem es hell gegenüber dem umgebenden Grün absticht. Bei beiden Kriterien sind Wasserführung und Nährstoffmangel die auslösenden Faktoren.

Schattenmerkmale kennzeichnen flache Bodenerhebungen oder -vertiefungen bei schräg stehender Sonne morgens, abends oder im Winterhalbjahr bei abtauender Schneedecke. Schrägluftbilder zeichnen archäologisch immer besser aus als Senkrechtbilder bei Sonnenhöchststand. Bei allen Sichtmerkmalen heben sich die Bodendenkmäler durch Kreise und Vierecke bei Hügelgräbern, Grabgärten oder villae rusticae bzw. durch Streifen bei Altfluren ab [vgl. Seel, 1963, 317-341; 1964, 56-68].

Senkrechtbilder des MilGeoAmts (1963 – 2005)

Im Verlauf des Sommers 2008 wurden zur Vervollständigung des Lagebildes alle Senkrechtbilder im Luftbildarchiv des *Amtes für Geoinformationswesen der Bundeswehr* (früher MilGeoAmt Bw), die das Gelände um die Fundstätte des unterfränkischen Kastells zeigen, durchgemustert. Die für geodätische, photogrammetrische und kartographische Zwecke benötigten Luftbilder wurden mit einer Reihemesskamera aus Höhen zwischen 4000-6000 m geschossen. Sie dienten u. a. auch der Verdichtung des Höhenfestpunktnetzes, wichtig für Richtfunk bei Post und Bundeswehr. Reihemessbilder werden meist bei wolkenlosem Himmel und Sonnenhochstand geflogen, um möglichst schattenfreie Bilder zu gewinnen. Bis Ende der 80er Jahre wurde die alte



Römische Marschlager bei Moers (ca. 140 x 160 bzw. 70 x 80 m) [Foto Scollar]

Bundesrepublik eigens mit Bildflugzeugen im Turnus von zwei bis drei Jahren befliegen. Diese Luftbildaufnahmen wurden auch an die zuständigen Landesvermessungsämter weitergegeben. Sie dienten dort einer schnelleren Fortführung der topographischen Karte TK 50, 1:50000. Von ihr werden Karten mit kleineren und größeren Maßstäben abgeleitet.

Für das Fundgebiet des römischen Lagers liegen Aufnahmen aus den Jahren 1963, 1968, 1973, 1974, 1978, 1980, 1985 (= o. besprochenes Schrägluftbild), 1993 und 2005 vor. Ungeachtet o.a. luftbildarchäologisch einschränkender Aufnahmebedingungen ist auf dem Senkrechtfoto vom 28. Oktober 1993 die Kontur des Römerlagers nördlich des Arnsbaches schwach, auf dem Farbfoto vom 26. Juni 2005 dagegen aber recht gut, einschließlich Stabsgebäude (?), zu erkennen.

Das farbige Senkrechtfoto vom 26. Juni 2005 zeigt als einziges Luftbild Bewuchsmerkmale, die auf eine Fortsetzung des Römerlagers über den Arns-



Senkrechtfoto vom 26. Juni 2005: Vorlage in Falschfarben [VF]

bach hinaus nach Süden hinweisen. Die westliche und östliche Kastellumfriedung scheinen sich bis auf den Kamm des Gegenhanges ungefähr bis zum dortigen Hochspannungsmast fortzusetzen. Auch sind hier starke Bodenstörungen sowie ein Hausgrundriss zu sehen.

Geländebegehungen im November 2007 [VF]

Eine Satellitenbild-Recherche, auch bei ausländischen Internet-Anbietern, hatte als Ergebnis erbracht, dass im Gegensatz zu Marktbreit die Anlage auf dem geackerten Boden wegen zu geringer Bildauflösung auch für Kundige nur vage als hell umrandete, bis zum Arnsbach reichende dunkle Kreisfläche mit angrenzenden weiteren Bodenverfärbungen nach Süden und Osten, also als schwaches Bodenmerkmal im Scollarschen Sinne (s. Seel, o.) erkennbar ist. Daher unternahm ich am 12. November 2007 einen ersten Ortstermin. Er war ergebnislos, weil wegen dichter Bewölkung am späten Vormittag keinerlei Bewuchs-Strukturen auf dem mit Raps bestellten Acker erkennbar waren. Hunderte verstreuter kleiner Tonscherben waren jedoch nicht zu übersehen. Der zweiten Besichtigung am 29. November 2007 war wegen leichten Nebels und hereinbrechender Dämmerung leider ebenfalls kein Erfolg beschieden. Als Erkenntnis konnte immerhin verbucht werden, dass das Römerlager militärisch günstig auf einem leicht geneigten Südhang oberhalb einer nach Osten geöffneten Senke mit Bach angelegt ist (der hier noch ungenannte Flurname ist ein pleonastisches Kompositum mit slawischem Bestimmungswort).

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (BLfD)

Nach Einsichtnahme in Unterlagen des Landesamtes für Vermessung und Geoinformation Bayern in München wurde Anfang Februar 2008 vorsorglich der Heimatpfleger des Landkreises Schweinfurt, Karl-Heinz Hennig, eingeschaltet. Er leitete unsere Anfrage bezüglich weiterer Funde römischer Kastelle in Bayern an die BLfD-Dienststelle Schloss Seehof in Memmelsdorf, Dr. Andreas Büttner, weiter. Dieser antwortete mit Schreiben vom 14. Febr. 2008 und sprach von einer Sensation, falls sich die Vermutung eines römischen Kastells dort als zutreffend erweisen sollte. Im Februar 2008 wurden ihm und seiner Dienststelle angesichts des damaligen Erkenntnisstandes eine hinreichende erste geographische Vorunterrichtung samt Luftbild-Ausschnitt übermittelt.

Geländebegehung im April 2008 [VF]

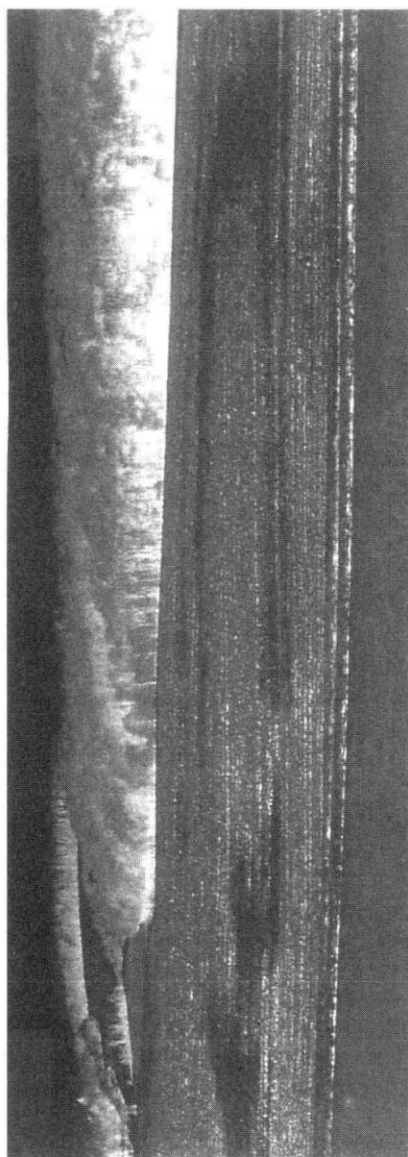
Die Übertragung der signifikanten Merkmale des Luftbildes vom Oktober 1985 auf das entsprechende Kataster-Kartenwerk des Vermessungsamtes

Schweinfurt im Maßstab 1:5000 vom Jahre 2008 macht deutlich (vgl. Skizze): Das Bodendenkmal wird im Norden begrenzt durch den Kamm eines Höhenzuges (Grenze zwischen Parzellen 290/291), im Süden durch den Arnsgraben. Sein südlicher Teil scheint unter Schüttungen auf den Parzellen 293/294 zu liegen, was einige dorthin reichende Bodenverfärbungen (= Kahlstellen) andeuten (s. u.). Zudem zeichnen sich die früheren Ackergrenzen der Parzellen 293/294 immer noch optisch ab, obwohl die Bewirtschaftung des gesamten Hanges heute wohl in einer Hand liegt.

Anlässlich einer dritten Geländebegehung am 12. April 2008 gelang schließlich bei durchbrechender Abendsonne eine terrestrische Aufnahme des Südhanges, welche die Umrisse des mutmaßlichen Römerlagers als scharfe Konturen hervortreten ließ. Standort war der höchste Punkt des südlich gelegenen Gegenhanges. Die Wintersaat (Raps) zeigte dabei, ungeachtet der perspektivisch bedingten scheinbaren Verkürzung der Nord-Süd-Ausdehnung der ehemaligen Umwallung, nahezu die gleiche räumliche Strukturierung wie das Schrägluftbild der Bundeswehr vom Oktober 1985: Die Kahlstellen im Rapsfeld scheinen die vermutete Außenumwallung sowie die Innenbebauung zu markieren. Insofern greifen hier, auch im Winterhalbjahr, die Scollarschen Bewuchsmerkmale [vgl. Scollar 1961/62, 10], Zeichnungen/Verfärbungen in der Vegetation (vgl. Seel, o.). Somit ist bewiesen, dass die beiden 23 Jahre auseinander liegenden Aufnahmen ein reales Bodendenkmal dokumentieren.

Weder auf Satelliten- und Luftbildern noch auf terrestrischen Aufnahmen sind Schattenmerkmale [Scollar 1961/62, 8], also Schlagschatten aufgrund schräg stehender Sonne, zu erkennen. Der gesamte Hang besteht aus sehr fettem Boden, der wohl schon seit langem tiefgründig umgepflügt wird.

Die tief stehende, zeitweise durch lockere Bewölkung scheinende Abendsonne machte am 12. April 2008 auch unmittelbar südlich des Arnsbaches auf dem unteren Teil des Gegenhanges (= Nordseite) weitere Bewuchsmerkmale sichtbar. Sie wurden analog von Seel auch aus den Bundeswehr-Luftbildern herausgefunden (s.o.). Im gut stehenden Wintergetreide auf Flurstück Nr. 306 waren vier parallel zum Arnsbach verlaufende Streifen sichtbar, auf denen das junge Wintergetreide wesentlich kräftiger als auf den anderen Flächen wuchs. In Fließrichtung des Arnsbaches ist am westlichen Ende zwischen den beiden mittleren Streifen eine Art Apsis zu sehen. Ein Querstreifen mit ebenfalls stärkerem Bewuchs verläuft von Nord nach Süd, ungefähr in Verlängerung der von Nord nach Süd verlaufenden Mittelachse des mutmaßlichen Römerlagers.



Römerlager Unterfranken, terrestrisches Foto vom 12. 4. 2008.
Ursprünglich falschfarben, Umriss schwarz im grauen Feld

Zeitensprünge 3/2008 S. 739

Das Kastell im Lichte erzählender Quellen

Angesichts des Fehlens archäologischer Funde und insbesondere vor Beginn der archäologischen Grabungen ab Herbst 2008 (vgl. Schlusssatz) ist es eigentlich müßig, Spekulationen über Funktion und Alter des vermuteten kleinen Römerkastells in Unterfranken anzustellen. Gleichwohl lohnt es sich aber aufgrund seiner geographischen Nähe zum erkannten Römerlager Marktbreit, eine Erstbewertung im Kontext der militärischen Maßnahmen Roms gegen das rechtsrheinische freie Germanien vorzunehmen. Diese umfassen die Zeitspanne von Drusus (38–9) bis spätestens zum Fall des Obergermanischen Limes um 260/70. Der Zeitraum ist durch Chronisten zum Teil sehr gut belegt.

Tab: Röm. Kriegszüge nach Germanien ab -16

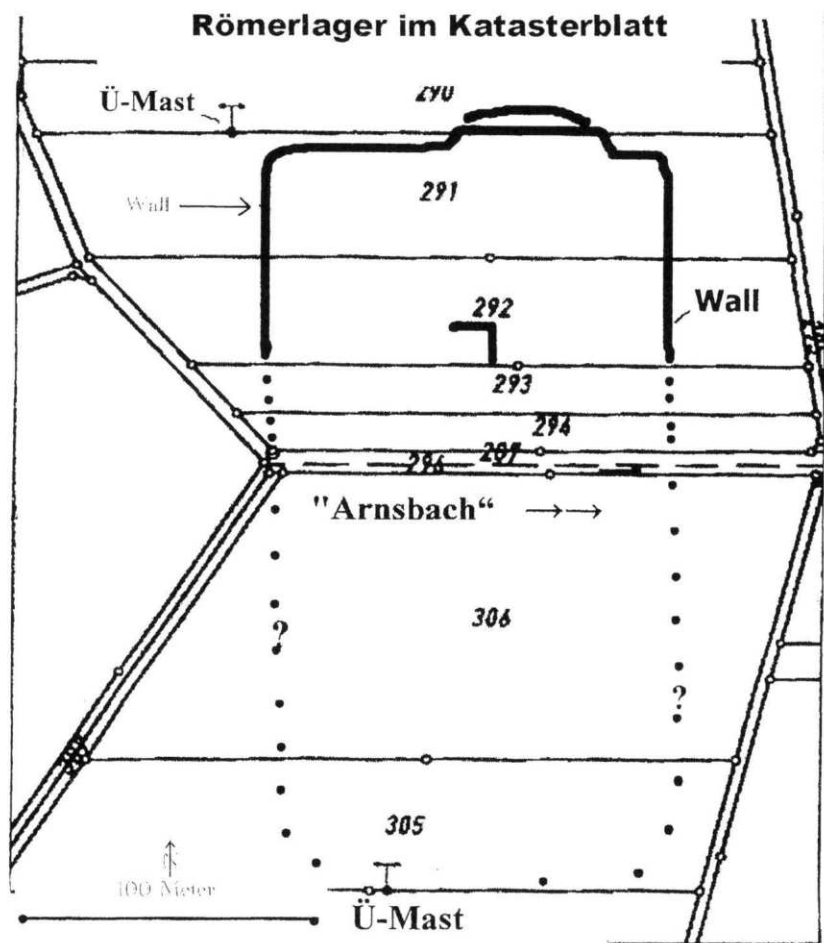
Jahr:	Drusus (Nero Claudius Drusus, 38-9; Bruder des Tiberius):
-16	→ Usipeter → Tenkterer → Sugambrer
-16/15	→ Unterwerfung der Räter u. Vindeliker (zus. mit Tiberius) → Unterwerfung des Gebietes nördlich des Bodensees
-12/11	→ Rest der Tenkterer unterworfen.
-12	→ Sugambrer → Chauken (Friesen = röm. Verbündete) → Unterwerfung der Brukterer → Unterwerfung der Bataver am Niederrhein (+79: erfolgloser Bata- veraufstand)
-11	→ Römerkastell Aliso a. d. Lippe (Haltern?), +16 von Germanicus neu befestigt.
-10	→ Usipeter → zur Lippe → Sugambrer → Cherusker → zur Weser
-9	→ Chatten → Sueben → Cherusker → zur Elbe → Tod des Drusus

Tiberius

(Tiberius Claudius Nero, -42 bis +37; Stief- u. Adoptivsohn Augustus):

-9	→ Kriegszüge in Germanien (beinahe Status einer steuerpflichtigen Provinz)
-4	→ Canninefaten → Attuarier → Brukterer (Winterlagerbau im Quell- bereich der Lippe) → Annektion d. Cherusker → Weserquerung
-3	→ Annektion d. Chauken → Langobarden → zur Elbe

+1	→ Erstmalige Elbe-Überquerung durch Lucius Domitius, ehem. Kon- sul und Statthalter der Donauprovinzen
+5	→ nördliche Elbe, römische Flotte auf Elbe
+6	→ abgebrochener Kriegszug gegen die Markomannen
+9	→ Rachezug → Brukterer und Cherusker nach Varus-Schlacht
+10	→ Rachezug in Germanien



Das unterfränkische Römerlager im Kataster [VF]
Zeitensprünge 3/2008 S. 741

Germanicus

(C. Iulius Cäsar, -15 bis +19, Drusus' Sohn, Tiberius' Neffe/Adoptivsohn)

- +14 → Blutbad der 1., 5., 20. und 21. Legion unter den Marsern
- +15 → Chatten, → Brukterer (Chauken als Verbündete Roms)
- +15/16 → Abwehr der Angriffe des Germanicus durch Brukterer
- +16 → Einfall bei den Chatten → Cherusker, Vorstoß zur Weser
- +17 → Siege über → Cherusker → Chatten → Angrivarier → Einsatz bis zur Elbe; Niederlage Königs Marbod durch die Cherusker (Schiedsmacht Rom)

-
- +19 → Got(on)e Catualda besiegt Marbod
 - +58 → Dubius Avitus vertreibt rechtsrhein. Ampsivarier, die untergehen
 - +83 → Kaiser Domitian erobert Agri Decumates; Bau d. obergerm. Limes
 - ~+90 → am Unterrhein Bau kleinerer Kastelle aus Holz
 - ab 100 Bau steinerner Kohortenkastelle in Stockstadt, Niedernberg, Obernburg, Wörth, Seckmauern u. a.
 - 117-138 Ausbau des Rätischen Limes, Donaugrenze (Hadrian)
 - 138-161 Limes-Vorverlegung und -Ausbau in Germanien (Antoninus Pius)
 - 162 → Krieg gegen die Chatten am Limes
 - 166-180 → Große Markomannenkriege unter Mark Aurel
 - 213 Aufgabe von Kastellen in nicht benanntem Feindesland, Grenz- kriege am Limes gegen → Alamannen und → Chatten; dort angeblich Errichtung von Kastellen unter M. Aurelius Severus Antoninus („Caracalla“, 211-217)
 - 260/70 → Fall des obergermanischen Limes

Velleius Paterculus (*ca. -20 bis n. +30)

Nimmt man das Römerlager Marktbreit zum Vergleich, dann drängt sich sogleich der Eindruck auf, dass es sich bei der unterfränkischen Anlage um ein römisches Winterlager der Zeit kurz vor +6 für den Winter +6/7 handeln könnte: In diesem Jahre führte Tiberius einen Kriegszug gegen die Markomannen in Böhmen durch. Hierzu liegt als einziger erhaltener zeitgenössischer Bericht die *Historia Romana* des Velleius Paterculus vor. Dieser war Parteigänger des Augustus und der Julier. Als Tribun, unmittelbar nach der Adoption des Tiberius durch Kaiser Augustus -4, wurde er zum Befehlshaber der Reiterei des Tiberius ernannt und mit diesem nach Germanien geschickt. Dort besiegte Tiberius [vgl. Paterculus, *Historia* II, 105 f.] nacheinander die Cannu- nefaten, Attuarier, Brukterer, Chauken, Langobarden, Semnonen, Hermundun- ren und viele unbekannte germanische Stämme, bis es nichts mehr außer dem Stamm der Markomannen zu besiegen gab [Paterculus 108 (1)]:

„Nihil erat iam in Germania, quod vinci posset,
praeter gentem Marcomannorum...“

Geographisch ist von Bedeutung, dass diese blutigen römischen Offensiven sich nördlich von Main und Erzgebirge (= *Vandalengebirge* [vgl. Dio, Buch 55, 1(3)]) abspielten. Der Feldzug gegen den mächtigen Markomannen-König Marbod, der aufgrund römischen Druckes ins heutige Böhmen hatte ausweichen müssen und dort zunächst ein militärisch mächtiges Reich errichtet hatte, wurde im Jahre +6 begonnen. Gemäß Operationsplan wollte Tiberius von Carnuntum, dem heutiges Petronell an der Donau östlich Wien, mit Truppen aus Illyrien nach Norden vorstoßen. Sentius Saturninus erhielt den Befehl, mit seinen Legionen durch chattisches Gebiet nach Boiohaemum (Böhmisches Becken) zu marschieren und im Herzynischen Wald Durchgänge zu schaffen. Da man in der Antike unter Herzynischen Wald das europäische Mittelgebirge vom Rhein bis zu den Sudeten verstand [vgl. Strabo, *Geographica* 290], muss es sich dabei um den heutigen Böhmerwald handeln.

Die Südgrenze des Marbod-Reiches lag etwa auf der Linie von Würzburg – Pilsen. Paterculus [109 (4)] sagt nämlich, sie wäre knapp 200 (römische) Meilen (= rd. 295 km) entfernt von den höchsten Alpenpässen, welche die Nordgrenze Italiens bildeten. Paterculus berichtet weiter, dass die Truppen des Tiberius und Saturninus sich bereits bis auf ungefähr fünf Tagesmärsche dem vereinbarten Treffpunkt in der Nähe der Markomannen-Vorhut angenähert hatten, als die Nachricht über einen großen Flächenaufstand in Pannonien und Dalmatien eintraf. Das führte zum sofortigen Abbruch der geplanten Offensive durch Augustus. Dieser befürchtete eine Invasion des nahe gelegenen Italiens. So Marbods Machtzentrum in der Nähe von Pilsen lag, dann hätten – bei einer durchschnittlichen Marschleistung der römischen Legionen von 20–35 km am Tage – die Truppen des Saturninus zu diesem Zeitpunkt leicht östlich der Linie Coburg – Bamberg – Nürnberg gestanden.

Der von Süden nach Norden vormarschierende Tiberius glaubte an einen Sieg über Marbod. Das kann aus der Tatsache geschlossen werden, dass er an der Donau bereits Winterlager hatte anlegen lassen [Paterculus 110 (1)]. Das gleiche dürfte für den als umsichtig geschilderten Saturninus, der die gefahrloseren Aufgaben zu bewältigen hatte, gelten: Er muss mit mehr als einer Legion unterwegs gewesen sein, weil der Plural {„legionesque“ [Paterculus 110 (2)]} gebraucht wird. Demnach wird auch Saturninus eine Vielzahl dislozierter winterlicher Marschlager im heutigen Nordbayern vorbereitet haben, um die winterliche Unterbringung und Versorgung seiner Truppen zu sichern. Nach Lage der Dinge sollte man daher davon ausgehen, dass sich in Unterfranken ein komfortables, gut befestigtes Kleinkastell in befriedeter Umgebung befand: Zum Vergleich besaß das wesentlich größere Marktbreit, wie die Grabung ergab, eine 2,8 Meter breite Holz-Erde-Mauer. Die militärische Ruhe in der dortigen Gegend zur Römerzeit wird durchs *Excerptum Valesianum* [180] belegt [bei Dio, Buch 55 (17)]: Augustus schickte -1 nämlich seinen Adoptivsohn

Gaius Caesar als Oberbefehlshaber zu den Legionen an der Donau, damit er in dieser friedlichen Region ungestört das Befehlen/Kommandieren erlernen sollte.

Tacitus (*ca. 55 – ca. 117/120)

Den *Annalen* des zeitlich späteren Tacitus ist zu entnehmen, dass +6 insgesamt zwölf Legionen gegen den Markomannen-König Marbod eingesetzt waren [2. Buch 46]. Im Jahre +9 sind allein für die Provinz Illyricum Inferius/Pannonien drei Legionen belegt [Genser/Jobst 1992, 150]. Kurze Zeit später standen unter Germanicus im Jahre 14/15 sogar acht Legionen am Rhein [1. Buch 3]. Dies entspricht den Verhältnissen zur Zeit Kaisers Diokletian (284–305), als das Heer zwar insgesamt vergrößert, die Zahl der Legionen erhöht, die Mannschaftsstärke jedoch verringert wurde [Demandt 2007, 305]: Von insgesamt 67 diokletianischen Legionen waren an der Donau 17, am Rhein 10 stationiert [ebd.].

Cassius Dio (*ca. 161 – 235)

Bei Cassius Dio wird der im Jahre +6 begonnene, aber wegen des Aufstandes in Pannonien und Dalmatien vorzeitig abgebrochene Feldzug gegen die Markomannen nicht erwähnt. Er sagt nur sehr allgemein, Rom hätte mit den furchtsamen Germanen gleich zweimal den gleichen Vertrag geschlossen, um die Aufstände in Pannonien und Dalmatien niederschlagen zu können [Buch 55 (6/7)]. Bei Dio findet sich bezüglich der Winterlager eine sehr aufschlussreiche Passage. Der langjährige Vertraute und Ratgeber des Augustus, Maecenas, riet dem Kaiser im Jahre -29, für die Söldnerdienste im Heer zweckmäßigerweise die kräftigsten, aber wirtschaftlich schwächsten freien römischen Bürger zu rekrutieren [Buch 52, 14 (3)]. Die Winterquartiere des stehenden Heeres sollten dabei verteilt und in den Provinzen an den „günstigsten Plätzen“ eingerichtet werden [Buch 52, 27 (1/2)].

Tatsächlich expandierte Rom mehr oder minder systematisch nach Osten. Ziel dieser i.e. römisch-antiken Irredenta dürfte die Elbe, möglicherweise sogar die Oder gewesen sein. Das geht mittelbar aus der Schilderung des Cassius Dio [Buch 55, 1 (2, 3)] hervor: Drusus stieß nämlich bereits -9 bis zur Elbe vor. Sein Versuch, sie zu überqueren, misslang allerdings. Er starb auf dem Rückweg; Todesort und Transportweg seines Leichnams nach Rom sind unbekannt. Unterfranken dürfte er nicht berührt haben, wohl eher Hedemünden a. d. Werra, Kassel oder Waldgirmes bei Gießen. Der Versuch des Tiberius, -3 die Elbe zu überschreiten, misslang zwar ebenfalls, doch konnte er seine Truppen mit der über die Nordsee und die Elbe stromauf herangeführte Flotte vereinen [Paterculus, 2. Buch 106]. Kurze Zeit später, +1, gelang dem vormaligen

Konsul und Statthalter der Donauprovinzen, Lucius Domitius, erstmalig die Elbüberquerung. Er suchte durch den Abschluss von Freundschaftsverträgen mit Völkerschaften zwischen Elbe und Oder die Germanenstämme links der Elbe in die Zange zu nehmen. Er errichtete an der Elbe zu Ehren des Augustus einen Altar [vgl. Dio, Buch 55, 10a (2)]. Der Ort ist unbekannt.

Römische Siedlungsinseln wurden bereits unter Drusus in abhängigen germanischen Stammesgebieten, metastasengleich, mit der Absicht angelegt, die Germanen zu akkulturieren [vgl. Dio, Buch 55, 28 (5)]. Die häufig auch heute noch im Schulwissen verbreitete Auffassung, mit der Varus-Niederlage +9 wäre die Eroberungsgefahr germanischer Gebiete ein für alle Mal gebannt gewesen, ist schon lange nicht mehr haltbar. Rom wurde erst 260/70 mit dem Fall des obergermanisch-rätischen Limes entscheidend geschwächt. Dagegen schaffte es Byzanz 568, knapp hundert Jahre nach dem Fall Roms, mit der gesteuerten Abwanderung der Langobarden nach Italien seine Nordgrenze und damit den gesamten Balkan erstmals germanenfrei zu machen.

Die Frage, ob die römische Eroberung germanischer Gebiete im Rahmen einer definierten Gesamtpolitik erfolgte oder nicht, ist hierbei müßig. Machtpolitisch betrachtet, neutralisierte z. B. Kaiser Augustus die Brüder Tiberius (-42/+37) und Drusus (-38/-9) dadurch, dass er sie überwiegend in Gallien/Germanien stationierte und militärisch offensiv gegen das freie rechtsrheinische Germanien einsetzte.

Zur zeitlichen Einordnung des Kastells in Unterfranken

Die Zeit vor +6 scheint im Lichte der Quellen irrelevant zu sein, weil die blutigen römischen Militäroperationen nördlich der Mainlinie und des Erzgebirges ablaufen (s. obige Tab.). Die geographische Lage des unterfränkischen Militärlagers wie auch die von Marktbreit deutet hierbei auf die Zeit um +6. Die Zeit um 17/19, als die Markomannen durch ihre Niederlage gegen die Cherusker und innergermanische Querelen ihren militärischen Einfluss verlieren, ihr König Marbod nach Ravenna ins Exil gehen muss, die Römer als Schiedsmacht auftreten und die Markomannen unter römischen Einfluss gelangen, dürfte ebenfalls ausscheiden.

Das Römerlager in Unterfranken dürfte zeitlich ebenfalls in keinem Zusammenhang mit dem systematisch vorgetriebenen obergermanischen Limes gestanden haben. Dazu ist die Entfernung zwischen beiden zu groß. Ob das Militärlager hier eine Kreation Caracallas (211–217) ist, der auf alamanischem Gebiet Kastelle anlegte [Dio, Epitome des Buches 78; Exc. Val. 373 (p. 749)], scheint wegen zu großer Entfernung zum obergermanischen Limes ebenfalls mehr hypothetischer Natur zu sein, da viel zu weit östlich gelegen. Die geringe Fläche von 1,3 ha, maximal 3 ha eingefriedeten Arealen und die große

Entfernung zum schiffbaren Main weisen dem Kastell zudem eine auf begrenzte Aufgaben zugeschnittene Funktion zu.

Für ein Winterlager des Jahres +6 sprechen daher folgende Umstände:

- die relativ große Entfernung zum Main,
- die geringe Größe der Anlage, die auf die Belegung mit einer 500 Mann starken Kohorte schließen lässt [vgl. Baatz 2002, 141];
- die Lage auf einem tagsüber von der Sonne beschienenem Südhang,
- ständige Trinkwasser-Versorgung,
- genügend Brauchwasser, auch für den wichtigen Latrinenbetrieb,
- die gute Aussicht nach Osten, von woher allein ein Feind hätte erscheinen können;
- eine hoch gelegene Marschtrasse von und nach Westen. Diese war wichtig, weil in den vorherigen Feldzügen die Erfahrung gemacht worden war, dass die Germanen in unwegsamen Gelände die Kampftruppe vom Tross und damit von ihrem schweren Kriegsgerät zu trennen versuchten.

Exkurs: Awaren-/Slawensiedlungen in Nordbayern [VF]

Dass die Gegend um das vermutete Römerlager herum nicht nur in der Antike, sondern auch im anschließenden Frühmittelalter Altsiedelland war, zeigen in der Umgebung zahlreiche Flurnamen auf „leiten“ (im Althochdeutschen „lita“) für Lehne/Berghang, mehrere östlich gelegene Rundlinge sowie ein unmittelbar westlich des Römerlagers gelegener slawischer Rundling an: Das Bestimmungswort des noch ungenannten Ortsnamens ist ein slawischer Personennamenname [gemäß v. Reitzenstein]. Der alte Ortskern liegt innerhalb einer modernen Rundstraße und beiderseits eines Bächleins. Die radial gegliederten Grundstücke seines Kernbereichs finden ihre Fortsetzung in der ebenfalls radialen Gewinnstruktur des Dorfes. Römerlager und Rundling liegen im Gebiet der Mainwenden im Großraum Bamberg. Hermann vertrat 1971 [18; 51, Abb. 14] die These vom Vordringen der Slawen in diesen Raum im Gefolge des Awarensturms etwa ab +560. Hermann ist damit zeitlich synchron mit Gregor von Tours [IV, 23], der berichtet, dass nach dem Tode Königs Chlothar I. (+561) die Hunnen (= Awaren) in Gallien einbrechen („Chuni Gallias appetunt“) und von König Sigibert (561–575) vertrieben werden. Bei einem weiteren Awaren-Einfall in Gallien (um +566 [Gregor von Tours, IV, 29] „iterum in Gallias venire conabantur“) wird Sigibert gefangen genommen, kann sich jedoch freikaufen. Der Machtbereich des späteren Königs Dagobert I. (628–638) reicht über Austrasien hinaus nach Osten [sog. Fredegar, 58; fontes medii aevi, heptagon Berlin]:

„Und solche Furcht hatte er bei ihnen [den anderen Völkern] erweckt, daß sie in Demuth sich seiner Herrschaft unterwarfen, und sogar

die Völkerschaften, die an den Grenzen der *Avaren und Slaven* wohnen, aus freien Stücken ihn ersuchten, zu ihnen zu kommen. Er hoffte auch zuversichtlich, die Avaren und Slaven und die übrigen Völker bis zu den Grenzen des *byzantinischen Reichs* seiner Herrschaft noch zu unterwerfen“ [Ergänzung und Kursiv-Hvhg. von V.F.].

Um +623 schließlich schlagen die Slawen mit Hilfe ihres aus Gallien stammenden Herrschers Samo ihre awarischen Lehnsherren [sog. Fredegar 48].

Trotz der historischen, geographisch aussagekräftigen Feststellungen dieser wichtigsten frühmittelalterlichen, erzählenden Quellen wollen im alten Streit um die slawische Besiedlung des nördlichen Bayerns weiterhin bayerische Wissenschaftler die slawische Besiedlung erst Ende des 7. Jh. und die Übernahme slawischer Ortsnamen ins Deutsche erst um 800 beginnen lassen [vgl. Schuh 2004, 37 f.]. Der bayerischen Archäologie fehlen zwar „bis heute unumstößliche Nachweise slawischer Siedler in größerer Zahl“, so Haberstroh [2004, 16 f.], jedoch wird eine rasche Assimilation der Slawen, welche urkundlich erstmals 741/51 erwähnt werden, angenommen [ebd.]. Man füllt anscheinend inzwischen auch hier das „Finstere Mittelalter“, die Illig'sche Phantomzeit (614||911), mit zeitlich früher gelegenen Ereignissen auf.

Resümee

Da die Entfernung zwischen Marktbreit und dem unterfränkischen Römerkastell weniger als 100 km beträgt, liegt die Annahme auf der Hand, dass es sich bei dem in der Nähe von Schweinfurt entdeckten Bodendenkmal zumindest um die Reste eines römischen Marschlagers handelt und zeitlich ein funktionaler Zusammenhang mit dem Römerlager in Marktbreit besteht. Aber auch Schweinfurt (sic !) bietet sich an: Betrachtet man nämlich den Schweinfurter Stadtgrundriss, dann drängt sich auch hier unwillkürlich der Eindruck auf, als ob die Linienführung der Straßen im Stadtkern sich ursprünglich auf ein römisches Kastell gründet: Knick zwischen Oberer Straße und Brückenstraße am Markt mit Kirche, typisch für die Lokalität römischer Heiligtümer auch an innerörtlichen Straßen (vgl. Bitburg). Weshalb hätten die Römer auch, anders als bei Marktbreit, eine Lage an der taktisch wichtigen Main-Furt bei Schweinfurt verschmähen und stattdessen sich nur mit einem vom Main weit abgelegenen Kleinkastell begnügen sollen?

Abschließend sei Johnes [2006, 163] zitiert, der über die römische Präsenz im heutigen Franken um die Zeitenwende schreibt:

„Zum Bereich direkter [römischer; V.F.] Herrschaft wird man weiterhin die Wetterau rechnen müssen [...]. Seit der Auffindung des Lagers von Marktbreit muss man ferner das Maintal in diesem Bereich mit einbeziehen. Zu definitiven Aussagen können allerdings nur neue Funde beitragen,

die weitere Römeranlagen an diesem Flusslauf zum Vorschein bringen oder die Existenz des Legionärlagers an der Mainschleife genauer datieren. Sollte es nämlich erst nach der Niederlage des Varus [+9; V.F.] aufgegeben worden sein, wäre dies ein Beweis für den direkten Machtbereich vom Rhein aus bis in den Kreis Kitzingen. Die ebenfalls vermutete Aufgabe bereits im Jahre 6 hieße dann allerdings genau das Gegenteil. Dann wäre bereits 140 km östlich eines der beiden größten Truppenlager [bei Mainz; V.F.] ein derartiger Vorposten nicht zu halten und zu sichern gewesen, weshalb er zerstört werden musste.“

Die Zusammenarbeit mit dem BLfD

Nachdem anlässlich der Geländebegehung vom 12. April 2008 erstmals mit terrestrischen Digitalfotos die militärischen Luftbildaufnahmen vom Oktober 1985 hatte verifiziert werden können, wurden der BLfD-Dienststelle Memmelsdorf am 7. Mai 2008 alle gewonnenen Erkenntnisse sowie Bilder in Farbe/Falschfarben zur Verfügung gestellt. Die Fundstelle wurde sofort unter Schutz gestellt, wie der zuständige Dr. Markus Ullrich mit Langschrift vom 9. Mai 2008 mitteilte (Siedlungsspuren unbekannter Zeitstellung im Luftbild). Da erst ab Herbst 2008 seitens des BLfD gegraben werden kann, wurde – ungeachtet der Rechtslage – im Juni 2008 mit Dr. Ullrich das Einvernehmen getroffen, erst nach Grabungsbeginn die exakte Lage des mutmaßlichen Römerlagers und die zugehörigen Flur- und Ortsnamen bekanntzugeben, um Raubgrabungen zu verhindern. Der geneigte Leser möge sich daher im Allgemeininteresse wegen der genauen geographischen Lage des unterfränkischen Kastells sowie seiner archäologischen Einordnung noch ein wenig gedulden.

Literaturverzeichnis

- Baatz, Dietwulf (2002): „Das Leben im Grenzland des Römerreichs“; in *Die Römer in Hessen*, hrsg. von Dietwulf Baatz/ Fritz-Rudolf Herrmann, Hamburg, 84-156
- Braasch, Otto (2002): „Unterirdisches im Sucher. Die Luftbildarchäologie deckt verborgene Fundstellen auf“; in *Monumente. Magazin für Denkmalkultur in Deutschland. Sonderausgabe zum Tag des offenen Denkmals 2002*, Bonn, 11-13
- Czys, Wolfgang/ Dietz, Karlheinz/ Fischer, Thomas/ Kellner, Hans-Jörg (2005): *Die Römer in Bayern*; Hamburg (1995, Stuttgart)
- Demant, Alexander (2007): *Die Spätantike*; München
- Forbiger, Albert (2005): *Strabo. Geographica*; Wiesbaden (Neuausgabe der Fassung 1855-1898, Berlin · Stuttgart)
- Genser, Kurt/ Jobst, Werner (o.J.): „Kaiser und Heer“; in *Carnuntum. Das Erbe Roms an der Donau*, hrsg. von Werner Jobst, Katalog der Ausstellung des Archäologischen Museums Carnuntum in Bad Deutsch Altenburg, 143-152, Vorwort 1992

- Giebel, Marion (2004): *Velleius Paterculus. Historia Romana. Römische Geschichte* Lateinisch/Deutsch; Stuttgart (¹1989)
- Haberstroh, Jochen (2004): „Siedlungsgeschichtliche Entwicklungen im frühmittelalterlichen Franken aus archäologischer Sicht“; in März/Schuh: *Franken im Mittelalter*, 3-23
- Herrmann, Joachim (1971): *Zwischen Hradschin und Vineta. Frühe Kulturen der Westslawen*; Leipzig · Jena · Berlin
- home. bawue.de (2001): „Luftbildarchäologie Otto Braasch geehrt“, web vom 2.5. 08 <http://www.geo.fu-berlin.de/fb/e-learning/geofeld/impresum/index.html> web vom 12. 02. 2008 (Projekt GeoFeld der FU Berlin)
- Johne, Klaus-Peter (2006): *Die Römer an der Elbe*; Berlin
- März, Johannes/ Schuh, Robert (Hg., 2004): *Franken im Mittelalter. Francia orientalis, Franconia, Land der Franken*: Raum und Geschichte München = Hefte zur bayerischen Landesgeschichte, herausgegeben von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 3
- Pietsch, Martin (2005): „Marktbreit. Lkr. Kitzingen, Ufr.“; in Cysz et al. (2005): *Die Römer in Bayern*, 475-479
- Schaefer, Andreas (o. J. = 1985): *Cornelius Tacitus. Sämtliche Werke*. Unter Zugrundelegung der Übersetzung von Wilhelm Bötticher neu bearbeitet ...“; Essen
- Schallmayer, Egon (1984): *Der Odenwaldlimes. Vom Main bis an den Neckar*; Stuttgart
- Schuh, Robert (2004): „Die germanisch-deutsche und slawische Besiedlung Frankens im Lichte der Ortsnamen“; in März/Schuh: *Franken im Mittelalter*, 25-41
- Scollar, Irwin (1961/62): *Luftbild und Archäologie. Spuren der Vergangenheit im rheinischen Boden. Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn, 4. Dezember 1961 - 4. Februar 1962*. Reihe: Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums in Bonn, Nr. 7
- (1963): „Einige Ergebnisse der archäologischen Luftbildforschung während des Jahres 1962“; in *Bonner Jahrbücher*, Nr. 1963, 305-310
- Seel, Karl August (1963): „Römerzeitliche Fluren im Mayener Stadtwald“; in *Bonner Jahrbücher* Nr. 163, 317-341
- (1964): *Luftbildarchäologie und Altflurforschung in Deutschland*. Symposium »Photo Aérienne et Archéologie«, Sorbonne; Paris
 - (1986): „Steinbeile und Bodendenkmäler in der Gemarkung Eckendorf“; in *Heimatjahrbuch des Kreises Ahrweiler*, 56-63
- Steinacker, Christoph (2001): „Ausstellung über ein Römerlager bei Marktbreit“; in <http://www.archaeologie-online.de> 04.04.2001/ web vom 20. 02. 2008
- (o.J.): web; historisches-franken.de/Limes web vom 3. Febr. 2008
- Veh, Otto (2007): *Cassius Dio. Römische Geschichte*, V Bände; Darmstadt

Dr. Karl August Seel (KS), 53489 Sinzig-Bad Bodendorf, Schillerstraße 64
 Prof. Dr. Volker Friedrich (VF), 82178 Puchheim, Winterstr. 27

Die Goldscheibe von Moordorf als Venus-Kalender

Martin Kerner †

In Ostfriesland, im Landkreis Aurich/D (40 km westlich von Wilhelmshaven) wurde 1910 die Goldscheibe in Moordorf, Gemeinde Südbrookmerland, gefunden. Die Fundumstände sind widersprüchlich, und die Scheibe wechselte ihren Besitzer mehrfach, bis sie 1927 in den Besitz des Landesmuseums Hannover gelangte mit der Inventar-Nr. LMH 25098.

Kulturhistorisch ist diese Goldscheibe, aus der älteren Bronzezeit stammend, die Nachfolge der Goldhüte als Projektion des dreidimensionalen Hutes in die Ebene und die Vorgängerin der Bronzeplanetarien vom Typ Gurzelen (Bern).

Die Goldscheibe hat einen Durchmesser von 145 mm und ein Gewicht von 36,17 Gramm, was nur eine Dicke von 0,14 mm zulässt. Das bedeutet, dass sie wohl auf einer wahrscheinlich hölzernen Unterlage befestigt war. Das Gold, aus dem sie getrieben wurde, ist sehr weich und lässt auf ein unlegiertes Material schließen. In ihrer Form war sie gewölbt, um ihr eine gewisse radiale Stabilität zu gewähren. Die Symbole der Kränze wurden von der Rückseite her sorgfältig punziert. Die beiden diametral angebrachten Laschen stützen die These der Befestigung auf einer stabilen Unterlage. Sie könnte wie die sehr ähnliche Bronzenadel von Falera (Graubünden, CH) als Zepter einer Kultfigur gedient haben oder aber als Zähl- und Rechenhilfe bei der Datumsbestimmung innerhalb der achtjährigen Schwebungsfrequenz der Venussynode. Betrachtet man die Scheibe als Vorgängerin der bronzenen Planetarien vom Typ Gurzelen, so kann die Hemisphäre in der Mitte als Symbol der Erde angesehen werden, von der aus die Bewegung der Venus beobachtet wird.

Betrachten wir die Scheibe vom Zentrum aus, das von 5 Ringen/Kränzen umschlossen wird, nach außen: Das Zentrum der Scheibe wölbt sich hemisphärisch, in das acht kleinere Buckel einpunziert sind. Damit ist es identisch mit den Bronzeplanetarien, die an Stelle der Punzen mit entsprechenden Durchbrüchen auf der Hemisphäre ausgestattet sind. Der Goldhut von Schifferstadt trägt mittig einen achtstrahligen Stern. Diese achtfache Symbolik weist auf die fünf Venussynoden hin, die in acht tropischen Jahren eine Schwebungsfrequenz mit der Sonne und dem Mond bilden als Grundlage des luni-solar-planetaren Kalenders. (Fünf Venussynoden von 584 Tagen entsprechen genau acht Jahren von 365 Tagen; genaue astronomische Werte von heute ergeben eine Differenz von 2,3 Tagen.)

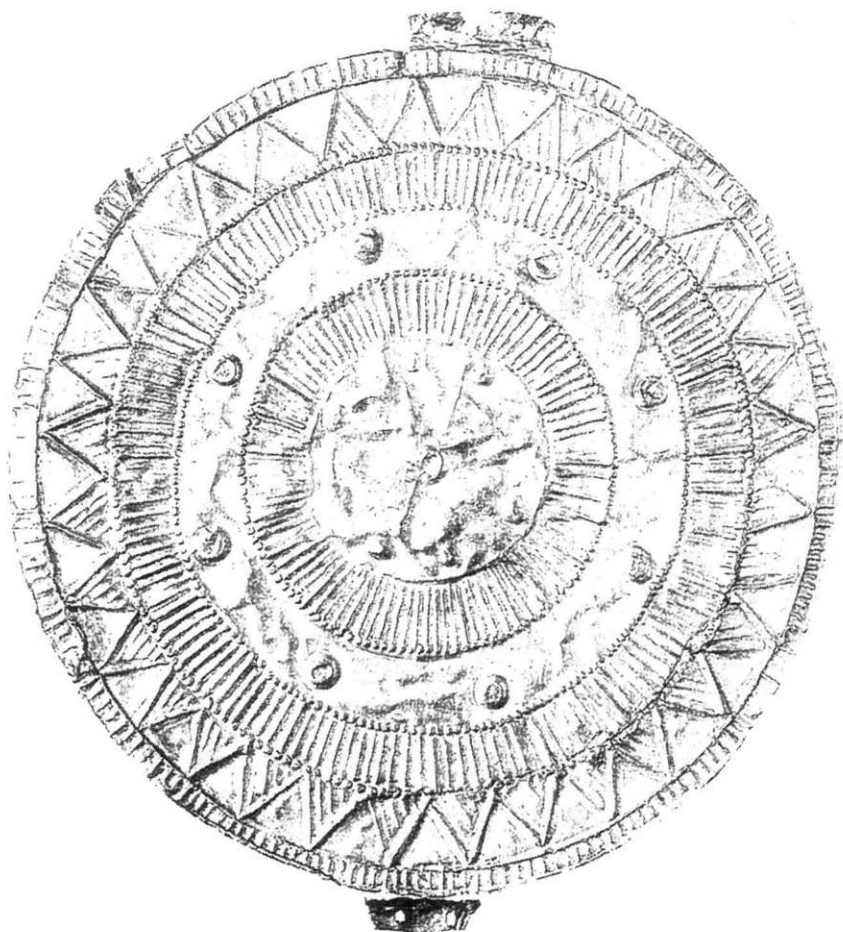


Abb.: Die Goldscheibe von Moordorf (Landkreis Aurich), wie sie zur Ausstellung 1996 im Landesmuseum Hannover gezeigt wurde. Ø 145 mm, Gewicht 36,17 g, Inventar Nr. LMH 25098. Fragment eines Venus-Zepters [© Niedersächsisches Landesmuseum Hannover]

1) Der das Zentrum umgebende erste Strichkranz mit 99 Kerben markiert die Anzahl der synodischen Mondumläufe innerhalb der achtjährigen Schwebungsfrequenz. (Acht Jahre mit 365 Tagen entsprechen 99 synodischen Mondumläufen mit $29/30 = 29,5$ Tagen; Differenz $\frac{1}{2}$ Tag.)

2) Der folgende zweite Kranz trägt wiederum acht Punzen als Markierung der acht tropischen Jahre, die in jedem Venus-Kalender von großer Bedeutung sind. Beide Kränze werden mit einem weiteren umschlossen.

3) Dieser dritte Kranz mit 168 Strichkerben umspannt die inneren Ringe. Diese Kerben (als Markierung der Anzahl Tage der Unsichtbarkeit während beiden Konjunktionen) sind für die zeitgenössischen Venus-Kalender eine Rarität, denn meistens werden die Tage der Sichtbarkeit des Abend- und Morgensternes gezählt, während es hier diejenigen der Unsichtbarkeit sind. Diese Methode erleichtert die kalendarische Erfassung der Venussynode bei der Beobachtung.

Möglicherweise wollte man das Phänomen der Rückläufigkeit während der Überholung annullieren. Eine Rückläufigkeit der Venus tritt aber nur bei der unteren Konjunktion auf. Die Venus läuft dann – scheinbar, von der Erde aus gesehen – im Tierkreis etwa 44 Tage lang rückläufig (die Ekliptik-Länge nimmt ab) d.h. gegenläufig zur Sonne und zieht so rascher an der Sonne vorbei als beim normalen direkten Lauf wie bei der oberen Konjunktion. Die Ursache der Rückläufigkeit war damals noch unbekannt und wurde erst in der Zeit nach Platon erklärt: Die Venus (gerade in größter Erdnähe) überholt auf ihrer inneren Kreisbahn um die Sonne die Erde auf der äußeren (langsameren) Bahn, wodurch die Venus scheinbar rückläufig erscheint.

Die 168 Tage können als die Summe der Zeit interpretiert werden, während der die Venus nicht beobachtet werden kann, weil sie unsichtbar ist, nämlich dann, wenn sie am Himmel zu nahe (weniger als ca. 10°) bei der Sonne steht und von ihr überblendet wird. Dies ist der Fall in der Zeit der beiden Konjunktionen: in mittleren Breiten ca. 2 bis 3 Wochen bei der unteren bzw. knapp 3 Monate bei der oberen Konjunktion.

4) Der nachfolgende vierte Strichkranz trägt 32 Dreiecksmarken, welche 32 Jahre markieren. Diese Symbolik tritt bei den Goldhüten nicht auf, ist jedoch bei den nachfolgenden Bronzeplanetarien üblich.

32 tropische Jahre (zu 365 Tagen) entsprechen (auf 2 Tage genau) 33 Mondjahren von 354 Tagen (12 synodische Umläufe von 29,5 Tagen), und bilden eine Schwebungsfrequenz und damit eine Schaltung. Diese ist auch auf der Bronzescheibe von Nebra (mit 32 Goldpunkten) zu erkennen.

32 tropische Jahre (4×8) entsprechen 20 Venussynoden (4×5) und 15 Mars-Synoden, und sind auch die Periode der heliozentrischen Dreifach-Kon-

junktionen von Venus, Mars und Erde (alle 3 Planeten in einer Linie mit der Sonne), die mythologisch als das Rendezvous zwischen Venus und Mars interpretiert werden. Zudem läuft in 32 Jahren die Venus ziemlich genau 52-mal und der Mars 17-mal um die Sonne (siderisch, d.h. auf die Fixsterne bezogen) [vgl. Warm, 140; Kerner: 2006b, 101 f.].

5) Der letzte, äußerste Kranz der Scheibe trägt 216 (4 x 54) Kerben. Dies entspricht den Tagen der Sichtbarkeit des Morgensternes sowie des Abendsternes. Damit ist die Sichtbarkeitsdauer der Venussynode ebenfalls markiert und erlaubt ihre Zählung.

Die Sichtbarkeitsdauer des Abend- und Morgensternes ist abhängig von der Höhe der Venus relativ zur Sonne, von der jahreszeitlichen Stellung der Ekliptik und der geographischen Breite des Standortes des Beobachters. Sie ist deshalb großen Schwankungen unterworfen. In Mitteleuropa schwankt die Sichtbarkeitsdauer um bis zu ± 28 Tage, das heißt um zwei Lunationen. Darüber hinaus ist eine Differenz der Sichtbarkeitsdauer von einigen Tagen auch zwischen dem Abend- und Morgenstern zu beobachten.

Die Goldscheibe von Moordorf ist ein typischer Venus-Kalender in sehr gutem Erhaltungszustand und vergleichbar dem Goldhut von Schifferstadt (Nähe Speyer/D), der bronzenen Scheibennadel von Falera (Graubünden/CH) und den Goldstater-Münzen der Parisii (Bretagne/F).

Bemerkungen zur Sichtbarkeit der Venus von Dr. A. Elmiger

1) Wann ist die Venus sichtbar, wann unsichtbar?

Die Venus, der hellste 'Stern' am Himmel, umkreist die Sonne innerhalb der Erdbahn. Von der Erde aus gesehen (geozentrisch) erscheint sie immer in der Nähe der Sonne, mit einem seitlichen Abstand von höchstens 47° (links als Abendstern oder rechts als Morgenstern).

Bei diesem Umlauf steht sie einmal vor der Sonne (zwischen Erde und Sonne): „untere Konjunktion“ (Erdnähe), und ca. 292 Tage später hinter/außerhalb der Sonne: „obere Konjunktion“ (Erdferne). Bei diesen beiden Konjunktionen (und schon bei einem seitlichen Abstand bis ca. 10°) wird sie von der Sonne überstrahlt und ist dann nicht sichtbar; außerhalb dieser Zone ist sie als Morgen- oder Abendstern je 8 Monate sichtbar, besonders gut bei größerem Abstand von der Sonne. Nach 584 Tagen (synodische Umlaufzeit) hat die Venus wieder die gleiche Beleuchtung, z. B. bei der unteren Konjunktion: Beleuchtung von hinten (wie beim Neumond): daher „Neu-Venus“; bei der oberen Konjunktion: volle Beleuchtung von vorn (wie beim Vollmond), daher „Voll-Venus“, aber das Venusbild ist hier 6-mal kleiner als bei der unteren Konjunktion, weil die Distanz von der Erde hier 6-mal größer ist.

2) Dauer der Unsichtbarkeit bei den zwei Konjunktionen

Sie ist stark verschieden: Bei der *oberen* Konjunktion weniger als 3 Monate (z. B. 82 Tage), bei der *unteren* Konjunktion 2 bis 3 Wochen (z. B. 18 Tage), zusammen also ca. 100 Tage. Zwischen den beiden Konjunktionen ist die Venus damit je ca. 242 Tage (ca. 8 Monate) sichtbar, so dass sich gesamthaft die synodische Umlaufzeit von 584 Tagen ($100 + 2 \times 242$) ergibt (Mittelwerte für die Breite von 47° , ca. Nord-Schweiz).

Die oben angeführte Zahl von 168 Tagen für die Unsichtbarkeit während den beiden Konjunktionen (oben und unten) ist also ziemlich größer als die erwartete Zahl von etwa 100 (für mittlere Breiten). In Norddeutschland, wo die Goldscheibe gefunden wurde (Breite $53,5^\circ$), dauert die Unsichtbarkeit aber länger (und die Sichtbarkeit kürzer) als in der Schweiz (s.u. 3 c). Die für die Sichtbarkeit angegebene Zahl 216 ist etwas kleiner als erwartet (hier 242). Für die Breite des Fundortes in Norddeutschland sind beide Zahlen aber plausibel. Für die ganze Venussynode ergeben sich hier $168 + 2 \times 216 = 600$ Tage, ein vernünftiger Wert, nur leicht mehr als die mittlere Dauer einer Venussynode von 584 (Variation von 576 bis 592) Tagen.

3) Warum die Unterschiede und Schwankungen bei der Sicht- und Unsichtbarkeit der Venus?

Hierfür gibt es verschiedene Gründe:

a) Höhenlage der Venus über/unter der Sonne:

Eine Konjunktion von Planeten (hier von Venus und Sonne) bedeutet in der Astronomie, dass beide Körper die gleiche Länge auf der Ekliptik erreicht haben, unabhängig von einem (oft kleinen) Höhenunterschied.

Für die Sichtbarkeit der Venus zählt aber nicht nur der seitliche Abstand von der Sonne (in Ekliptik-Länge), sondern auch in der Höhe, angezeigt durch den Unterschied der Deklination (nördliche/südliche Abweichung vom Himmelsäquator). Je höher die Venus über der Sonne steht, um so früher im Jahreslauf wird sie am Morgen über dem Ost-Horizont sichtbar und um so länger im Jahr bleibt sie es am Abend im Westen.

Dieser Einfluss des Deklinationsunterschiedes (Venus-Sonne) ist in nördlichen Breiten deutlich größer und in südlichen Zonen, in der Nähe des Äquators, etwas kleiner. Die größten Höhen-Unterschiede der Venus zur Sonne (bis fast 9°) treten bei der unteren Konjunktion (Erdnähe) auf, kleinere (bis ca. $1,5^\circ$) bei der oberen (Erdferne). Steht die Venus z. B. 8° höher als die Sonne (z. B. am 27.3. 2009), kann die Unsichtbarkeit auf 0 Tage schrumpfen, so dass auf eine Abend-Sichtbarkeit sofort eine Morgen-Sichtbarkeit folgen kann. Steht dagegen die Venus tiefer als die Sonne, dann ist die Unsichtbarkeitsdauer länger, größer als der Mittelwert und kann in nördlichen Breiten das Mehrfache davon erreichen.

b) Zeitpunkt der Konjunktion im Jahreslauf bzw. Lage der Konjunktion auf der Ekliptik: Die Bahnen der Sonne (Ekliptik) und der Venus (diese ist nur $3,4^\circ$

gegen die Ekliptik geneigt) bilden im Jahreslauf verschiedene Winkel zum Ost- und Westhorizont: ca. 20° (flach) bis ca. 66° (steil) für die Breite von Bern (ca. 47°). Bei großem Winkel steigt die Venus rascher auf, erscheint also schon früher im Jahr genügend hoch über dem Ost-Horizont (Sonne noch darunter), um sichtbar zu werden und bleibt über dem Westhorizont länger im Jahr sichtbar; bei flachem Winkel umgekehrt: kürzere Sichtbarkeit. Über die Jahre mitteln sich diese variablen Einflüsse aber aus.

c) Geographische Breite des Standortes:

Auch sie hat einen ähnlichen Einfluss, der aber systematisch, in gleicher Richtung wirkt. In südlichen Breiten (näher beim Äquator) können die Sonnen- und Venusbahn fast senkrecht zum Horizont stehen. Die Venus steigt hier rascher auf als in nördlichen Breiten, ist also länger im Jahr sichtbar.

Hier zählt daher für die Höhe der Venus (über/unter der Sonne) besonders der Unterschied in der Ekliptik-Länge von Venus und Sonne, die einen fast gleich großen Höhenunterschied ergibt, wogegen eine Differenz der Deklination (diese läuft hier fast parallel zum Horizont) nur einen kleinen Einfluss hat. In nördlichen Breiten ist es umgekehrt: Den größeren Einfluss hat hier ein Deklinationsunterschied, ein Längenunterschied bewirkt nur langsam einen genügenden Höhenunterschied der Venus zur Sonne. In südlichen Breiten ist also die Sichtbarkeitsdauer markant größer als in nördlichen.

Die Maya, eine alte Hochkultur in Mittelamerika, hatten schon in vorchristlicher Zeit erstaunliche Kenntnisse in Astronomie (Höhepunkt im +1. Jtsd., später ausgelöscht durch die spanischen Eroberer nach 1517). Sie nahmen für die Venus eine Sichtbarkeit von je 260 Tagen zwischen zwei Konjunktionen an (unsichtbar damit nur 64 Tage, denn $2 \times 260 + 64 = 584$ Tage), was für die geographische Breite ($15\text{--}20^\circ$) des Zentrums dieser Kultur plausibel erscheint.

Als grobe Kennwerte für die Sichtbarkeitsdauer des Abend- und Morgensterns, abhängig von der geographischen Breite, können angenommen werden:

20° (Maya): 260 Tage / 47° (Bern): 240 T. / 54° (Norddeutschland): 220 T.

4) Praktischer Ablauf einer Venus-Synode

Ablauf in Kürze: Obere Konjunktion – Abendstern – untere Konjunktion – Morgenstern – obere Konjunktion.

Dauer eines Umlaufs: 584 Tage (± 8 Tage) = 2×292 Tage (2×9 Monate 3 Wochen), total ca. 19 Monate und 2 Wochen.

Abendsternphase: Etwa 6 Wochen (40–45 Tage) nach der oberen Konjunktion wird die Venus am Abend, kurz (ca. 30–40 Min.) nach Sonnenuntergang, für ein paar Minuten am westlichen Horizont sichtbar und verschwindet dann unter dem Horizont. Täglich wird der Abstand von der Sonne langsam größer und die Sichtbarkeitsdauer länger und erreicht ca. 7 Monate nach der oberen Konjunktion bis 4 Stunden und einen größten seitlichen Abstand von der Sonne von ca. 47° . Dann nimmt die Sichtbarkeitsdauer rasch ab und die Venus wird 2–3 Wochen unsichtbar: Phase der unteren Konjunktion.

Es folgt die *Morgensternphase*: 8 bis 10 Tage nach der unteren Konjunktion wird die Venus wieder kurz sichtbar, kurz vor Sonnenaufgang, nach diesem wird sie von der Sonne überstrahlt. Rasche Zunahme der Sichtbarkeitsdauer: bis 4 Stunden, 2½ Monate nach der unteren Konjunktion, dann langsame Abnahme bis zur Unsichtbarkeit während der oberen Konjunktion.

Aktuell: Nächste Konjunktionen: untere Konjunktion: 27. März 2009, obere Konjunktion: 11. Januar 2010.

Beste Sichtbarkeit: 1–3 Monate vor und nach der unteren Konjunktion, also Dezember 2008 bis *Februar 2009 (am Abend, nach Sonnenuntergang) und *Mai-Juni 2009 (am Morgen vor Sonnenaufgang).

* Diese Angaben gelten für den Normalfall. Es gibt aber folgende Ausnahme: Weil die Venus hier 8° über der Sonne steht, gibt es fast keinen Unterbruch in der Sichtbarkeit, also vom Abendstern direkt zum Morgenstern!

Bibliographie

Filling, Holger (2007): *Die kryptische Darstellung der Venus auf der Himmelscheibe von Nebra*; Sonderdruck Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 92, 23-49

Kerner, Martin (2007): *Vom Steinbeil zum Pantheon – Kulturgeschichte der Kalendarrik*; Gräfelting

- (2006a): *Bronzezeitliche Astronomie – Bronze-Planetarien*; CH-Kirchdorf

- (2006b): *Bronzezeitliche Astronomie – Die Bronzescheibe von Nebra*; Gräfelting

- (2005): *Der Goldhut von Schifferstadt – Ein olympischer Venus-Kalender*; CH-Kirchdorf

- (2003): *Das Zepter der Venus - Die Kalenderscheiben von Nebra und Falera*; in *Helvetica archaeologica* 34 (134) 34-62

Schultz, Joachim (³1985): *Rhythmen der Sterne*; CH-Dornach

Sternkalender, Ostern 2008/2009; CH-Dornach

Warm, Hartmut (²2004): *Signatur der Sphären. Von der Ordnung im Sonnensystem*; Hamburg (¹2001)

Wegner, Günter (1996): *Bronzezeit in Niedersachsen. Leben – Glauben – Sterben vor 3000 Jahren*. Herausgegeben vom Niedersächsischen Landesmuseum in Hannover; Oldenburg

Martin Kerner (verst. am 17. 7. 2008); aus dem Nachlass bearbeitet durch

Hilda Schär

pamor1@sunrise.ch

Das Elektrische Universum

Eine Übersicht – Teil II

Andreas Otte

Im zweiten Teil der Übersicht zur Theorie des „Elektrischen Universums“ geht es um unsere Sonne, Sterne allgemein und um Kometen. Dieser Abschnitt basiert im wesentlichen auf dem Buch The Electric Sky von Donald E. Scott [2006]. Die dargestellten Ergebnisse sind verglichen mit dem heutigen Standardmodell nicht sehr beruhigend.

Jeder weiß ...

..., dass die Sonne ein Fusionsreaktor ist, der Wasserstoff in Helium umwandelt. Die Gasexpansion, verursacht durch die hohe Fusionstemperatur, hält sich dabei mit der Gravitation der Sonnenmasse die Waage. Wenn in einigen Milliarden Jahren aller Wasserstoff verbraucht ist, wird sich unsere Sonne in einen „Roten Riesen“ verwandeln.

Auf die Photosphäre, die Oberfläche der Sonne (hell leuchtend, ultraviolett), folgt von innen nach außen die dünne Chromosphäre (rot leuchtend) und dann die Corona. Die Sonne enthält außerdem einen Dynamo, der Magnetfelder erzeugt und für die vorhandenen elektromagnetischen Erscheinungen der Sonne verantwortlich ist.

So oder so ähnlich bekommen wir es von Kindesbeinen an mit dem Brustton der Überzeugung eingetrichtert. Kein Zweifel möglich? Wer dieses Modell genauer hinterfragt, der stößt zunächst darauf, dass es sich um eine Art 'Vereinbarung' handelt, die von Sir Arthur EDDINGTON (ca. 1926) formuliert und von seinen Kollegen in der Folgezeit akzeptiert wurde. Es ging ursprünglich um die Frage, ob die Energiezufuhr der Sonne extern oder intern erfolgt. Da sich Eddington einen externen Mechanismus nicht vorstellen konnte, glaubte er, die korrekte Beschreibung mit einer zunächst unbekanntem inneren Energiequelle für die Sonne gefunden zu haben. Als bald darauf die Theorie atomarer Fission und Fusion aufkam, glaubte man die Quelle erkannt zu haben. Heute wird diese 'Vereinbarung' als Faktum angesehen.

Kaum einer weiß jedoch ...

..., dass dieses Modell mit unseren Beobachtungen nur wenig in Einklang zu bringen ist und sich einige wichtige Fragen stellen, die in diesem Modell nur schwer bis gar nicht zu beantworten sind:

- Stabile Fusion? Wir kriegen das nicht hin! In der Sonne funktioniert es angeblich seit Milliarden von Jahren.
- Die Dichte ist zu gering. Die kalkulierte Dichte im Zentrum der Sonne beträgt etwa ein Hundertstel von dem Wert, der für die Zündung einer Fusion erforderlich ist. Die kalkulierte Temperatur von ca. 13 Millionen Grad Kelvin reicht nicht aus. Man muss den Tunneleffekt der Quantentheorie bemühen, um auch nur ansatzweise eine Erklärung für die postulierte Fusion finden zu können.
- Die Erklärung für das Pulsieren der Sonne mit etwa 10 km Amplitude ist ungenügend. Der Rhythmus von 2h 40min passt zu einer radialen Ausdehnung bei einer gleichförmigen Dichte im Sonneninnern, im Vergleich mit dem Rhythmus von ca. 1h, der sich aus den Berechnungen für das bestehende Modell mit stark steigender Dichte zum Zentrum hin ergibt.
- Warum gibt es überhaupt eine Sonnen-Corona? Welchen Platz, welche Begründung hat sie im Fusionsmodell? Im Fusionsmodell gibt es nach der Gleichgewichtsbedingung keinen Grund für etwas mehr als eine kleine „Atmosphäre“ oberhalb der Sonnenoberfläche.
- Die Temperaturkurve der Sonnenatmosphäre passt nicht zum Fusionsmodell. Bei einer Fusion würde man im Zentrum die höchste Temperatur erwarten und mit steigender Entfernung auch in der Atmosphäre der Sonne einen Abfall der Temperatur. Stattdessen misst man z.B. durch die Analyse der Emissionsspektren den obigen Verlauf, der durch die logarithmische Darstellung nicht annähernd so dramatisch aussieht, wie er in Wirklichkeit ist (Abb. 1). Woher kommt der rasante Temperaturanstieg von der Chromosphäre hin zur Corona? Warum verschwindet das Temperaturminimum in der Photosphäre nicht durch Ausgleich von beiden Seiten?
- Warum beschleunigt der Sonnenwind (beginnend in der Corona) mit steigender Entfernung von der Sonne? Warum werden die Protonen nicht von der Gravitation der Sonne eingefangen?
- Warum ist der Sonnenwind überhaupt veränderlich? Wieso kann er ganz zum Stillstand kommen? Wie entsteht er überhaupt?
- Wieso gibt es ein Neutrino Defizit? Nach dem Fusionsmodell würde man bei der Fusion eine Menge von 1.8×10^{38} elektron-Neutrinos pro Sekunde erwarten. Man misst etwa 1/3 dieser erwarteten Menge. Man kann nicht anders, als zu vermuten, dass sich elektron-Neutrinos in mu- und tau-Neutrinos auf dem Weg von der Sonne zur Erde umwandeln. Nachdem man nun auch mu- und tau-Neutrinos messen kann, verlautbarte das *Sudbury Neutrino Observatory* 2001 dazu: „We are 99% sure!“ Aber wie kann man eine Aussage über eine Verteilung an einem Ausgangspunkt

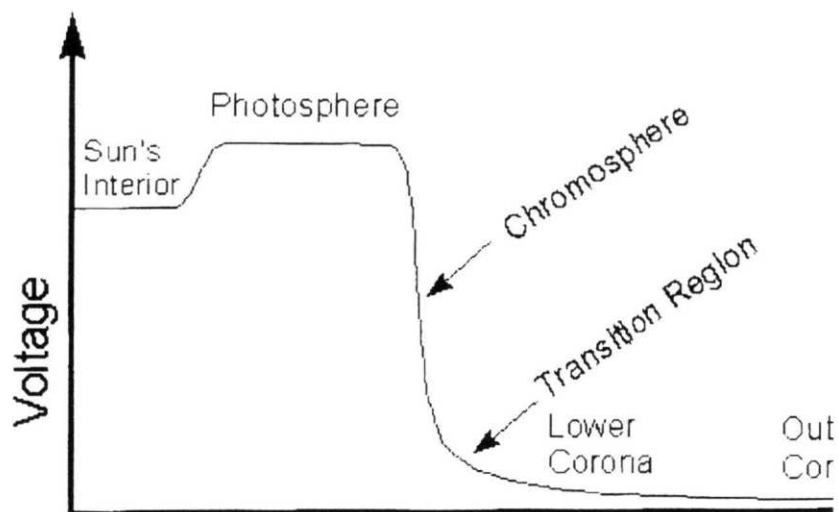
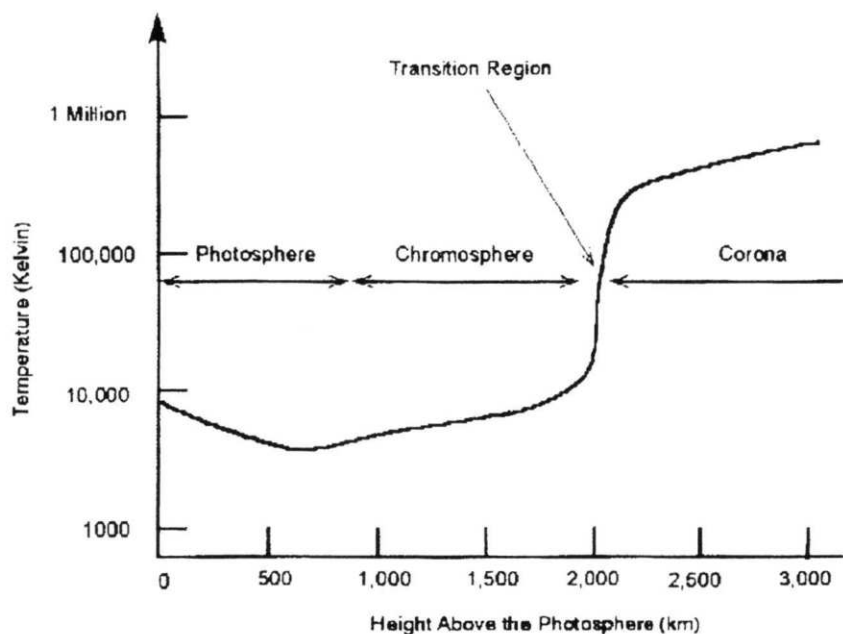


Abb. 1: Temperaturkurve der Sonnenatmosphäre [Scott 2007, 3].
 Messung durch Big bear Solar Observatory
 Abb. 2: Spannungsverlauf der Sonne mit 'Höhe über der Oberfläche'
 auf der Abszissenachse [Scott 2006, 90]

machen, wenn man nur das Ziel und weder den Start noch die Strecke beobachten kann?

Die Sudbury-Verlautbarung sagt [Scott 2006, S. 47-50]: „Wenn sich elektron-Neutrinos umwandeln, dann ist der Anteil der elektron-Neutrinos kleiner als die Anzahl der Gesamt-Neutrinos.“ Das ist soweit zugegeben, aber dann kommt es: „Es gibt nicht nur elektron-Neutrinos, daher gibt es die Umwandlung!“ Interessante Logik!

- Warum ist die Oberfläche der Sonne, die Photosphäre, nicht gleichmäßig hell, sondern erscheint zellenartig strukturiert zu sein? Das Fusionsmodell sieht hier die oberen Enden von Umwälzströmen, welche die Hitze aus dem Inneren abgeben. Das abgekühlte Material sinkt dann an den Seiten wieder nach unten und verursacht damit die Zellenstruktur. Das Problem ist, dass man bei den hier herrschenden Temperaturen bei Gas ein vollständig chaotisches Verhalten hat, ganz im Gegensatz zu dem, was man beobachtet. Die Reynolds-Zahl, die in Gasen angibt, wann Ordnung in Chaos umschlägt, wird in der Photosphäre milliardenfach überschritten. Ebenso wird die Rayleigh-Zahl, die angibt, ob es möglich ist, dass sich Umwälzströme bilden, um den Faktor 100.000 überschritten.
- Warum rotiert die Sonne am Äquator schneller als an den Polen? An den Polen beträgt die Rotationszeit 35 Tage, am Äquator sind es 25 Tage. Im Standardmodell sollte die Sonne an Äquator langsamer rotieren, da der Sonnenwind Rotationsenergie bevorzugt vom Äquator aufnimmt. Eigentlich müsste durch diesen Mechanismus die Rotation der Sonne bereits seit langem gestoppt sein. Bestenfalls würde man eine gleichförmige Rotation erwarten können.
- Woher kommt der Sonnenfleckenzyklus von 11 bzw. 22 Jahren?

Alternative Ideen

Diese kleine Auswahl an Problemen des Fusionsmodells der Sonne sollte für jeden Interessierten Anlass sein, sich mit alternativen Modellen zu beschäftigen. Eine solche Alternative steckt auch in der Theorie des „Elektrischen Universums“. Dort sind Sterne und damit auch unsere Sonne elektrische Entladungen, keine Fusionsreaktoren. Eine solche elektrische Entladung wird extern über den galaktischen Stromkreis versorgt. Lichtbogen-Entladungen an der Oberfläche der Sonne geben das für uns sichtbare Licht ab. Bei der Entladung stellt die Sonne die Anode dar, die Kathode ist nicht direkt vorhanden, bzw. der umgebende Raum spielt die Rolle der Kathode und auch die Planeten. Funktional könnte man sich die Sonne als einen homopolaren Motor [Wikipedia] vorstellen.

Der Spannungsverlauf der Sonne

Den Spannungsverlauf innerhalb der Sonne und ihrer Atmosphäre gibt der folgende Plot (Abb. 2) wieder:

Die Photosphäre als Oberfläche der Sonne hat in Bezug auf positive Ionen das höchste Potential. Ionen sind im Inneren der Sonne gefangen, es sei denn, sie haben genug kinetische Energie, um den „Berg“ der Photosphäre zu überwinden. Der so genannte „Sonnenwind“ zeigt, dass es einigen gelingt.

Plasma hat die Eigenschaft, Bereiche unterschiedlicher Ladung, Temperatur, etc. gegeneinander zu isolieren. Es entstehen kleine Zellen. Dieses ist die Zellenstruktur, die wir auf der Sonne beobachten können. Warum verschwinden dann die Zellen immer wieder und werden durch neue ersetzt? Elektronen, die sich von außen in die Sonne hinein bewegen, werden in der Photosphäre gefangen. Für diese Vorstellung hilft es, den Plot aus Abb. 2 auf den Kopf zu stellen. Die Elektronen füllen die lokale „Falle“ auf, sie wird kleiner und verschwindet schließlich, um sofort durch eine neue Plasmazelle ersetzt zu werden.

Die Chromosphäre spielt insgesamt die Rolle einer Doppelabschirmung zwischen dem hohen Potential der Photosphäre und dem niedrigen Potential der Corona. Die Potentialdifferenz liegt bei 10^9 V oder mehr.

Die Temperaturkurve der Sonne

Abb. 1 zeigte bereits das merkwürdige Temperaturprofil der Sonnenatmosphäre. Im Fusionsmodell würde man eine invers zum Quadrat fallende Kurve mit steigendem Abstand von der Sonne erwarten.

Im Modell der „Elektrischen Sonne“ ist dagegen tatsächlich der auch beobachtete Verlauf zu erwarten. In der Photosphäre haben positive Ionen ihr maximales Potential (Abb. 2), ihre kinetische Energie (ihre „Temperatur“, Brownsche Bewegung) ist dagegen vergleichsweise niedrig. Eine geringfügige Bewegung nach außen (rechts in Abb. 2) lässt sie den Potentialberg herunter gleiten in Richtung Corona. Hier haben wir den Hauptbestandteil des „Sonnenwindes“. Dieser Vorgang bringt einerseits hohe radiale Geschwindigkeit, reduziert aber die zufällige seitliche Bewegung auf ein Minimum. In diesem Bereich zwischen Photosphäre und beginnender Chromosphäre bildet sich daher das Temperaturminimum. Mit dem Erreichen der Corona werden die positiven Ionen wieder thermisch, wobei die Potentialdifferenz zwischen Photosphäre und Corona nun zusätzlich in thermische Energie umgesetzt wird. Das erklärt in diesem Modell den rasanten Temperaturanstieg im Bereich der Corona.

Plasma-Modi

Wenn man sich im elektrischen Modell der Sonne von außen nähert, dann steigt die „Stromdichte“ an. Man kann sich das so vorstellen, dass sich bei einer Annäherung an die Sonne die Kugeloberfläche verkleinert, durch die der Strom der Sonne zugeführt wird. Die Einheit der Stromdichte ist A/m^2 .

Mit steigender Stromdichte verhält sich Plasma unterschiedlich. Die folgenden Plasma-Modi hat man beobachtet:

- *Dark Current Mode*: geringe Stromdichte, unsichtbar. Beispiele: planetare Ionosphären, Sonnenwind;
- *Normal Glow Mode*: starke Stromdichte, das Plasma leuchtet, vergleichbar einer Neonröhre. Beispiele: Neonröhre, Polarlichter, Sonnen-Corona;
- *Arc Mode*: sehr hohe Stromdichte, das Plasma strahlt über ein breites Spektrum, einschließlich ultraviolett und Röntgen. Beispiele: Lichtbogen-schweißen, Sonnen-Photosphäre.

Nach dieser Vorstellung befindet sich die Photosphäre der Sonne im Arc-Mode, die Corona befindet sich im Glow-Mode. Die Chromosphäre übernimmt die Rolle einer Doppelabschirmung; bricht sie an einer Stelle kurzfristig zusammen, entsteht eine massive Sonneneruption, wie sie immer wieder zu beobachten sind. (Abb. 3)

Die Beschleunigung des Sonnenwindes

Die positiven Ionen bilden die Hauptkomponente des sogenannten „Sonnenwindes“, der sich um so schneller bewegt, je weiter man sich von der Sonne entfernt; er erfährt also eine Beschleunigung. Der Spannungsabfall im Bereich der Corona (Abb. 2) und darüber hinaus erklärt diese Beschleunigung im elektrischen Modell. Gelegentlich finden sich Behauptungen, dass auch Elektronen im Sonnenwind von der Sonne weg beschleunigt werden. Im Gegensatz dazu wurde durch die Mission des 1997 gestarteten *Advanced Composition Explorer* (ACE) festgestellt, dass Elektronen aus dem umgebenden Raum in die Sonne „zurückströmen“ [Davis 2001].

Der Plot zum Spannungsverlauf der Sonne (Abb. 2) erinnert stark an den Spannungsverlauf eines solid-state-pnp-Transistors [Scott 2007]. Die Basis-Emitter-Spannungsdifferenz entspricht der Spannungsdifferenz zwischen dem Sonneninnern und der Photosphäre, welche den Kollektor-Strom, den Sonnenwind, bestimmt und in einem selbstregulierenden Prozess variiert. Eine hohe Basis-Emitter-Spannungsdifferenz kann den Kollektor-Strom komplett abbrechen lassen. So stoppte im Mai 1999 der Sonnenwind für zwei Tage komplett, und auch zur Zeit (November) ist gerade mal wieder Sendepause.

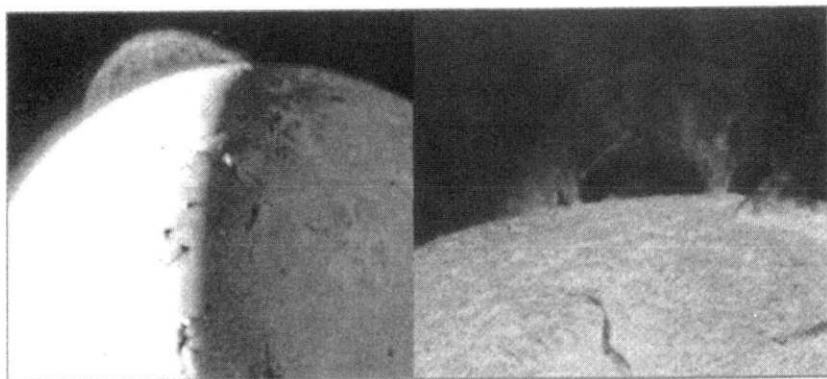
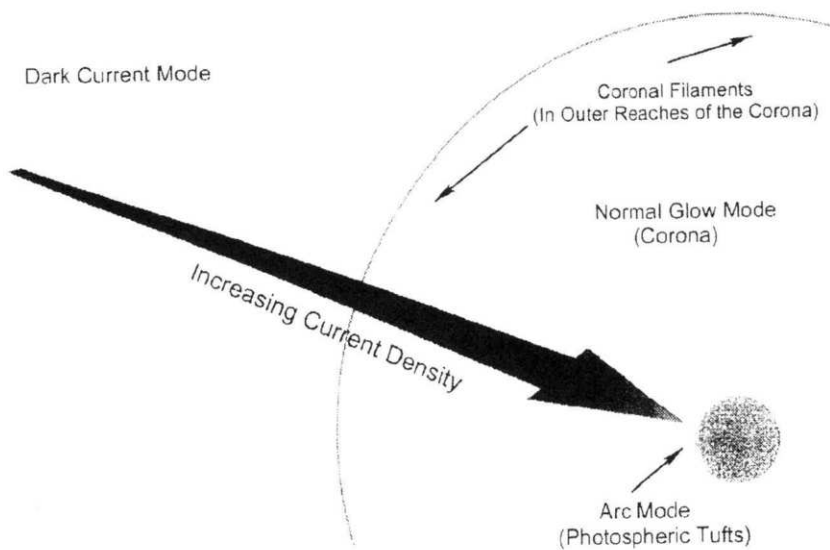


Abb. 3: Plasma-Modi [Scott 2006, 103]

Abb. 4, links: „Vulkanausbruch“ auf lo; rechts Sonneneruption [thunderbolts2]

Man erinnere sich auch an das so genannte Maunder-Minimum von 1645 bis 1715. Für etwa 70 Jahre gab es so gut wie keine Sonnenflecken und wurden auch keine Polarlichter (Auroras) beobachtet.

Sonnenflecken und Eruptionen

Bereits vor über 50 Jahren fand Irving LANGMUIR heraus, dass sowohl Größe als auch Spannung einer anodischen Plasma-Zelle von der Stromdichte abhängen. Die Zellen verschwinden oder entstehen, gerade wie es erforderlich ist zur Erhaltung des benötigten Verhältnisses von positiven Ionen und Elektronen. Ist die Stromdichte zu gering, wird die Doppelabschirmung nicht benötigt. Dann verschwindet die Zelle, es findet keine Lichtbogen-Entladung statt und man blickt direkt auf die Oberfläche der Anode. Das sind die Sonnenflecken (Abb. 5).

An diesen Stellen strömen positive Ionen ohne Behinderung aus dem Sonnennern aus und erzeugen dabei ein stark lokalisiertes Magnetfeld. Die dunkle Anode lässt vermuten, dass nicht viel vor sich geht im Inneren der Sonne, sie also möglicherweise eine gleichförmige Dichte im Inneren aufweist, was dann auch mit dem beobachteten Pulsationsrhythmus von 2h 40min in Einklang stünde.

Sonneneruptionen (Abb. 4, rechts) entstehen im „Elektrischen Sonnenmodell“ als Folge von sich entladender magnetischer Energie. Jeder elektrische Strom erzeugt ein Magnetfeld. Wird der Strom unterbrochen, bricht das Magnetfeld zusammen und die gespeicherte Energie muss sich entladen. Das geschieht oft in der einer Omega-Form, welche die Chromosphäre durchbricht.

Man kann Magnetfelder nicht sehen, aber oftmals sieht man Material, welches filamentartig strukturiert den Linien folgt. So auch auf Io (Abb. 4, links), einem der elektrisch aktivsten Monde des Sonnensystems. Die optische Ähnlichkeit der Eruptionen ist verblüffend.

Abb. 6 zeigt die vermuteten primären und sekundären Ströme innerhalb der Sonne. Verstärkt sich das magnetische Feld, das die Oberflächenströme induziert, so zeigen die Oberflächenströme in eine bestimmte Richtung. Beginnt das Magnetfeld sich abzuschwächen, ändern die Oberflächenströme und damit auch die Omega-Schleifen („Beulen“ im Magnetfeld der Sonne) ihre Polarität. Man hat festgestellt, dass die Magnetfelder über- und unterhalb des Äquators unterschiedliche Vorzeichen haben. Das Modell aus Abb. 6 macht das gut verständlich. Der Sonnenfleckenzyklus könnte damit zusammenhängen, der Rhythmus wäre dann allerdings von Außen getrieben durch periodische Änderungen im galaktischen Stromfluss.

Externe Ringströme koppeln sich zudem stark an die niedrigen Breiten der

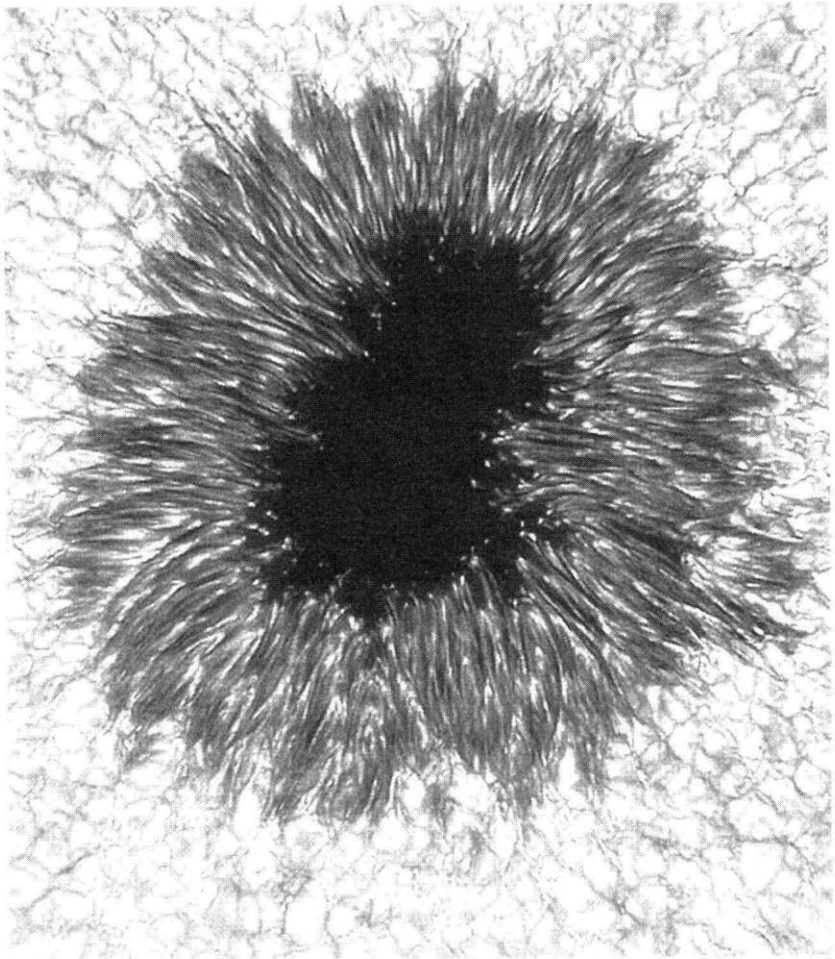


Abb. 5: Sonnenfleck [thunderbolts1]

Sonne und treiben deren Rotation ganz analog zum Modell des homopolaren Motors an. Daher rotiert die Sonne am Äquator schneller als an den Polen.

Magnetfelder

Wir kennen nur eine Quelle für Magnetfelder: elektrische Ströme. Wo Magnetfelder sind, da sind bisher auch immer Ströme. Hannes ALFVÉN formulierte zu Beginn seiner Plasma-Karriere den Satz: „Wenn Plasma ein perfekter Leiter ist, dann müssen Magnetfelder darin quasi ‘eingefrorenen’ sein“. Diese Idee wurde von den Astronomen aufgenommen, die Existenz von eingefrorenen Magnetfeldern als bewiesen betrachtet. ALFVÉN nutzte seine Nobelpreisrede im Jahre 1970, um darauf hinzuweisen, dass seine damalige Aussage über „‘eingefrorene’“ Magnetfelder nichts über deren Existenz besagt, weil Plasma kein perfekter Leiter ist. Leider hat dieses aber bisher niemand aus der Astronomen-Zunft realisiert oder will es realisieren. Ebenso sind „Offene Magnetfelder“ und „Magnetische Neuverbindung“ weitere astronomische Mythen ohne Realitätsbezug in Physik und Elektrotechnik. Es ist bedauerlich, wie wenig diese Disziplinen voneinander wissen. Plasmaphysik sollte ein Studienfach der Astronomen sein, Astronomie sollte in der Plasmaphysik und Elektrotechnik studiert werden.

Entstehung von Elementen

Das elektrische Modell der Sonne liefert auch eine Idee zur Entstehung von Elementen, besonders den schweren Elementen. Die Produktion erfolgt technisch durch Beschleunigung von Protonen oder leichten Kernen in elektrischen Feldern und Verschmelzung (Fusion) mit bestehenden Atomen. Genau dieser Prozess ist im Modell der elektrischen Sonne in der Photosphäre möglich, genau dort, wo auch die Elemente mittels Spektralanalyse beobachtet werden. Bei diesem Prozess werden Neutrinos als Nebenprodukt erzeugt.

Auch für die im ersten Teil beschriebenen, denkbaren Begegnungen zwischen Planeten im elektrischen Modell mit Überschlagblitzen und EDM (Electrical Discharge Machining) ist so eine lokale Entstehung von Elementen und Isotopen, z.B. auf der Erde oder in deren Atmosphäre denkbar.

Birkeland-Currents

Strom kann im Weltall durch das Plasma über große Distanzen fließen [Peratt 1996]. Das Vehikel dafür sind, trotz einer Dichte von nur etwa 1 Partikel pro cm^3 im interstellaren Raum, die bereits im ersten Teil der Übersicht zum „Elektrischen Universum“ erwähnten „Birkeland-Currents“.

Wenn zwei Ströme parallel zueinander fließen, bilden sich verdrehte, filamentartige Strukturen, die durch den so genannten „z-pinch“-Effekt auch um-

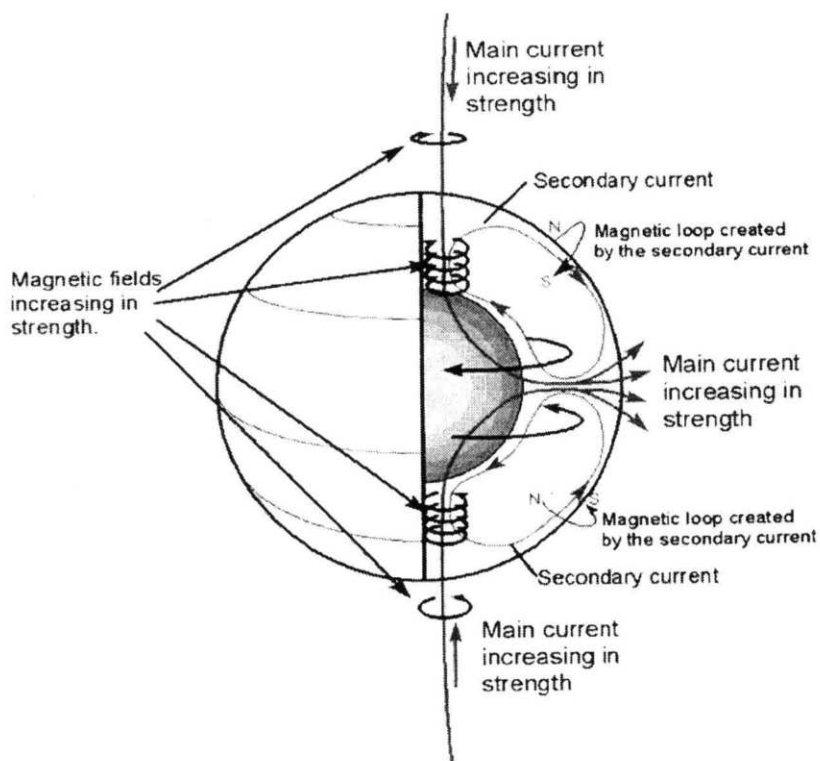


Abb. 6: Primäre und sekundäre Ströme in der Sonne [Scott 2006, 112]

umgebendes Material einfangen und verdichten (Abb. 7). Diese Stromflüsse in unserer Galaxis sind zuweilen sichtbar, wenn genügend Material eingefangen wurde, meistens aber sind sie unsichtbar.

Das sieht dann im Weltall, wenn sichtbar, z.B. so aus wie in Abb. 8: Diese Strukturen entstehen im elektrischen Modell durch den so genannten z-Pinch-Effekt. In größeren Strukturen zeigen z-Pinches von Birkeland-Currents die Form von Galaxien, wie man in Simulationen zeigen konnte. Dabei wird umgebendes Material aufgesogen. Ebenso zeigt eine Simulation des Verhaltens von parallelen Birkeland-Currents im z-Pinch die Form und auch Verteilung der Rotationsgeschwindigkeit von Galaxien. Die Birkelandströme liefern also entsprechend skaliert auch gleich das Erklärungsmodell für die Entstehung, das Aussehen und die Rotation von Galaxien.

Wie könnte sich eine derartige Struktur (Abb. 8) ohne die oben beschriebenen elektrische Effekte bilden? Man verwendet im Standardmodell „Schwarze Löcher“ und geschickt platzierte „Dunkle Materie“. Diese ad hoc-Ideen müssen konventionell erhalten, damit auch nur eine geringe Möglichkeit besteht, diese Phänomene zu erklären. Weiteres Material zu dieser Thematik bringt Teil III.

Pioniere des elektrischen Sonnenmodells

Ein Pionier der Theorie der elektrischen Sonne ist C.E.R. BRUCE (1902–1979), ein schottischer Mathematiker und Physiker, der durch Birkelands Arbeiten zu eigenen Forschungen angeregt wurde. Er erkannte bereits, dass die Vorgänge in der Photosphäre mit elektrischen Lichtbogen-Effekten vergleichbar sind und machte hier auch die Ursache für die zelluläre Struktur der Photosphäre aus.

Jedoch erst Ralph JUERGENS (1924–1979), ein amerikanischer Ingenieur, entwickelte das erste vollständige Modell der elektrischen Sonne.

Hannes ALFVÉN (1908–1995) kannte die Arbeit von Juergens wohl nicht, seine Ideen zum Stromkreis der Sonne sind aber voll kompatibel mit der Arbeit von JUERGENS.

Die Zukunft der Sonne

Im elektrischen Modell der Sonne ist deren Zukunft

- ▶ abhängig den Schwankungen der Stromstärke in unserem Bereich der Galaxie,
- ▶ ziemlich unsicher; schon morgen kann das Licht aus bleiben.

Das sollen folgende Beispiele illustrieren. Fast jeder kennt das so genannte Hertzsprung-Russell-Diagramm (Abb. 9), in dem die Helligkeit der Sterne gegen ihre Oberflächentemperatur dargestellt werden. Millionen, ja Milliar-

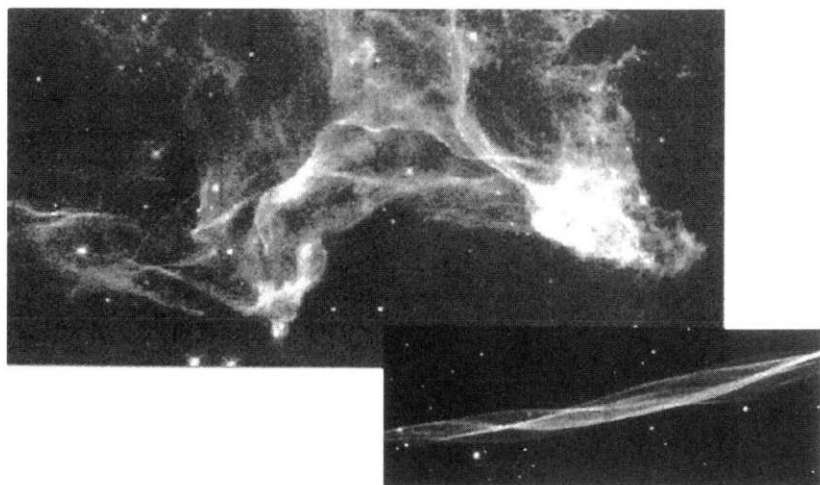
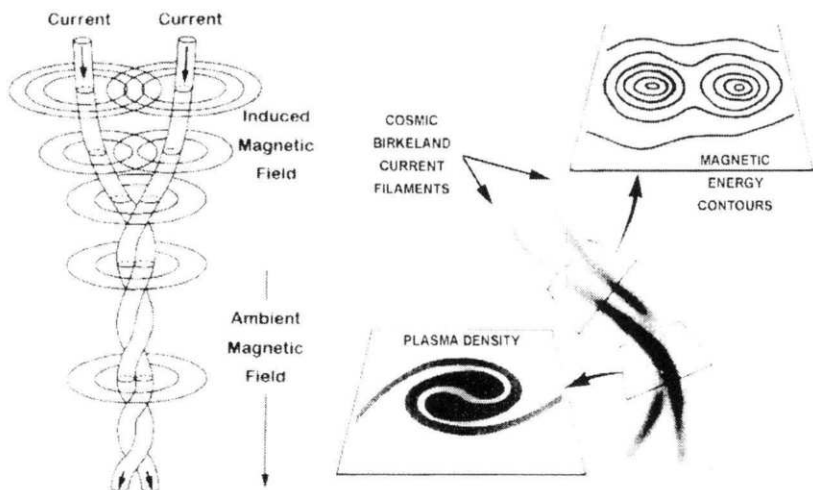


Abb. 7: Birkeland-Currents [Thornhill/Talbot 2007, 35]
 Abb. 8: Filamentstrukturen im Weltall (Cygnus-Loop) [Thunderbolts3]

den von Jahren sollen vergehen, bis ein Stern seine Position in diesem Diagramm verändert, z.B. wenn er zum Roten Riesen wird. Aber was ist mit:

- ▶ FG Sagittae
- ▶ V605 Aquilae/V4334 Sagittari
- ▶ V838 Monocerotis
- ▶ Sirius
- ▶ Castor
- ▶ Capella ?

Diesen Sternen gemein ist der Wechsel der Farbe, die Änderung der Helligkeit und der Leuchtstärke innerhalb von Monaten und wenigen Jahren. Das geht im allgemeinen mit der Entdeckung einher, dass es sich um binäre Systeme handelt. Die Frage ist zu stellen, ob es sich schon seit langem um binäre Systeme gehandelt hat, oder ob der beobachtete Vorgang die Folge einer Fission (Spaltung) des Sternes ist, d.h. das binäre System gerade erst optisch entstanden ist und hierbei der elektrische Stress verringert wurde.

Man muss sich klarmachen, was das bedeutet: Sterne können sich im HR-Diagramm innerhalb von Jahren an Positionen bewegen, für deren Transfer die konventionelle Theorie Millionen oder Milliarden von Jahren vorsieht. Offensichtlich sind hier Kräfte am Werk, die in keiner Weise von der Standard-Theorie berücksichtigt und verstanden werden.

Man kann das HR-Diagramm horizontal spiegeln und auf der X-Achse alternativ zur Oberflächentemperatur die aufsteigende Stromdichte an der Sternoberfläche darstellen. Damit hätte man den möglichen Agenten dieser Veränderung erfasst und seine potentielle Ursache, nämlich Veränderungen im Stromkreislauf der Galaxis, bzw. im lokalen Umfeld des Sternes.

Kometen

Nachdem wir im ersten Teil Planeten behandelt haben und nun die Sonne, fehlen noch die Kometen als ein optisch auffälliger Bestandteil des Sonnensystems.

Konventionelle Kometentheorie und beobachtete Realität

Nach der konventionellen Theorie handelt es sich bei Kometen um protoplanetare Überreste (Staub, Wasser) aus der Zeit der Entstehung des Sonnensystems. Ein Komet ist ein Schneeball, der in Sonnennähe 'ausgast'. Gasblasen unter der Oberfläche erzeugen „Jets“. Ein Komet ist im Standardmodell natürlich elektrisch neutral.

Man beobachtet jedoch hochenergetische Jets, die eng begrenzt aus dem Kometennukleus hervorbrechen, auch auf dessen dunkler Seite. Man registriert sehr hohe Temperaturen in der Kometen-Coma und stellt eine Inter-

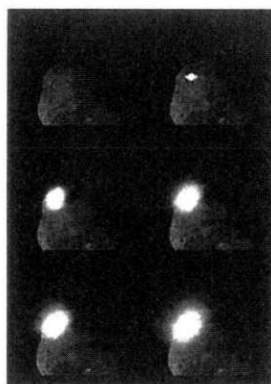
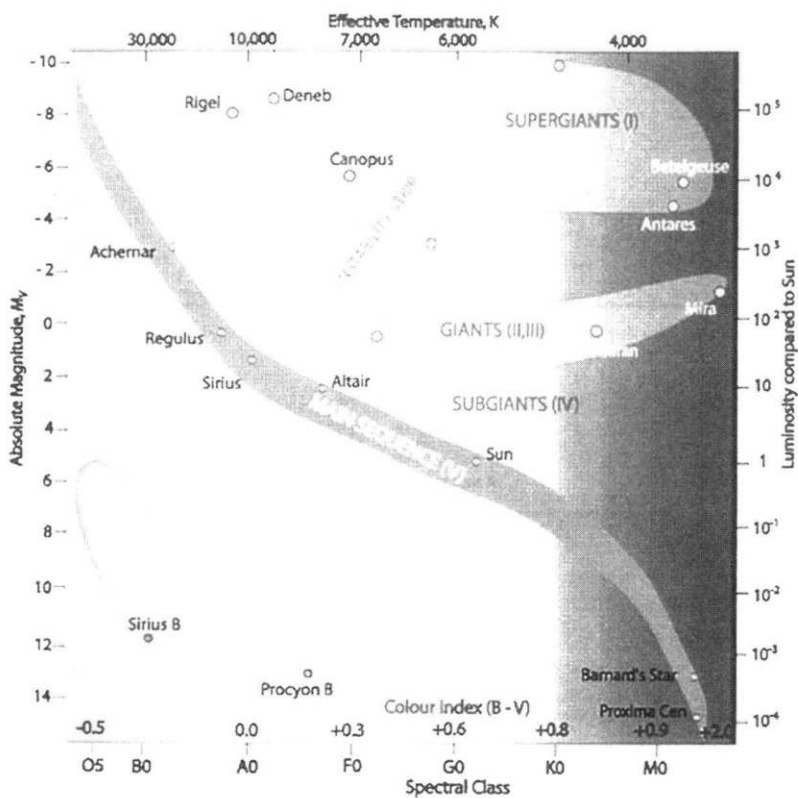


Abb. 9: Klassisches Hertzsprung-Russell-Diagramm [Thunderbolts4]
 Abb. 10: Deep Impact [Thunderbolts5, 6]

aktion mit dem Sonnenwind fest. Es gibt nur wenig Wasser in der Umgebung eines Kometen und kein Wasser im Nukleus. Ungewöhnlich ist auch der Ausstoß von ultraviolettem Licht und Röntgenstrahlen. Man sieht einen Zusammenhang von Sonneneruptionen mit Kometenannäherungen, andererseits sieht man Kometen immer wieder weit entfernt von der Sonne zerbrechen, also dort, wo man es konventionell am wenigsten erwarten würde.

Jede der bisherigen Kometenmissionen hat die Architekten dieser Theorie zurück ans 'Zeichenbrett' geschickt. Die Missionsberichte sind Dokumente voller Überraschungen, die dann aber schnell verdrängt werden, denn sie passen nicht ins Konzept. Von einer begründeten wissenschaftlichen Theorie würde man erwarten, dass sie erstens überprüfbar und falsifizierbar ist und zweitens Vorhersagen erlaubt. Wenn man sich schon keine Vorhersagen mehr traut und trotzdem andauernd überrascht wird, dann ist es an der Zeit, etwas zu ändern ...

Vorhersagen des Elektrischen Universums

Im Bereich der Kometentheorie haben sich die Vertreter des „Elektrischen Universums“ erstmals nach vorne gewagt und öffentlich Vorhersagen für die „Deep Impact“-Mission gemacht. Bei dieser Mission wurde ein Kupferprojektil auf den Kometennukleus abgeschossen, während gleichzeitig die Hauptsonde den Nukleus beobachtete:

- 1 Es findet ein größerer Energieausbruch statt, als konventionell erwartet wird.
- 2 Ein kleinerer Energieausbruch erfolgt vor dem eigentlichen Einschlag des Projektils.
- 3 Es wird wesentlich weniger Wassereis an der Oberfläche und im Inneren gefunden, als konventionell erwartet. Der Nukleus ist 'trocken'.
- 4 Die Energieausbrüche des Einschlags werden neue filamentartige Jets erzeugen, bestehende Jets können die Positionen verändern.
- 5 Die Oberfläche des Kometen wird scharf definierte Krater, Schluchten, Bergrücken, etc. zeigen; er ist kein geschmolzener, dreckiger Schneeball.
- 6 Die elektrostatische Säuberung hat Geröll von der Oberfläche entfernt.

Diese Vorhersagen der Vertreter des „Elektrischen Universums“ wurden am 03.07.2005 gemacht, kurz bevor am 04.07.2005 der Einschlag erfolgte, und sind dokumentiert [thunderbolts].

Was wurde nun beobachtet? Zunächst war die Energie der Explosion wesentlich größer als das erwartete Äquivalent von 4,8t TNT (Abb. 10, links). Dann gab es vor der eigentlichen Explosion eine Art Vorblitz. Es wurde kein Wasser im Nukleus festgestellt. Bilder des Kometennukleus zeigten scharfe Konturen, kein Geröll. Es zeigten sich weiße Flecken, meistens

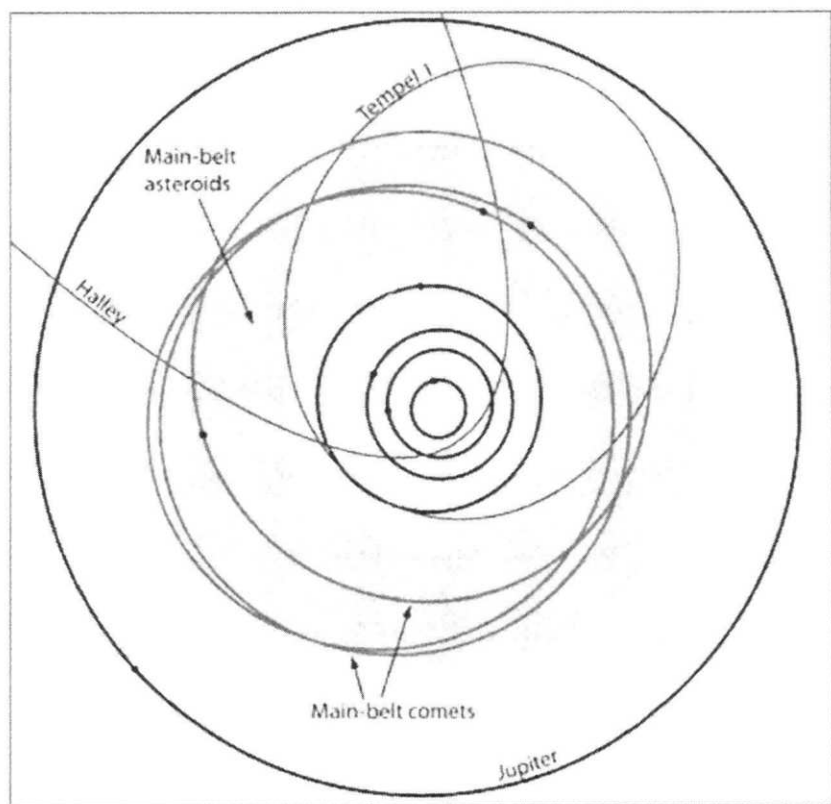


Abb. 11: Kometen und Asteroiden [Thunderbolts7]

auf erhöhten Stellen, z.B. auf Kraterwällen (Abb. 10, rechts). Es entstanden neue Jets nach dem Einschlag des Projektils. Und es gab heftige elektrische Störungen vor dem Aufschlag des Projektils.

Kometen im elektrischen Universum

Im elektrischen Universum nehmen Kometen eine besondere Rolle ein, denn sie bewegen sich auf ihrer Bahn um die Sonne durch Bereiche mit unterschiedlichen Potentialen. Weit von der Sonne entfernt sind diese Potentialdifferenzen pro zurückgelegter Strecke vergleichsweise gering. Wenn ein Komet sich aber der Sonne nähert, also pro Zeiteinheit eine größere Potentialdifferenz durchquert, erfährt er 'elektrischen Stress'; es bilden sich Kathoden-Jets und eine sichtbare Doppelabschirmung, die „Coma“ (Glow-Mode) des Kometen. Kommt der Komet der Sonne noch näher, geht der Nukleus schließlich in den Arc-Mode über. Durch EDM (Electrical Discharge Machining) abgelöstes Material bildet den Schweif. Dabei entstehen OH-Radikale, die Spektrallinien wie Wasser zeigen, was zusätzlich zum angeblichen Wasservorkommen auch den beobachteten Wasserstoff-Überschuss erklärt.

Eventuell führt der elektrische Stress zum Zerbrechen des Kometen; das ist elektrisch auch an entfernten Punkten der Kometenbahn möglich, abhängig von der jeweils vorliegenden Potentialdifferenz des Objektes zu seiner Umgebung. Im Standardmodell muss das unverständlich bleiben, denn thermischer Stress als Zerstörungsursache liegt weit entfernt von der Sonne nicht vor.

Kometen sind im elektrischen Modell einfach Asteroiden in exzentrischen Bahnen (Abb. 11). Je exzentrischer die Bahn des Kometen, desto größer ist die 'Show', denn um so größer ist der elektrische Stress. Das führt zu interessanten Effekten: So war der Komet „Holmes 17P“ im Dezember 2007 kurzzeitig das größte Objekt im Sonnensystem mit einer Coma von 7 Millionen km Durchmesser, fünf mal größer als die Sonne [Thornhill 2008].

Die Entstehung des Sonnensystems

Auch das gesamte bisherige Modell der Entstehung des Sonnensystems muss in Frage gestellt werden. Das Modell einer Staubwolke, die durch Eigengravitation Sonne und Planeten bildet, ist einfach zu widerlegen. Abgesehen davon, dass die Temperatur nicht ausreicht, eine Sonne zu zünden, sorgen während des Zusammenziehens Fliehkräfte und Drehmomente bereits dafür, dass sich die Wolke überhaupt nicht weit genug verdichten kann.

Im elektrischen Modell bildet sich dagegen durch den z-Pinch eines galaktischen Birkeland-Stroms eine elektrische Entladung, ein Stern. Umgebendes Material wird mitgerissen und verdichtet. So können sich die Planeten gebildet haben. Die großen Gasplaneten sind möglicherweise auch durch Fission

(Spaltung) aus der Sonne entstanden (Reduktion des elektrischen Stresses). Dieser Mechanismus der Stressreduktion ist auch für die Gasgiganten selber denkbar, womit sich evtl. eine weitere Quelle für die Entstehung der inneren Planeten ergibt. Man denke hier nur an Velikovskys Jupiter-Venus-Szenario.

Unabhängig davon wird aber auch der in der Mythologie erwähnte Venus-Schweif verständlich, denn gleichgültig, ob die Venus aus einem der Gasgiganten geboren wurde oder einfach nur aus der Bahn geraten ist, bekommt ein Objekt, das sich durch Zonen mit unterschiedlichen Potentialen bewegt, einen EDM-Schweif.

Eine mögliche Erklärung der „Pioneer-Anomalie“

Zur Erinnerung: Forscher haben entdeckt, dass die Sonde Pioneer 10, welche die ersten Nahaufnahmen vom Jupiter machte, auf dem Weg aus dem Sonnensystem heraus mit einer geringen Kraft zurück in Richtung Sonne gezogen wird. Der Effekt wird interessanterweise mit steigender Entfernung von der Sonne kaum geringer und äußert sich in einer Geschwindigkeitsreduktion von etwa 10 km/h pro Jahrhundert, ist also sehr klein. Auch die Daten anderer Sonden zeigen inzwischen diesen Effekt: Pioneer 11, Voyager 1, Voyager 2,

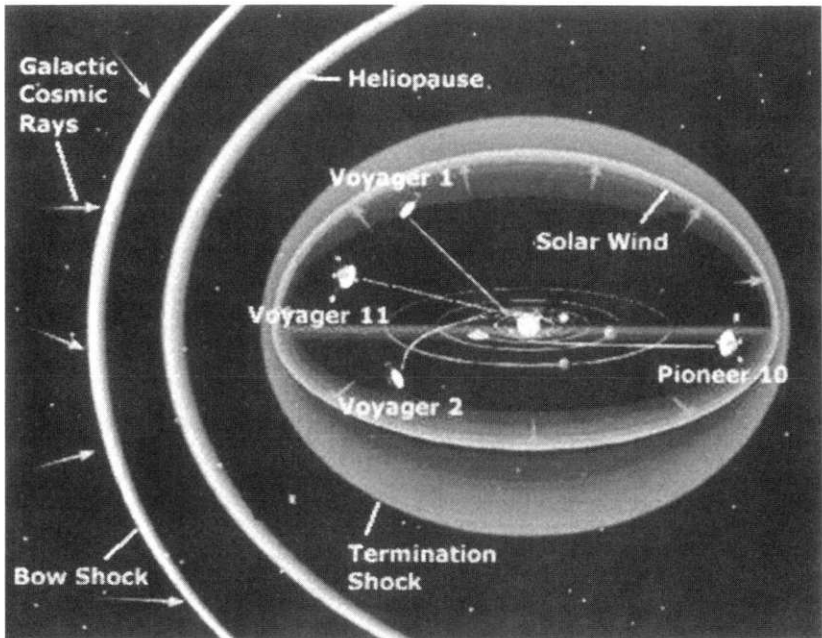


Abb. 12: Heliopause der Sonne [holoscience1]

Ulysses, Galileo, Messenger, Cassini-Huygens, Rosetta... Ein technischer Defekt von Pioneer 10 kommt, wie zunächst vermutet, nicht mehr in Frage. In Abb. 12 ist natürlich Pioneer 11 statt Voyager 11 gemeint.

Das Plasma in der Umgebung der Sonne formt eine Blase, eine „virtuelle Kathode“. Innerhalb der Blase bildet sich ein schwaches elektrisches Feld, ausgerichtet auf die Sonne: der Sonnenwind. Dieses Feld muss nur eine geringe Kraft aufweisen, die geeignet ist, Elektronen in Richtung Sonne zu ziehen. Die Plasma-Blase um die Sonne ist heute unter dem Namen *Heliopause* bekannt. In der Sprache der Plasma-Physik ist die Heliopause nicht das Ergebnis eines mechanischen Schocks, wie es sonst üblicherweise dargestellt wird, sondern ist begrenzt durch eine Doppelabschirmung zwischen zwei Plasmen mit unterschiedlicher Ladungsdichte. Es ist die Grenze zwischen dem Sonnenplasma und dem galaktischen Plasma.

Nach seinem Start nimmt ein Raumfahrzeug Elektronen aus dem umgebenden Plasma auf, bis die negative Spannung groß genug ist, weitere Elektronen abzustoßen. Im interplanetaren Raum wird das Raumfahrzeug damit zu einem geladenen Objekt, das sich im schwachen elektrischen Feld der Sonne bewegt. Wichtig ist, dass die Ladungsdifferenz zur galaktischen Umgebung zum größten Teil erst innerhalb der Doppelabschirmung (dem Rand der Heliopause) überwunden wird, der Spannungsgradient im interplanetaren Raum also weitgehend konstant bleibt. Mit anderen Worten: Die elektrische Anziehungskraft wird bis zum Rand der Heliopause nur unwesentlich geringer mit steigender Entfernung von der Sonne.

Zusammenfassung

Das Modell des „Elektrischen Universums“ kann die Entstehung des Sonnensystems und seiner Komponenten erklären. Sterne sind hier elektrische Entladungen, versorgt durch galaktische Ströme. Das bedeutet aber auch, dass Sterne nicht aus sich heraus für Millionen von Jahren stabil sind, sondern abhängig von den galaktischen Stromflüssen bestehen.

Beunruhigend ist, wie krampfhaft an offensichtlich ungenügenden Theorien festgehalten wird, sei es das thermonukleare Modell der Sonne oder die Kometentheorie, die so deutlich nicht mit der beobachteten Realität in Übereinstimmung zu bringen sind. Was man hier an der Arbeit sieht, sind **Fictional Ad hoc Inventions Repeatedly Invoked in Efforts to Defend Untenable Scientific Theories**, kurz: FAIRIE DUST oder Elfenstaub.

Im dritten Teil der Übersicht zum „Elektrischen Universum“ werden wir zur ‘Königsdisziplin’ vorstoßen, der Kosmologie. Wer allerdings glaubt, dass wir dort nicht auf FAIRIE DUST stoßen werden, dem muss ich leider jetzt schon alle Illusionen nehmen.

Literatur

- Davis, Andrew (2001): Solar Wind Electron Halo Depletions at 90° Pitch Angle;
<http://www.srl.caltech.edu/ACE/ACENews/ACENews56.html>
- Hogan, James P. (2005): The Cosmic Power Grid; in: *Catastrophes, Chaos & Convolutions*, Seite 210-260, Riverdale
- Holoscience1 = www.holoscience.com/news/mystery_solved.html
- Holoscience2 = http://www.holoscience.com/news/mystery_solved.html
- Peratt, A. L. (1996): Advances in Numerical Modeling of Astrophysical and Space Plasmas; in *Astrophysics and Space Science* 242, Band 1/2, Seite 93-163
- Scott, Donald E. (2006): *The Electric Sky. A Challenge to the Myths of modern Astronomy*, Portland
- (2007): *Solar Surface Transistor Action*;
<http://members.cox.net/dascott3/SDLIEEE.pdf>
- Thornhill, Wallace (2002): Mystery solved – Welcome to the Electric Universe!;
http://www.holoscience.com/news/mystery_solved.html
- (2008): 2008 – Year of the Electric Universe;
<http://www.holoscience.com/news.php?article=66b0jzyh>
- Thornhill, Wallace/ Talbott, David (2006): *The Electric Comet*; IEEE Poster-Presentation, Traverse City
- / - (2007): *The Electric Universe*; Portland
- Thunderbolts = www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/050704predictions.htm
- Thunderbolts-Projekt: <http://www.thunderbolts.info/>
- Thunderbolts1 = <http://www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/051013sunspot.htm>
- Thunderbolts2 = www.thunderbolts.info/tpod/2008/arch08/080125filamentary.htm
- Thunderbolts3 = www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/040730nebula.htm
- Thunderbolts4 = www.thunderbolts.info/tpod/2007/arch07/070917oldstarnewstar.htm
- Thunderbolts5 = www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/050708smoking.htm
- Thunderbolts6 = www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/050719deepinterim.htm
- Thunderbolts7 = www.thunderbolts.info/tpod/2006/arch06/060407cometasteroid.htm
- Wikipedia / Homopolar Motor: http://en.wikipedia.org/wiki/Homopolar_motor

Andreas Otte, Dalbker Str. 54a, 33813 Oerlinghausen
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Weimar, abseits der Klassik

Tagungsbericht zum Jahrestreffen am 3./4. Oktober von Heribert Illig

Es ist so leicht nicht, 'von Goethe abwärts' die Zelebritäten Weimars mit Chronologiekritik zu vereinen. Nach all dem, was die TeilnehmerInnen des Jahrestreffen berichtet haben, wollte es weder an Frauenplan oder Gartenhaus, noch in der Anna-Amalia-Bibliothek oder der Fürstengruft gelingen. Insofern blieb uns Skeptikern nur übrig, auf uns selbst zu vertrauen. Das Hotel *Kaiserin Augusta*, direkt gegenüber vom Bahnhof gelegen, bot, obwohl es sehr gut frequentiert war, mit seinem Konferenzsaal „Faust I“ ein gutes Refugium mit Klausuratmosphäre.

Die Reihe der Vorträge wurde von GUNNAR HEINSOHN eröffnet, der zunächst über den *Vergleich der Königsgräber von Ur und der Kurgangräber der Skythen* sprach, unter Rückgriff auf Arbeiten von Charles Ginenthal. Bei den Gefolgschaftsgräbern von Ur III spielen von ca. 850 Gräbern 16 eine Sonderrolle: Laut Zahnbefund haben sich die hier Begrabenen nicht von gemahlenem Getreide ernährt, waren also Steppenreiter wie die Skythen, die 28 Jahre in Nordmesopotamien geherrscht haben sollen. Die Umdatierung der Gräber von Ur vom -3. ins -1. Jtsd. lässt sich anhand falscher Gewölbe, Goldschmiedearbeiten, Filzhelmen oder Pantherdarstellung führen. Es gibt also keinen Grund, bisherige Ergebnisse [*Sumerer-Buch*, 129, 200] in Frage zu stellen.

Zum zweiten gab HEINSOHN ein *Fallbeispiel astronomischer Rückrechnung auf Nebukadnezar* (Ginenthals *Pillars of the Past II* [632-636]). Ginenthal kämpft hier mit dem Problem, dass die Mondfinsternis vom 26.9. -554 besser für den 2.10. -293 retrokalkulierbar wäre. Doch Lynn Rose besteht darauf, dass es trotzdem keine frühmittelalterliche Phantomzeit gibt.

PETER MIKOLASCH rief den *Urwegforscher Herbert Reichel (1908–1994)* anlässlich des 100. Geburtstags ins Gedächtnis. Dieser hat noch 1990 in unserem Kreis gesprochen. Der Vater der unvergessenen Lee Reichel bewegte sich auf überwachsenen Pfaden, erforschte die Verehrung der drei vorchristlichen Bethen (Margaret, Barbara und Katharina), ein uraltes Orientierungssystem und die Kirchenorientierung entsprechend den Patrozinien. Ein Pionier, dessen Detaillergebnisse folglich nicht standhalten werden.

Nach der Kaffeepause kam ein Film von MILTON ZYSMAN zur Aufführung: *Zysmans Sicht katastrophischer Erdformung (Velikovskys Comet)*. Die englische, leider ohnehin schlecht hörbare Fassung wurde durch Gunnar Heinsohn ins Deutsche übertragen und zur Diskussion gestellt. Mit Einblendungen von

Statements aus dem Mund von Velikovsky wurde ins Bild gesetzt, wie extraterrestrisches Material auf der Erde niedergegangen sein könnte (Stichworte: Esker, Drumlins).

Fast beliebiges Anschauungsmaterial demonstrierte ANDREAS OTTE für sein *Elektrisches Universum Teil I b – Weitere Spuren des elektrischen Universums*. Die merkwürdigsten Gesteinsinformationen harren auf allen möglichen Himmelskörpern noch ihrer Erklärung – das Modell des elektrischen Universums kann hier mit Anoden-Kathoden-Modellen und vielen anderen in die Bresche springen. Hier haben wir gegenüber den amerikanischen Vorläufern Nachholbedarf.

Zum Abschluss des ersten Tages brachte ADALBERT FELTZ: *Probleme der Durchsetzung und Akzeptanz objektiver Kenntnis in unserer Zeit* als Einstieg in eine Diskussion. Es ging hier nicht nur um chronologische Probleme, sondern generell um die Durchsetzung neu gewonnenen Wissens. Die Diskussion schritt einen großen Rahmen aus, konnte aber gleichwohl nur wenige erfolgversprechende Wege zu Tage fördern.

Der zweite Tag begann mit HERIBERT ILLIGS Zwischenbericht unter der Überschrift: *Sie schütten die Fundleere zu*. Hier wurde dargestellt, aus welchen Gründen Archäologen fündig werden 'müssen'. Die Beseitigung der frühmittelalterlichen Fundleere ist dabei nur ein Aspekt. Aus diesem Bericht dürfte eine Publikation erwachsen.

Es folgten die Überlegungen von ANDREAS BIRKEN zu *Ali ≠ Arius. Phantomzeit und Islam*. Dies wurde ein Streifzug durch Sprachen und Zeiträume bis zur Gegenwart; ein Teil ist auf S. 692 ff. abgedruckt. Die Abwehr dieser Gleichsetzung war eindeutig.

Ab da ging es um die Verschränkung von Antike, Spätantike, Völkerwanderung und Romanik. Als erstes ging EWALD ERNST die Frage an: *Die Bronzetüren von Bethlehem – antik oder mittelalterlich?* bot aber zur Beantwortung sämtliche Bronzetüren Europas seit Augustus auf – vom Pantheon über Lateran nach Aachen und selbst Nowgorod. Die Antwort lautete: Die Türen von Bethlehem, aber auch die von Aachen, Mainz und Hildesheim stammen aus der Spätantike!

Danach hielt SIEGFRIED ENZI einen couragierten Vortrag. Sein Thema *Der letzte Römer und die Burgunder* schien harmlos, doch was er dann vorführte, würde die Antike sprengen. Allerdings scheitert sein Postulat – Cäsar als Begründer des römischen Prinzipats und des Kaiserreichs habe so viel Ähnlichkeit mit Aëtius, dem Hunnensieger, dass beide identisch seien – scheitert an der viel zu schmalen Beweisbasis und den jeweiligen Umfeldern.

Zum Abschluss der Veranstaltung setzten SUSANNE FUDER und GERHARD ANWANDER ihren Kasseler Vortrag fort: *Rom & Romanik. Kunstchronologi-*

sche Überlegungen. Diesmal ging es um Westwerke, Triforien, bislang nicht als solche erkannte Römertürme auf römischer Fußbasis und Motive, die nahtlos von der Antike bis zum Ende der Romanik dargestellt worden sind, etwa der 'Greifenkelch' mit antithetischen Tieren. Im Kern ging es darum, ob Spätantike und frühes Mittelalter größtenteils zusammenfallen, was m.E. auf eine Streichzeit von 500 bis 600 Jahren hinauslaufen würde. Das wurde von beiden Vortragenden bestritten, doch dann wäre ihr Vortrag zu einem Gutteil überflüssig, weil die Ähnlichkeiten zwischen römischer Kunst und der deshalb so benannten Romanik allgemein bekannt sind. In den Raum gestellt wurden Postulate wie ein byzantinisches Förderatensystem bis Niedersachsen, römische Bauensembles aus turmartigem Querhaus und östlich vorgelagerter Krypta (erst in romanischer Zeit zusammengefügt) und eine antik-arianische anstelle 'christlicher' Religion.

Und ehe es sich die TeilnehmerInnen versahen, waren schon zwei Tage mitsamt drei Abenden vergangen, von denen viele Gespräche und Diskussionen in guter Erinnerung bleiben.

Teilnehmer

✂ Gerhard Anwander, Kirchheim ✂ Achim Babendreyer, Bonn ♡ Anga Beaufort, Bielefeld ✂ Jan Beaufort, Bielefeld ✂ Andreas Birken, Hamburg ♡ Siegfried Enzi, Wien ♡ Ewald Ernst, Horn/Bad Meinberg ✂ Adalbert Feltz, Erfurt ✂ Dietmar Franz, Potsdam ♡ Susanne Fuder, Kirchheim i. Schw. ✂ Alexander Glahn, Mannheim ♡ Angelika Gottschling-Meier, Mannheim ♡ Stefan Hanenkamp, Wien ♡ Claudia Hanf-Effenberger, Waidhofen/Ybbs ♡ Irmgard Heinitz, Brahmenau ✂ Volker Heinitz, Brahmenau ✂ Gunnar Heinsohn, Bremen ♡ Henning Heinsohn, Bad Schwartau ♡ Rita Heinsohn, Bad Schwartau ♡ Ulf Heinsohn, Berlin ♡ Herbert Helmecke, Bielefeld ♡ Eibo Hinrichs, Oyten ♡ Marianne Hinrichs, Oyten ♡ Elmar Holz, Nuthetal ♡ Josef Hoppe, Fulda ✂ Heribert Illig, Gräfelfing ♡ Beba Jan-Illig, Gräfelfing ♡ Siegwart Köhler, Dormagen ♡ Holger Langberg, Wedel ✂ Karl-Heinz Lewin, Haar ♡ Rüdiger Marx, Petersberg ✂ Michael Meisegeier, Schaderode ✂ Peter Mikolasch, Wien ♡ Johannes Mißbeck, Wiesbaden ✂ Zainab Angelika Müller, Berlin ✂ Manfred Neusel, Langen ✂ Horst Nitz, Olsberg ✂ Andreas Otte, Oerlinghausen ♡ Helmut Paulsen, Rödermark ✂ Klemens Polatschek, Berlin ✂ Bernd Radowicz, Berlin ♡ Roland Rambau, Pfaffing ♡ Anke Rautzenberg, Berlin ♡ Galina Romm, Horn/Bad Meinberg ♡ Dimitri Speck, München ♡ Monika Vandory, A-Bergheim ♡ Ronald Waehner, Bad Schwalbach ♡ Michael Weimann, Rotenburg ✂ Klaus Weissgerber, Ilmenau ♡ Claudia Widerin, Wien ♡ Christa Wittenbreder, Castrop-Rauxel ♡ Hartmut Wittenbreder, Castrop-Rauxel ✂ Robert Zuberbühler, Winkel/Zürich ♡

20 Jahre *Zeitensprünge*

Ein Rückblick von Andreas Otte

Einleitung

Auch nach acht Jahren – ich lese seit Heft 4/2000 mit – packt mich immer noch eine gewisse Unruhe, wenn wieder der Erscheinungstermin eines Heftes der *Zeitensprünge* naht. Es ist eine freudige Erwartung, die ihren ersten Höhepunkt erreicht, wenn das Heft dann tatsächlich aus dem Postfach gezogen werden kann. Überhaupt: Heft – diese Bezeichnung haben die *Zeitensprünge* nicht mehr verdient; Wälzer kommt dem ‘Ding’, das man dann aus dem Umschlag zieht, inzwischen wesentlich näher. Als nächstes erfolgt dann der Rückzug an einen ruhigen Ort, das „DO NOT DISTURB!“-Zeichen prangt in großen Lettern auf der Stirn. Erst wenn das ‘Heft’ einmal durchgearbeitet wurde, ist wieder eine gewisse Ansprechbarkeit gegeben.

Die *Zeitensprünge* haben 20 Jahrgänge vollendet, das sind 20 Jahre. Oder anders gesagt: 80 Hefte in 75 Ausgaben. Welche kleine Spartenzeitschrift mit Kleinstauflage kann da mithalten? Viele sind es jedenfalls nicht.

Geschichte

Die *Zeitensprünge* entstanden 1989 als Folge der Auflösung der GRMNG e.V. (*Gesellschaft zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte*), damals unter dem Namen *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*. Heribert Illig hatte sich bereit erklärt, nach Ende des Vereins noch mindestens 5 Jahre ein Bulletin herauszugeben und Jahrestreffen zu organisieren. Dass es im damit ernst war, wurde erkennbar, als der dafür seinen Job bei der Bayerischen Landesbank aufgab und einen eigenen Verlag gründete.

Man kann sicherlich die berechtigte Frage stellen, ob es die *Zeitensprünge* und den Mantis Verlag heute noch geben würde, wenn nicht die Phantomzeit im frühen Mittelalter entdeckt worden wäre. So aber wurde dieses Thema zu einem zentralen Bestandteil der Zeitschrift, was sich auch in der Anfang 1995 erfolgten Umbenennung von *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* in *Zeitensprünge* dokumentierte.

Zum guten Ton gehört es, dass sich Neuabonnenten (jedenfalls, wenn man es sich leisten kann) alle alten Hefte besorgen, die weiterhin vorrätig gehalten werden, denn nur dann kann wirklich mitgeredet werden.

Natürlich gab und gibt es auch nicht nur Appetitliches: Diverse ‘Affären’ sind zu beklagen. Aber das scheint wohl zum ‘Geschäft’ dazu zugehören; trotzdem ist es immer wieder bedauerlich.

Statistik

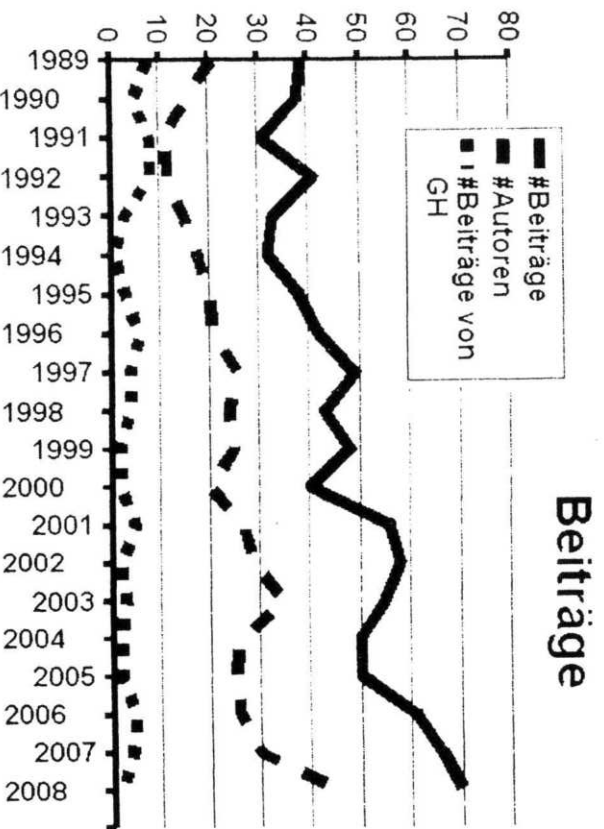
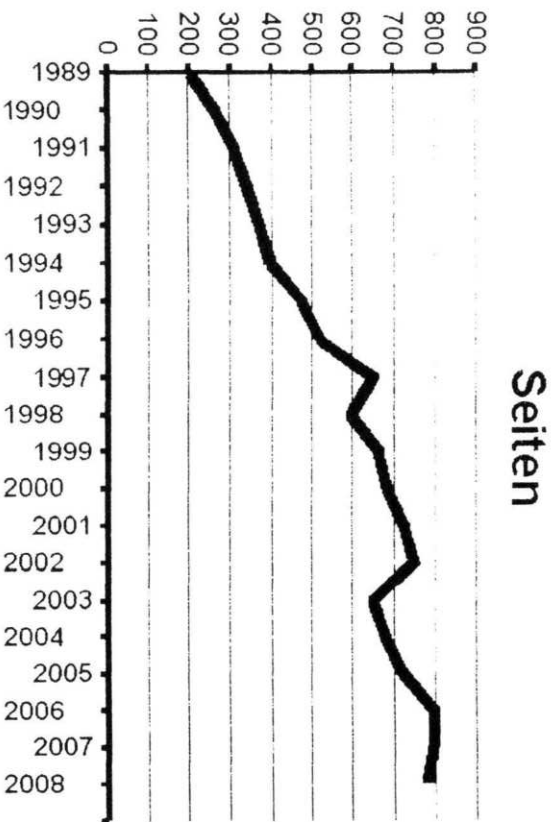
Die Zahlen der 20 Jahrgänge (bis 1994 unter dem Namen *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*) sind sehr konservativ gerechnet; Editorials, ganzseitige Cartoons, Postglossen, Leserbriefe und Tagungsberichte sind nur in Spalte 3 mitgezählt. Die Aufnahme der Spalte mit der Anzahl von Beiträgen Gunnar Heinsohns erfolgte aus gegebenem festlichem Anlass.

Jahr	JG	Seiten	Beiträge	davon		Autoren
				HI	GH	
1989	01	225	39	14	8	21
1990	02	289	38	8	5	16
1991	03	337	31	11	8	11
1992	04	369	41	14	8	12
1993	05	409	33	11	3	15
1994	06	436	32	10	1	18
1995	07	522	38	10	3	20
1996	08	553	42	11	6	21
1997	09	706	49	16	4	26
1998	10	686	43	14	4	24
1999	11	698	48	12	2	25
2000	12	730	40	9	2	20
2001	13	750	56	10	5	27
2002	14	762	58	10	2	29
2003	15	698	55	13	3	35
2004	16	722	50	12	2	26
2005	17	754	50	8	2	25
2006	18	794	61	15	5	26
2007	19	818	66	18	4	30
2008	20	818	70	17	2	45

Wenn es um Themenschwerpunkte geht, dann kommt der Phantomzeitthese erkennbar überragende Bedeutung zu; seit 1991 gibt es keinen Jahrgang, ja nicht mal ein einziges Heft ohne einen Beitrag zu diesem Thema. Eine Aufteilung der Beiträge nach Themen ergibt das folgende Bild (S. 785).

Das Jahr 2000 fällt für Ägypten und Mesopotamien aus der Rolle, denn in diesem Jahrgang gab es zu diesen Themen keinen Beitrag. Ansonsten bietet sich ein wellenförmiges Bild mit aufflammendem Interesse, dem dann wieder eine Phase mit weniger Beiträgen folgt.

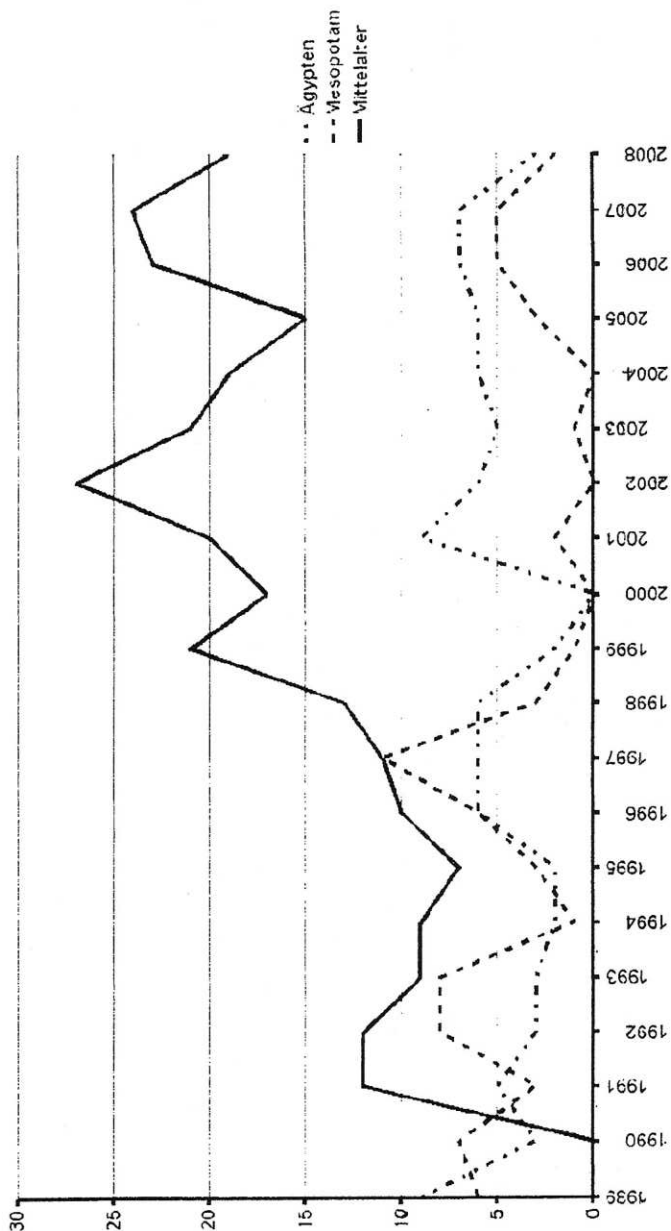
Auch die Zahl der Beiträge weist eine, wenn auch weniger klare Tendenz nach oben aus. Der starke Anstieg im aktuellen Jahrgang ist primär dem Jubiläum von Gunnar Heinsohn geschuldet. In Summe sind es über 940 Beiträge unterschiedlicher Autoren. Die durchschnittliche Seitenzahl liegt bei etwas



20 Jahre Zeitsprünge: Statistiken

Zeitsprünge 3/2008 S. 783

Beiträge pro Kategorie



20 Jahre Zeiteinsprünge: Statistiken

Zeiteinsprünge 3/2008 S. 784

Jahr	Ägypten	Mesopotamien	Datierung	Sonstiges	Katastro- phismus	Ägais/ Kleinasien	Rom/ Antike	Mittel- alter
1989	9	6	3	17	1	2	1	0
1990	3	7	0	21	1	6	0	0
1991	5	3	1	9	0	1	0	12
1992	3	8	0	16	1	1	0	12
1993	3	8	0	9	2	2	0	9
1994	2	1	2	11	3	3	1	9
1995	2	3	1	14	4	2	5	7
1996	6	6	3	9	7	1	0	10
1997	6	11	0	20	0	0	1	11
1998	6	3	4	11	1	1	4	13
1999	2	1	0	17	3	1	3	21
2000	0	0	0	18	2	1	2	17
2001	9	2	0	21	4	0	0	20
2002	6	0	1	22	1	0	1	27
2003	5	1	2	23	3	0	0	21
2004	6	0	3	19	1	1	1	19
2005	6	3	0	21	2	3	0	15
2006	7	5	2	16	1	6	1	23
2007	7	5	1	24	0	0	5	24
2008	3	2	1	36	2	2	5	19

mehr als 12 Seiten pro Beitrag. Die Anzahl der Autoren orientiert sich grob an der Anzahl der Beiträge pro Jahr. Insgesamt haben bisher 160 Autoren Beiträge für die *Zeitensprünge* erstellt; Personen, die ausschließlich Leserbriefe geschrieben haben, sind dabei nicht mitgezählt.

Ausblick

Es bleibt zu hoffen, dass uns die *Zeitensprünge* noch viele Jahre erhalten bleiben, denn diese Konstanz ist es, die im wesentlichen dafür gesorgt hat, dass die Bewegung der Chronologie-Kritik in den letzten Jahren nicht vollständig fragmentiert und in der Bedeutungslosigkeit verschwunden ist.

Literatur

Otte, Andreas (Hg., 2007): *Zeitenspringer. Heribert Illig zum 60. Geburtstag*; Oerlinghausen

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart (1989-1994): sämtliche Hefte

Zeitensprünge (ab 1995): sämtliche Hefte

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54a

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Register der Aufsätze 1999 – 2008

Diese Aufstellung setzt jene aus Heft 4/1998, 661 ff. für die Jahrgänge 11 bis 20 fort. Nach Heftnummer und Jahr steht jeweils die Seitenzahl. Die Namen der Autoren, die originär für die Zeitschrift geschrieben haben, sind hervorgehoben. Das vollständige, aktuelle Register findet sich unter www.fantomzeit.de

Albrecht, Gisela: Mythos Matriarchat? Eine Rezension 2/99, 207-216

- : Archäologie contra antike Schriftlichkeit. Eine Antwort auf Franz Kloppenburgs These 2/99, 228-230
- : Zur Karlsruferfindung 3/99, 510-513
- : Zum Leserbrief von Franz Kloppenburg 2/00, 223-227
- : Leserbrief zu G. Heinsohn 1/02, 208
- : - [Glückwunschadresse] 3/08, 526

Amann, Peter: Das Netz der Sonnwendlinien. Keltische Oppida und Messhöfe im süddeutschen Raum 1/99, 37-63

- : Die Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft 4/99, 560-578
- : - [Leserbrief zur Umlenkrolle beim Pyramidenbau] 4/01, 740
- : Konnten Druiden Längengrade bestimmen? 1/03, 70-99
- : Von The Merrie Thought nach The Cursus – via Stonehenge 1/04, 60-84
- : Funktionieren Vulkanketten wie Lunten? 1/05, 235-248

Amery, Carl: - [Zitat] 2/05, 498

Anwander, Gerhard: Regensburger Virtualitäten. Rund 15 Standorte für karolingische Dome und Pfälzen [mit H. Illig] 2/99, 242-271

- : „Eine einzige Spatelkopfnadel“. Die Lücke in der Regensburger Siedlungsarchäologie [mit H. Illig] 2/00, 234-259
- : Von Klöstern, Karolingern und Konkordat 4/00, 680-709
- : Nachrichten aus der Geschichte der Naturwissenschaften nebst kritischen Anmerkungen zum Paradigma-Begriff bei Thomas Kuhn 2/03, 349-374
- : Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust [mit H. Illig] 2/04, 350-357
- : Wibald von Stablo – Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher 3/03, 518-524
- : Auvergnatische Impressionen. Reiseeindrücke aus einer ‚karolingischen‘ Provinz 3/04, 595-624
- : „Das hat kein Niveau!“ Anmerkungen zu zwei Rezensionen über Faußner 3/05, 701-709
- : Müller, Napoleon und der Beginn der deutschen Art, Geschichte zu schreiben 3/05, 710-731
- : Vom wissenschaftlichen Betrug und seinen zuweilen tödlichen Folgen 2/06, 517-527
- : Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Ein Kernbauwerk der Karolingerzeit erweist sich als Hirngespinnst 1/07, 185-212
- : Auf den Spuren der Germania und anderer Fälschungen 2/07, 413-442

Anwander, G.: Corvey: Odysseus und Wibald. Die Forschungen von Claussen und Faußner 2/08, 352-374

-: Der Fall Corbie-Corvey oder Phantomzeitliches Blühen dank Wibald? 2/08, 375-385

Babendreyer, Achim: -: [Glückwunschadresse] 3/08, 526 ff.

Bahner, Patrick: - [Zitat aus einer Rezension] 1/00, 151

Beaufort, Jan: Die Fälschung des Almagest I. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus 4/01, 590-616

-: Die Fälschung des Almagest II. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus 1/02, 32-48

-: Die Fälschung des Almagest und ihre Verdrängung durch Franz Krojer (Das Scheitern der Archäoastronomie II) 3/03, 508-515

-: - [Leserbrief zur Himmelscheibe von Nebra] 1/04, 242

-: Richtigstellung zu Lukas 2/04, 432-435

-: Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 1/07, 4-8 [mit H.-E. Korth, H. Illig, A. Otte]

-: Filocalus im LexMA. Ein Hinweis 1/07, 152-155

-: Wer erfindet historische Zeit? Überlegungen zum Motiv der mittelalterlichen Zeitfälschung 2/07, 317-332

-: Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam 2/08, 314-331

-: de.wikipedia.org: Phantomzeit. Sind die „Sichter“ selbst „Vandalen“? 2/08, 447-450

-: Es ist nicht alles Geld, was glänzt. Über Vermögen, Währung, Eigentum und Geld 3/08, 532-549

Becker, Ulrich: „Drei Sonnen“ – wirklich im Neolithikum? 3/01, 401-409

-: Hidzra und Hunnen. Ist die muslimische Zeitrechnung als „phantomzeit-bereinigt“ zu sehen? 2/02, 325-340

-: „Guter Mond, Du gehst (gar nicht) so stille.“ Eine Antwort auf Angelika Müller 1/03, 204-208

Benecken, Werner: Der so genannte Karlsgraben 2/04, 279-308

-: Die plankonvexen Ziegel Mesopotamiens 2/05, 287-306

-: Antwort auf Volker Heinitz [Leserbrief] 3/05, 741 ff.

-: Die zwei Variablen einer Eklipse. Der Mond und die falschen Terminierungen der Finsternisse 2/07, 489-501

-: Die zwei Variablen einer Eklipse. Korrektur und Nachtrag 1/08, 247-253

Birken, Andreas: Auf 100 Jahre kommt's nicht an. Rezensionen zu Babyloniern und Hethitern 1/99, 64-72

-: Mittelalterthese und Sonnenfinsternisse 2/99, 272-278

-: - [Korrektur zu Astronomie-Artikel von 1/99] 2/99, 353

-: Wortspiele 4/99, 683-685

-: Neue Wortspiele 1/01, 165

-: Johannes von Müller und die Aufblähung des Altertums 2/01, 303-312

-: Das früheste Datum der Geschichte. Bemerkungen zum ägyptischen Kalender 2/01, 315-322

Birken, A.: Der Untergang der Sothis, verursacht durch Lynn Rose. Eine Buchbesprechung 3/01, 383-392

-: Die Große Assyrische Sonnenfinsternis 4/01, 556-566

-: Richard Lepsius und die Inthronisierung Manethos 4/01, 567-585

-: Der Höhenflug des Flinders Petrie 2/02, 219-233

-: Byzantinische Phantomzeit und Islam 3/02, 488-511

-: Früher oder später: Amerikas Besiedlung. Eine Buchbesprechung [Thomas Dillehay] 1/03, 4-6

-: Karolingische Pollen 2/03, 378-382

-: [Leserbrief zur Überlieferung der Bibelhandschriften] 2/03, 459-461

-: O heilige Otilie! Das Elsass zur Karolingerzeit 3/03, 525-536

-: Rawlinsons fünf Reiche 1/04, 4-18

-: - [Leserbrief zum Pyramidenirrtum] 1/04, 246 f.

-: Aegidius – ein seltsamer Heiliger 2/04, 358-363

-: Slawen = Ostgermanen? Eine Buchbesprechung [von Helmut Schröcke] 3/04, 558-565

-: Regnum Chlotharii. Welcher Lothar gab Lothringen den Namen? 3/04, 566-573

-: Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung 1/05, 98-110

-: Das porphyrene Fundament der Mittelalterthese 2/05, 465-471

-: Widerworte gegen die Phantome der Realzeit 3/05, 661-669

-: Italiens Phantomzeit 1/06, 121-134

-: Österliche Kalenderricks 1/06, 185 f.

-: Napoleons Chronologie und die Herodot-Manetho-Kontroverse 2/06, 322-327

-: Von Harappa nach Aratta 2/06, 395-399

-: Supervulkane. Die nächste Katastrophe kommt bestimmt 2/06, 514-516

-: Phantomzeit und Osterrechnung 3/06, 748-764

-: Gegenrede im Namen Alis 3/08, 692-701

Blöss, Christian: Beweist der Kalendersprung die C14-Methode? Eine Replik auf H.-E. Korth [mit H.-U. Niemitz] 2/03, 423-429

-: C14-Crashkurs. Warum wir mit C14-Methode und Dendrochronologie nicht absolut datieren können [mit H.-U. Niemitz] 2/03, 430-458

-: Brief an die Herausgeber [wegen Konstantin Meyl] 2/07, 502-505

-: Zeitenquantelung 3/08, 550-562

Bohrer, Michael: Karolingerpfalz in Paderborn? 3/99, 439-458

Brätz, Axel: Münchner Kindl und Buddenbrooks. Eine Rezension von Humpert/Schenk [mit Herwig Brätz] 1/02, 187-193

-: Geheimnisvolles Erfurt – eine Stadt als Kunstwerk 3/03, 601-616

Brätz, Herwig: Das Karlsmonogramm 1/00, 113-123

-: Name, Herkunft und Wanderungen der Slawen 3/00, 391-418

-: Das Heiligtum der Semnonen 4/00, 612-625

-: Brandenburger Geometrie 1/01, 162-164

-: Münchner Kindl und Buddenbrooks. Eine Rezension von Humpert/Schenk [mit Axel Brätz] 1/02, 187-193

-: Leserbrief [Astronomie und Geschichte] 3/03, 685 f.

-: Die Weisheit des Esels 2/04, 364-368

- Brandt, Daniela M.:** [Cartoon] 1/00, 150
 -: Im Flechtwerk der Legenden 1/06, 141-145
- Braun, Günther:** - [Karls-Lese-Frucht] 1/00, 151
 Brillat-Savarin, Anthelme: Anrühig-Morbides aus dem Mittelalter 4/02, 686-688
- Büscher, Detlef:** - [Leserbrief zur Zeitrechnung] 1/99, 168-170
- Carotta, Francesco:** Profanierung? Eine Antwort auf Angelika Müller 1/01, 40-49
 Czempas, Werner: - [Zitat aus Aachen-Bericht] 1/00, 151
- Dattenböck, Georg:** Vandalen: Neue These zur Ethnogenese des Baiernstammes 3/06, 642-671
 -: Tassilo und seine Vorgänger. Die bayerische Herzogsliste 1/07, 105-119
 -: Die Kroaten: Volk mit sagenhafter Herkunft! 2/07, 369-377
- Dehn, Georg:** Jesu Geburt im Jahr 292 n. Chr.? [mit H. Illig und Martin Klamt] 2/03, 343-348
 Demandt, Alexander: - [Zitat durch F. Siepe] 1/99, 170
 Deschner, Karlheinz: - [Zitat zu Saddam Hussein und den USA] 1/03, 238
- Dettmer, Wulf:** Diskrepanzen beim Rezensieren [Zum Artikel von Z.A. Müller in 3/06] 2/07, 508-510
 Dickler, Robert A.: Der offene Mensch und seine Freunde 3/08, 563-571
- Diebitz, Stefan:** Der Einstein der Antike. Anmerkungen zu Methodik und Stil eines Erfolgsautors [Zangger] 2/99, 200-206
 -: - [Leserbrief zu Niemitz: Das Konzept Eigentum] 3/00, 536
 -: Die Menschheit auf der Couch. Bemerkungen über Psychoanalyse und Katastrophismus 3/02, 568-575
 -: Wissenschaft als Ideologie- und Kulturkritik. Hans Peter Duerrs Abrechnung mit dem Prozeß der Zivilisation 3/03, 631-636
 -: Darwinismus als Ideologie 1/05, 249-258
 -: Versuche einer Psychohistorie des Frühmenschen 1/06, 239-250
 -: „in the far north thousands of years ago“. Eine kritische Würdigung von Vincis The Baltic Origins of Homer's Epic Tales 3/06, 623-633
 -: Deus ex machina. Die Bibel des Intelligent Design ist jetzt auf Deutsch erschienen 3/07, 787-797
- Dubronner, Walter:** Sommerhölde, Kürnbach. Keine megalithische Anlage, sondern Steinbruch! 1/03, 67-69
 -: Leserbrief [Asteroiden] 3/03, 684
- Ernst, Otto:** Anmerkungen zu Thomas Völker. Mitregentschaft Amenophis III.-IV. (Echnaton) 4/99, 550-553
 -: Viel Lärm um wenig. Zur so genannten Nacht der Pyramiden 3/02, 421-425
 -: Chufu-Kartusche wohl doch gefälscht. Ein Nachtrag zur „Nacht der Pyramiden“ 1/03, 7-12 [mit Jürgen Zimmermann]
 -: Wann entstanden Ägyptens große Pyramiden? 3/03, 662-674
 -: - [Leserbrief zum Zeitsprung bei Christen und Moslems] 1/04, 248 f.
 -: - [Leserbrief zu Djoser und Eisenverwendung] 2/04, 484 f.

- Ernst, O.: Das Moses-Rätsel. Ein Ägyptologe reißt die Bibel auf 2/05, 307-318
 -: [Leserbrief zur Mittelalter-Phantomzeit-Diskussion] 2/05, 495 f.
 -: [Leserbrief zu den Achämeniden-Gräbern] 2/05, 496
 -: Echnaton – gar kein Monotheist. Eine neue Deutung der Religions-Politik Echnatons 3/05, 511-528
 -: Wer war Semenchkare? Neue Deutungen für den rätselhaften Pharaon 1/06, 80-102
 -: KV 55 - das rätselhafte Grab 2/06, 307-321
 -: Das Rätsel der Pyramiden. Eine Rezension 1/07, 42 f.
 -: - [Glückwunschartikel] 3/08, 528 f.

Falkenrath, Monika: Nomen est omen. Ergänzungen zu Carolus Simplex 1/02, 142 ff.

-: Leserbrief 3/03, 685

Filling, Holger: Das Steinbeil von Günserode – ein lunarer Kalender 1/07, 9-11

Fischer, Konrad: Zu Fragen der christlichen Lehre. Personen, Geschichte und Kosmologie 1/00, 46-52

-: Leserbrief zu A. Müller und K. Weissgerber 1/02, 207

-: Leserbrief zu K. Weissgerber und A. Müller 3/02, 478-480

Frank, Werner: Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuführen? 4/02, 646-655

-: 21. März – Datum der Frühlings-Tagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582 1/05, 4-14

-: Stellungnahme zu Ulrich Voigt 1/06, 187 f.

-: Konstantin der Große in Trier. Eindrücke bei Rundgang und Katalogstudium 2/07, 315 f.

-: Die Korrektur des Mondjahres (aequatio lunaris) in der Gregorianischen Kalenderreform 1/08, 241-246

Franz, Dietmar: St. Cyriakus, Gemrode. Ein Nachtrag zu „Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen“ [Meisegeier 2/06] 1/07, 224-229

Franz, Ulrich: Leserbrief auf „K(r)ämpfe um Troia“ 2/02, 413-415

-: Die Plünderungen der irakischen Museen und Grabungsstätten sind kein ‚Versagen‘, sondern Absicht der Alliierten. Über die Vernichtung unseres kulturellen Gedächtnisses durch Raubgrabungen, Kunstraub und Kunsthandel 2/03, 303-336

-: Neokatastrophismus. Beispiel für einen unbemerkten Paradigmenwechsel in der Archäologie 2/03, 411-420

-: Nachtrag zu meinem Leserbrief „K(r)ämpfe um Troia“ 2/03, 465 f.

-: Alliano – erst kurz vor seiner Überflutung wurde der antike Kurort gerettet 3/05, 596-600

-: Apolitische Archäologie. Eine Lebenslüge wurde im Irak, der „Wiege der Zivilisation“ zu Grabe getragen 1/06, 251-262

Friedrich, Volker: Nibelungen und Phantomzeit im Donauraum. Fiktives Awarereich zwischen Hunnen- und Ungarnsturm 1/01, 50-72

-: Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 2/04, 400-431

-: Zur Zeitstellung Karls des Großen 2/06, 417-434

Friedrich, V.: Die Geographie der Dietrichepik. Das Moselgebiet und Dietrich von Bern in der nordischen Thidrekssaga 1/08, 104-133

-: Stellungnahme zu Alexander Glahns „Bemerkungen auf Volker Friedrichs ‚Die Geographie der Dietrichepik‘“ 2/08, 341

-: Ein Römerlager bei Schweinfurt. Die römische Expansion gegen Germanien im Lichte eines kürzlich aufgespürten, mutmaßlich römischen Militärkastells im Maingebiet [mit Karl August Seel] 3/08, 728-749

Fritzsche, Fabian: Dortmunder Leere 4/02, 672-685

-: Paderborner Phantomzeit, die zweite 2/03, 375-377

-: Wikinger in Deutschland 1/04, 152-169

-: Wikinger am Rhein – oder doch nicht? [Ausstellungs-Rezension] 2/04, 347-349

-: Wikinger: Korrektur und Ergänzung [mit H. Illig] 3/04, 591-594

-: Eine ‚Geburtstagsapotheose‘ 2/07, 245 f.

Funde aus dem Frühmittelalter von mehreren Autoren [Christa Gottwald, Dieter Helbig, H. Illig, Andreas Otte, Franz Siepe] 2/08, 419-423

Gabowitsch, Eugen: China: Wie entstand und wie richtig ist die Chronologie des Altertums? 1/99, 118-129

-: Überzeugen oder informieren? Noch einmal zu Morosows HYPO-Thesen 1/99, 130-137

Geiser, Remigius: - [Leserbrief zum Karls-TV von J. Fried] 3/99, 528 f.

Glahn, Alexander: Die Slawen besiedelten Ende des 4. Jahrhunderts Norddeutschland 1/05, 46-75

-: Die Thüringer im Lichte der Thidrekssaga 3/07, 627-656

-: Bemerkungen auf Volker Friedrichs „Die Geographie der Dietrichepik“ 2/08, 336-340

-: Abschied von den „Schwertgenossen“ 3/08, 715-727

Görlitz, Dominique: Gegen den Wind - mit Steckschwertern. Schilfboot ABORA 3/00, 365-383

-: Schilfbootexpedition Abora 2 (Teil 1) 3/02, 580-594

-: Das vorzeitliche Schilfboot Abora 2 kreuzte über das Mittelmeer (Teil 2) 4/02, 596-607

-: Neues aus der paläolithischen Seefahrt. Hochseereisen durch Homo erectus 1/05, 221-231

Goethe, Johann Wolfgang von: (Von der Erdgestaltung) 3/03, 476 f.

Gottwald, Christa: - [Fund aus dem Frühmittelalter] 2/08, 419

Günther, Karl: Wann ist die Bibel entstanden? Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen 1/03, 30-45

-: Nachtrag zum obigen Beitrag 2/03, 459

Hahn, Peter: Von der Geschichte, die nie geschah, nach Ludwig Anton Haßler 2/06, 404-409

Haßler, Ludwig Anton: Von der Geschichte, die nie geschah [aufgespürt von Peter Hahn] 2/06, 404-409

Haug, Walter: Gegendarstellung Sommerhælde, Kürnbach 2/03, 337-339

Heinitz, Volker: Jericho – eine Festung aus präkeramischer Zeit [Leserbrief] 3/05, 741

:- Der Zusammenhang zwischen Metallzeit, Siedlungsdifferenzierung und Fernhandel 3/06, 616-622

:- „Erste Spuren nach der Eiszeit. Am Geraer Zoitzberg wird nach Beweisen für die Besiedlung gesucht“ 3/08, 572-581

Heinsohn, Gunnar: Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina. Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur archäologisch wirklich unauflindbar? 3/99, 356-388

:- Alt-Israels Beseitigung im modernen Israel 4/99, 539-545

:- Jerusalems mittelalterliche Synagogenabfolge 1/00, 53-58

:- Kaiserelefanten des deutschen Mittelalters: Karl der Große und Friedrich II. von Staufen 2/00, 228-233

:- Stratigraphische Kontrolle einer Streichung einzelner Herrscher oder ganzer Epochen aus der Geschichte 1/01, 14-19

:- Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter? [mit J. Sidorczak] 2/01, 200-212

:- Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologielücke des Weichseldeltas 3/01, 440-462

:- Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim 3/01, 463-466

:- Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster? 4/01, 631-661

:- Polen im frühen Mittelalter. Der Schock bei den Arbeiten an der Yamal-Pipeline 1/02, 126-131

:- Karl als Kartograph? 2/02, 278-306

:- Die Streichung der polnischen ‚Karolinger‘. Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter 1/03, 137-149

:- Bücherliste 1994-2003 3/03, 469 f.

:- Krojer und die Auschwitzleugnung (Das Scheitern der Archäoastronomie III) 3/03, 516 f.

:- Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke 3/03, 540-555

:- Säulen der Vergangenheit (Ginenthal-Rezension) 1/04, 36-38

:- Kopflaus und Hominiden-Chronologie 3/04, 492-496

:- Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens. Die überzähligen Winths, Alfonsos und Abd-er-Rahmans bei Westgoten, Asturiern und Muslimen 1/05, 76-97

:- Begegnung in der Feengrotte von Châtelperron. Zur Gleichzeitigkeit von Neanderthaler - Cromagnon 3/05, 500-506

:- Die Kalam-„Sumerer“ und die Schlacht um Chinas Chronologie 1/06, 4-15

:- Akkad-Sargon und Sennacherib. Zu K. Weissgerber: „Die Hethiter II“ [ZS 3/05, 558 ff.] 1/06, 16 f.

:- Tyrannosaurus rex und seine taurischen Blutgefäße 1/06, 208-212

:- Mediens Großkönig Kyaxares. ‚Phantom‘ oder fundreich belegt in Ägypten, Mesopotamien und Iran? 2/06, 364-394

:- Kein König David? 3/06, 551-559

- Heinsohn, G.: Davids Palast in Jerusalem gefunden? 1/07, 27-36
 -: Hebräische Hieroglyphen in der Chronologiefrage 1/07, 37-41
 -: Gleichsetzungen aus der stratigraphischen Wiederherstellung der Alten Geschichte 2/07, 272-275
 -: Elam 3/07, 541-549
 -: Padua ohne 297 Jahre zwischen 602 und 899 1/08, 206-209
 -: Chronologie der Ölmalerei. Die Wandbilder von „650“ aus Bamiyan 2/08, 451-458
- Heinsohn, Henning:** Unserem Bruder, Schwager und Onkel zum Geburtstag [mit Imme, Rita und Ulf Heinsohn] 3/08, 582-589
- Heinsohn, Imme:** Unserem Bruder, Schwager und Onkel zum Geburtstag [mit Henning, Rita und Ulf Heinsohn] 3/08, 582-589
- Heinsohn, Rita:** Unserem Bruder, Schwager und Onkel zum Geburtstag [mit Henning, Imme und Ulf Heinsohn] 3/08, 582-589
- Heinsohn, Ulf:** Unserem Bruder, Schwager und Onkel zum Geburtstag [mit Henning, Imme und Rita Heinsohn] 3/08, 582-589
 -: Gunnar Heinsohn – Leistung und Anstöße. Ein Forschungsprogramm 3/08, 590-616
- Helbig, Dieter:** Römer in Hedemünden [Leserbrief] 2/05, 496 ff.
 -: - [Fund aus dem Frühmittelalter] 2/08, 419
- Henkel, Martin:** „...is there method in 't'?“ Zu zwei Beiträgen 3/03, 656-661
 -: „...spähe sind Peigira.“ Althochdeutsche Sprache und Literatur und die Phantomzeit-These 1/04, 125-144
- Hölzl, Josef:** Warum gibt es in der Toskana keine Dörfer? 1/03, 100-104
- Hoffmann, Meinhard:** Pharaonisches Geblüt in Amerika. ‚Meine Mumie im Keller‘ 3/01, 356-382
 -: Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit und findet einen Pharaon. Im Gespräch mit H. Illig 4/02 608-618
 -: Ein Pharaon verliert seinen Entdecker. Eine Richtigstellung 1/04, 28-35
 -: Nofretete und Eje identifiziert! Forensische Medizin und die Pharaonenmumien 2/04, 462-483
- Holm, Kerstin: - [Zitat aus ihrer FAZ-Fomenko-Besprechung] 2/99, 352 f.
 Horst, Ernst: - [Zitat aus Fuld-Rezension] 1/00, 151
- Huber, Hans-Georg:** - [Leserbrief zu Sebastian Münster] 2/04, 486 f.
- Illig, Heribert:** Boulevard und Seminar. Diskutanten und Väter der Phantomzeit mehrten sich 1/99, 82-96
 -: Erläuterung des Herausgebers [zu Gabowitsch] 1/99, 138
 -: Zwischen Karlsgraben, Leipzig und Untersberg. Die Mediävisten quälen sich ‚offiziell‘ mit der Phantomzeit 2/99, 235-241
 -: Regensburger Virtualitäten. Rund 15 Standorte für karolingische Dome und Pfalzen [mit G. Anwander] 2/99, 242-271
 -: Das deterministisch-chaotische Sonnensystem. Eine Rezension [I. Peterson] 2/99, 316-320
 -: Sperrfeuer vor Paderborn. Methodische Korrektheit und emotionale Begleiterschei-

nungen 3/99, 389-402

- Illig, H.: Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen 3/99, 403-438
- : Erste Antwort auf G. Albrechts Fragestellung 3/99, 527
 - : - [Zu Prof. T. Kölzer] 3/99, 529
 - : Paderborner Jahrestreffen 4/99, 533-538
 - : Zangger und ein Ende 4/99, 54-559
 - : Mumpitz in Absurdistan. Über den von Mediävisten boykottierten Boykott der Mediävisten (mit Briefwechsel von Gert Zeising) 4/99, 613-628
 - : Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitmann - W. Ryan - F. de Sarre - D. Keys - F. Carotta. Eine Sammelrezension 4/99, 658-670
 - : Fuld im Fall der Fälschung (Rezension) 4/99, 686-689
 - : Darwins Amöbe. Ein Diskussionsbeitrag 1/00, 8-16
 - : Brennpunkt Phantomzeit. Ein Situationsbericht 1/00, 126-149
 - : „Eine einzige Spatelknopfnadel“. Die Lücke in der Regensburger Siedlungsarchäologie [mit G. Anwander] 2/00, 234-258
 - : Siedlungsarchäologie und chronikale Schwächen. Zur laufenden Phantomzeit-Debatte 2/00, 281-295
 - : Irgendwo im Nirgendwann. Uchronien und Katastrophen 2/00, 310-317
 - : - [Aktuelles zum Aachener Thron] 2/00, 361 f.
 - : Chronologische Irrfahrten des Odysseus. Hellenistische Fragezeichen 3/00, 384-390
 - : Naturwissenschaftler verteidigen 'ihren' Thron. MA-Diskussion mit emotionalen Verwerfungen 3/00, 476-494
 - : Aachener Printen oder Jahrestreffen 2000 4/00, 548-553
 - : Den Mythos erinnern, Karl vergessen. Rings um den Historikertag zu Aachen 4/00, 626-638
 - : Astromanie und Wissenschaft. D. Herrmann · F. Krojer · S. Rothwangl · W. Schloser 4/00, 662-679
 - : Alte und neue Katastrophenszenarien 4/00, 710-720
 - : Ägypten - neue chronologische Zweifel 1/01, 4-13
 - : Replik auf Peter Winzeler 1/01, 38 f.
 - : Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen. Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte 1/01, 108-131
 - : Ceno-Crash oder Käno-Korrektur? Eine Rezension [Blöss] 1/01, 166-169
 - : Kaiser Karl im Ruhestand. Zum Stand der Mittelalterdebatte 2/01, 266-271
 - : Wirrungen um Schoske und Wildung 2/01, 313 f.
 - : Zillmer, Velikovsky und die Geologen. Eine Rezension 2/01, 340-347
 - : Ernährungslügen haben lange Beine [Pollmer-Rezension] 2/01, 352
 - : Ötzi – Satire wider Willen 3/01, 393-400
 - : Ingelheim – karolingisch oder römisch? [mit G. Lelarge] 3/01, 467-492
 - : Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese 3/01, 513-523
 - : K(r)ämpfe um Troia 1/02, 5-12
 - : Mörtel mit Zuschlag. Ein Diskussionsbeitrag zu Ingelheim und Aachen 1/02, 145-149

- Illig, H.: Hinterweltler aller Art. Eine zuweilen widerwärtige Mittelalter-Diskussion 1/02, 150-172
- : Zu Wirrungen um Schoske und Wildung 1/02, 209 f.
 - : Das Regensburger Dutzend. Zur Jahrestagung 2002 am 10./11. Mai 2/02, 212-217
 - : Straßen durch Germaniens Urwälder 2/02, 234-246
 - : Zwischen Hamburg und der Jahreslänge. Bericht zur Phantomzeitdebatte 2/02, 393-400
 - : Ausgräber im Schilfboot. Nachruf auf Thor Heyerdahl (1914-2002) 2/02, 401-405
 - : Schwindel im und mit dem Treibhaus. Eine Rezension samt Ozonloch-Zusatzfrage 2/02, 406-409
 - : Pyramidal-Ägyptologisches 3/02, 426-436
 - : Korrekturen, Konsequenzen. Antwort auf Andreas Birken 3/02, 512-519
 - : Mittelalterdebatte – trübe bis heiter 3/02, 558-567
 - : Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit und findet einen Pharao. Meinhard Hoffmann im Gespräch mit H.I. 4/02, 608-618
 - : Nachbemerkung zum 25.12. 4/02, 655
 - : Theoderich d. Gr. – Vorlage für Karl d. Gr. 4/02, 656-671
 - : Von leenswert bis ungelesen. Ein Florilegium 4/02, 736-745
 - : Ozonloch ade? Ein Nachtrag 4/02, 750 f.
 - : Split und die Rätsel Altkroatiens 1/03, 161-190
 - : Karls-Miszellen. Schweigen ums Frühmittelalter und seine Blüten 1/03, 222-230
 - : Nachruf auf Ivan Illich 1/03, 232 f.
 - : Gleisharfen [redakt. Notiz] 1/03, 238
 - : Baiern in Stonehenge [redakt. Notiz] 1/03, 241
 - : Probleme konventioneller Datierungsmethoden [mit Franz Siepe] 2/03, 244-251
 - : W. Haugs Buch über Megalithbauten 2/03, 341 f.
 - : Jesu Geburt im Jahr 292 n. Chr.? [mit Georg Dehn, Martin Klamt] 2/03, 343-348
 - : Dickhäuter und Schweigegehd. Phantomzeitdebatte? 2/03, 396-405
 - : Katastrophen – zu allen Zeiten. Eine Rezension 2/03, 406-410
 - : Freispruch für Asteroiden 2/03, 422
 - : Thüringen als Zentrum. Jahrestreffen zu Erfurt 3/03, 471-475
 - : Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese (Das Scheitern der Archäoastronomie I) 3/03, 478-507
 - : Roter Mörtel in Aachens Pfalzkapelle 3/03, 537
 - : Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems 3/03, 556-569
 - : Humpert/Schenk – Brätz/Brätz. Eine Abwägung 3/03, 617-620
 - : George Rawlinson – continuatus 1/04, 19-27
 - : Die Debatte der Schweigsamen. Zum „Schwachsinn“ des frühen Mittelalters 1/04, 85-101
 - : Stabwechsel mit Martin Henkel. Eine Antwort 1/04, 145-151
 - : Höhen und Tiefen der Archäoastronomie. Maya-Kalender und Astrolabien 1/04, 170-182
 - : Die Tyrannei des Trivialen. Zum Mittelalterdiskurs 2/04, 258-271
 - : Aachen: alte, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann [mit Hans-Ulrich Niemitz] 2/04, 272-278
 - : Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust [mit Gerhard

Anwander] 2/04, 350-357

Illig, H.: Vinci – Horken – Velikovsky – Heidrich. Streifzüge zwischen Skandinavien und Griechenland 2/04, 444-461

-: Entgegnung auf Otto Ernsts Leserbrief 2/04, 485 f.

-: C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten 3/04, 497-502

-: Der beste aller möglichen Kalender? Eine Rezension zu Anne-Sophie von Bomhard 3/04, 518-522

-: Ein Impakt in historischer Zeit? Chiemgau-Einschlag und frühere Ereignisse 3/04, 548-553

-: Wikinger: Korrektur und Ergänzung [mit F. Fritzsche] 3/04, 591-594

-: Siebigs' Fund und Fried ohne Freud. Aktuelles zur Frühmittelalterdebatte und mehr 3/04, 625-652

-: Von Kolumbus zu Eis- und Eisenzeit. Eine Rezension [von Zillmer] 3/04, 693-700

-: Fraglos – ein Zustand von Wissenschaft? Eine Rezension zu Walter Kliers Shakespeare-Buch 3/04, 706-709

-: Die Christianisierung über den Limes. Reihengräber, irische Mission, Bistümer 1/05, 15-35

-: Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte 1/05, 111-124

-: Saurierimpakt in Turbulenzen 1/05, 232-234

-: Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen 2005 am 6./7. Mai in Zürich 2/05, 260-269

-: Göbekli Tepe – die Altsteinzeit war ‚vorgestern‘ 2/05, 275-286

-: Antwort auf Ulrich Voigt 2/05, 472-481

-: Bernstorff: ‚Bayrisch-Mykene‘ 3/05, 507-510

-: Wilhelm von Volpiano. Im Schnittpunkt von Zeiten und Linien 3/05, 635-660

-: Die Meistersinger von Deutschland. 10 Jahre Karlsverwerfungen und -debatten 3/05, 681-700

-: Geometrischer Stil und Dark Ages. Griechen · Etrusker · Ägypter 1/06, 58-79

-: Ambos und Kanzeln – eine vom Schachspiel flankierte Entwicklung 1/06, 103-120

-: Italia praeparata 1/06, 135-140

-: Karlsevolutionen und Karlskuriosa. Rupertuskreuz, Jubiläen und eine neue Karolingerpfalz [mit Jürgen v. Strauwitz] 1/06, 146-163

-: Aufhellungen um Caesars Frühlingspunkt. Das republikanische Rom ohne fixe Chronologie 1/06, 199-207

-: Gerät der Evolutionismus ins Abseits? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe 1/06, 213-238

-: Rungholt: Nordfriesisches Mykene? Hans Peter Duerrs Bericht. Eine Rezension 1/06, 263 ff.

-: Nebra und MUL.APIN oder Wann beginnt wissenschaftliche Astronomie? 2/06, 293-306

-: Wiederholter C14-Unfug. Erneut Geistes- gegen Naturwissenschaften bei Santorin, St-Odile und Kruzifixen 2/06, 400-403

-: Aachen, Köln und Hamburg. Zwischen Vandalismus und Vergeblichkeit 2/06,

- Illig, H.: Theseus samt Hinweisen 2/06, 530
- : Auf nach Kassel zum Jahrestreffen 3/06, 532-536
 - : Chronologie aus der Sicht von 1800. Johann Jahn – ein Protokoll 3/06, 547-550
 - : Karleskes zwischen Aachen und Ingolstadt 3/06, 672-676
 - : Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis 3/06, 692-712
 - : 297 Jahre – zur Länge der Phantomzeit 3/06, 765-776
 - : Nachtarock zu Themen im Heft 3/06, 777-780
 - : Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 1/07, 4-8 [mit J. Beaufort, H.-E. Korth, A. Otte]
 - : Einwendung zu Bernstorff 1/07, 20
 - : Bronzezeitliche Astronomie. Anmerkungen zu Martin Keners Buch 1/07, 21-26
 - : Hehre Wissenschaft? Zu Heinsohn Sumerer-Buch ein Protokoll 1/07, 44-50
 - : Einwendung des Herausgebers [zu Korth: Morosow 1/07, 134-150] 1/07, 151
 - : Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor 1/07, 156-184
 - : Die Misere der Mittelalter-Archäologie. Hamburg – Ingolstadt – Münster 1/07, 213-223
 - : Nachtarock rer. nat. 1/07, 230-238
 - : Kuriosa 1/07, 236-238
 - : Istrianisches als Jahrestreffenssurrogat 2/07, 247-271
 - : St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer 2/07, 341-368
 - : Arbeitsentlastung für Wibald. Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner 2/07, 407-412
 - : Antwort auf den Brief von Chr. Blöss 2/07, 506 f.
 - : Ein Verfälscher am Werk. Replik auf Ralf Molkenthins Kritik 2/07, 511-526
 - : Kaleidoskop 2/07, 527-538
 - : Verdoppelter Pseudo-Dionysius 3/07, 622-626
 - : Dekadenz und Aachens Aufschwung. Das Frühmittelalter in der Forschung 3/07, 682-686
 - : Von Willemsen bis Weishaupt. Von alten und neuen Lügen 3/07, 717-723
 - : Zwischen Erde und Mond. Zahlen- und Messprobleme [mit Tom Reinhard] 3/07, 767-779
 - : James Hutton: noch einer, der die Zeit fand. Eine Rezension 3/07, 780-783
 - : Biologie beim Ägyptologen. Jean Jacques Barthélemy 3/07, 784-786
 - : Thor Heyerdahl – erneut desavouiert. Zum fünften Todestag (1914–2002) 3/07, 800-802
 - : Monkodonja – ein istrianisches Mykene. Castellieri – Gradine – Gradišce 1/08, 4-16
 - : Olympia, Venus und Epagomenen 1/08, 39-45
 - : Troia in Kilikien? Zur Homer-Version von Raoul Schrott 1/08, 46-55
 - : Zweite Skythenausstellung in München 1/08, 56-65
 - : Standortbestimmung für die Chronologiekritik in Abstimmung mit Gunnar Heinsohn und Konsultation von Jan Beaufort und Andreas Otte 1/08, 193-205
 - : Köln im Frühdatierungsfieber. Wie oft wird Sven Schütte noch zum Auslöser?

1/08, 210-217

- Illig, H.: Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci [mit P. Mikolasch] 1/08, 218-236
- : Giorgione als Ausnahme-Astronom. Franz Keim entdeckt den Entdecker der Jupitermonde 1/08, 237-240
 - : Chimäre Brescello. Guareschi, Don Camillo und die Langobarden 2/08, 345-351
 - : Frauenchiemsee – noch älter!? Vom konsequenten Agilolfingisieren 2/08, 386-414
 - : Münchens 850. Geburtstag 2/08, 415-418
 - : Funde aus dem Frühmittelalter [mit Christa Gottwald, Dieter Helbig, Andreas Otte, Franz Siepe] 2/08, 419-423
 - : Amerika, China und der Rest der Welt? Gavin Menzies und Alexander v. Wuthe-
nau, mit Anhang [zu Oswald Dreyer-Eimbcke] 2/08, 459-473
 - : Katastrophische Aktualitäten 2/08, 474-477
 - : Eiszeiten und ein evolutiver Hoffnungsschimmer 2/08, 498-505
 - : „Aderensterne“ – nüchterne Radiästhesie? Eine Rezension 2/08, 506-510
 - : Dies und Jenes. Trouvaillen bis zurück zur Erdbildung 2/08, 511-514
 - : Jubiläen ohne Ende. 20 / 25 / 65 / 75 / 80 / 12.000 / 18.000. Ein Jubiläum 3/08,
515-525
 - : C14 kann blind machen. Eine Reverenz an Gunnar Heinsohn, den Bekämpfer über-
höhter Datierungen 3/08, 617-623
 - : Das Menschengeschlecht – sesshaft! Josef Reichholf antwortet auf Gunnar Hein-
sohn. Eine Rezension 3/08, 624-626
 - : Zum Klimawandel. Für den Treibhauseffektgegner Gunnar Heinsohn 3/08, 627-630
 - : Weimar, abseits der Klassik. Ein Tagungsbericht zum Jahrestreffen 3/08, 778-780

Jurisch, Alexander: - [Leserbrief zum Frühmittelalter auf Ischia] 2/00, 360 f.

Kaltenstadler, Wilhelm: Frauen und Schlangen im alten Elam. Eine Rezension [H. Koch] 3/07, 550-557

Katzinger, Willibald: Ein Anti-Illig-Buch, das ganz ohne ihn auskommt 2/01, 258-265

Kerner, Martin: Bronzezeitliche Astronomie. Das Steinbeil von Radewell - ein luni-
solar-planetarer Kalender 2/06, 269-281

- : Der Goldhut von Schifferstadt. Ein olympischer Venus-Kalender 2/06, 282-292
- : Zeitnormal und Clepsydra (Wasseruhr) 3/06, 610-615
- : Das goldene Zepter von Bernstorf 1/07, 12-20
- : Das Steinbeil von Günserode 2/07, 276-278
- : Die monolithische Kreisplatte vom Kloster Gauenstein bei Schruns im Montafon
3/07, 558-565
- : Das lunare Kalender-Observatorium in Wangs 1/08, 17-31
- : Die Olympiade und der Venuskalender 1/08, 32-38
- : Die Goldscheibe von Moordorf als Venus-Kalender 3/08, 750-756

Kiefl, Walter: Nechos Afrikaumschiffung – Seemännische Großtat oder antipersische
Propaganda? 1/02, 13-17

Klamt, Martin: Jesu Geburt im Jahr 292 n. Chr.? [mit G. Dehn, H. Illig] 2/03, 343-

- Klier, Walter:** Eine große, eigensinnige Forscherin. Ein Nachruf auf Johanna Fel-mayer 3/00, 495-497
- : Das Rätsel Shakespeare, neu bedacht von Mr. Sobran 4/02, 746-749
 - : - [Leserbrief zu N. Wandruszka; Teppich von Bayeux] 2/04, 487 f.
 - : Der Vielfachgelehrte. Über Gunnar Heinsohn, zum 65. Geburtstag 3/08, 631-634
- Kloppenburger, Franz:** Quousque tandem ... Wie lange noch verschließt man sich der eindeutigen Quellenlage für die Festlegung des Ortes der Varusniederlage? 1/99, 73-81
- : Antike Schriftlichkeit contra Archäologie. Eine Antwort auf Gisela Albrecht 4/99, 579-582
 - : Das Westwerk von Corvey – ein Problem ohne Ende? 3/07, 610-616
- Kniep, Klaus:** - [Leserbrief zu H. P. Koch] 1/00, 176 f.
- Koch, Heinrich P.:** „Mudur“, der Himmelsdrache der Amur-Tungusen. Ältestes Zeugnis des Sintflutkometen? 4/99, 671-682
- : Ostasiatische Petroglyphen und die Urkatastrophe der Menschheit. Ein Nachtrag 3/00, 532-535
- Koch, Marianne:** Nachrichten aus der Provinz [mit A. Otte] 3/04, 704 f.
- : Originale vom Erzfälscher Wibald von Stablo 2/07, 389-406
 - : Prüfstein Rechtsgeschichte. Justinianische Spurenlese 1/08, 134-145
- Kögel, Gerd:** Was steht wirklich im Koran? Wie steht er zum Christentum? Die The-sen des Islamgelehrten Luxenberg 1/03, 191-203
- Korth, Hans-Erdmann:** Anomalie der 14C-Kalibrierkurve beweist Kalendersprung 1/02, 49-67
- : Gerbert von Aurillac † 12. Mai 1003 1/03, 209-221
 - : „Die Kurve ist Quatsch! Die ignorierte Phantomzeit als Fallgrube für Naturwissen-schaftler 3/04, 688-692
 - : Europa-Geraden I. Auf den Spuren der Sonnwendlinien des Montblanc 1/05, 172-202
 - : Europa-Geraden II. Vom Ortasee zu Ambrosius und zu Friedrich II. 3/05, 635-660
 - : Komputistik und Phantomzeitthese 3/05, 737-740
 - : Zur Chronologie des Abendlandes. Was belegen nachmessbare Zeitangaben? 1/06, 164-184
 - : Ein Schreiben des Leo von Vercelli 2/06, 410-4164
 - : Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 1/07, 4-8 [mit J. Beaufort, H. Illig, A. Otte]
 - : Morosow: Die Offenbarung Johannis. Anmerkungen zum 100-jährigen Erscheinen 1/07, 134-150
 - : Chronologie und Überlieferungen. Phantomzeit ohne Verschwörung 3/07, 724-743
 - : Chronologie und Naturwissenschaft. Wie weit trägt die Phantomzeit-These? 3/07, 744-766
 - : - [Leserbrief zu W. Benecken, 2/2007, 489 ff.] 3/07, 816 f.
- Kratz, Hans-Jürgen: - [zu Mobbing und Hackordnung] 2/99, 351
- Kratzer, Hans: Zitat 2/05, 498

- Künkel, Hans: Das Auffindungswunder 2/02, 307 f.
- Langer, Ingrid:** - [zur Hackordnung, H.-J. Kratz] 2/99, 351
- Larson, Gary: - [Cartoon zu Neanderthaler und Cro-Magnon] 2/99, 347
- Laszlo, Renate:** Der hypothetische Dichter Cynewolf 2/06, 435-448
- : Rätselhafte Zeitsprünge in England 3/06, 677-691
 - : Der verdoppelte Autor der Historia Brittonum. Die Identität zwischen Ambrosius Aurelianus und Arthur 1/07, 94-104
 - : Das St. Severusstift in Gemünden im Westerwald. Vom Schweigen zwischen erster und zweiter Urkundennennung 2/07, 378-388
 - : In England gehen die Uhren anders. Die normannische Eroberung Englands – zeitverschoben 3/07, 687-716
 - : In England gehen die Uhren anders (Teil 2) 1/08, 163-192
 - : Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury 2/08, 424-446
- Lelarge, Günter:** Ingelheim – karolingisch oder römisch? [mit H. Illig] 3/01, 467-492
- Lenzen, Manuela: - [Zitat] 3/01, 554
- Lettner, Martin:** SANCTUS AMOR PATRIAE. Einige notwendige Gedanken zur Geschichtswissenschaft 4/99, 629-633
- Lewin, Karl-Heinz:** - [Leserbrief zu ungarischen Runen] 1/03, 240 f.
- : Komputistik contra Phantomzeitthese. Führt der Computus Paschalis die Phantomzeitthese ad absurdum? 2/05, 455-464
 - : Dom und Liebfrauen zu Trier. 1.690 Jahre Architekturgeschichte? (Trier I) 3/05, 670-680
 - : 2.000 Jahre Trier - was blieb übrig? Eine Untersuchung der Baudenkmäler (Trier II) 2/06, 483-496
 - : Nachtrag und Korrektur 2/06, 528 f.
- Liesching, Birgit:** „Anomalous Eras – Best Evidence: Best Theory.“ Konferenz im Gladstone Hotel in Toronto vom 28. – 30. Juni 2005 2/05, 270-274
- Löhner, Franz:** Einige Gedanken zu Arbeitsabläufen der Vorzeit und der dazu nötigen Technik 3/04, 503-517
- Lüling, Günter:** Das Blutrrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft. Zum schriftkulturellen Staatsrecht 2/99, 217-227
- : Das Problem Hebräer 2/00, 180-193
 - : Leserbrief zu Klaus Weissgerber [zu 3/00] 2/01, 243
 - : - [Hinweis auf „A Challenge to Islam for Reformation“] 2/04, 241
 - : Preußen von gestern und der Islam von morgen 2/07, 443-466
- Luxenberg, Christoph: - [Zitat aus Interview] 1/04, 249 f.
- Mantis, Egidius:** Die Post zockt ab 1/03, 242
- Martin, Paul C.:** Können Münzen Karl den Großen retten? 1/00, 88-112
- : Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil I 3/00, 449-475
 - : Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil II 4/00, 639-661
 - : Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil III 2/01, 173-199
 - : Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil IV 2/02, 247-277

- : Der ubiquitäre Bonifaz und seine aktuelle Web-Page. Nach welchem Recht wurde das Kloster Fulda beschenkt? 3/02, 520-554
- Marx, Christoph:** - [Leserbrief zum LGR] 1/03, 239 f.
- Meisegeier, Michael:** Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen und Sachsen-Anhalt 2/06, 449-482
- Menting, Georg:** Tod und Leben großer Säuger. Überlegungen zum Aussterben der pleistozänen Megafauna 1/99, 7-36
- : Evolution in der Krise. Massensterben und Massenentfaltung in der Erdgeschichte 2/99, 321-347
- : Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen 4/99, 634-657
- : Noch einmal zur explosiven Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen, zum biologischen Artbegriff und zum (Neo-)Darwinismus - eine Antwort auf Andreas Birken 1/00, 5-7
- : Replik auf Niestroj 1/00, 7
- : Matt Ridley: Eros und Evolution. Die Naturgeschichte der Sexualität 2/00, 339-358
- : Funktioniert Darwins Evolutionsmechanismus? 4/00, 554-581
- : Neue Indizien für einen Meteoritenschlag am Ende des Erdaltertums 2/01, 338 f.
- : Thomas Gold: 'Velikovsky der heißen Tiefe'. Eine Besprechung 2/01, 348-351
- Mikolasch, Hans-Peter:** Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci 1/08, 218-236 [mit H. Illig]
- : 20 Jahre Gunnar Heinsohn oder wie ich lernte, mit der Krise zu leben 3/08, 635 f.
- Müller, Angelika Zainab:** - [Leserbrief zur Aufklärung] 2/99, 348 f.
- : Die Minne in vielfachem Elend 3/99, 514-526
- : - [Leserbrief zu H.P. Koch] 1/00, 174-176
- : Die Wiedererweckung Jesu - einige Streiflichter 3/00, 519-531
- : - [Leserbrief zu Niemitz: Das Konzept Eigentum] 3/00, 536-539
- : - [Leserbrief zu Menting/Matt Ridley 3/00, 539 f.
- : Replik auf Carottas Antwort 2/01, 272-275
- : Das katastrophische Herbsträtsel 3/01, 546-550
- : Pentagramm im Jahreskreis? Bemerkungen zu Venus- und Marienfesten 4/01, 616-630
- : Mumin – Kundgabe der geheimen Quelle 4/01, 735-737
- : Nachgetragene Minne 1/02, 18-28
- : Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern 2/02, 341-364
- : Replik auf Konrad Fischer [Leserbrief] 2/02, 411-413
- : Kalendarische Nachträge 3/02, 481-487
- : - [Leserbrief zu Luxenberg] 1/03, 235-237
- : - [Leserbrief zu Kögel und Illig] 2/03, 462 f.
- : - [Leserbrief zu U. Becker: Guter Mond...] 2/03, 463-465
- : Was ist und wie entsteht ein Symbol? 1/04, 215-226
- : Islamisch-christlicher Dialog angesichts des sog. Barnabas-Evangelium 3/05, 601-605
- : Diskrepanzen beim Kalk. Eine Rezension von Kai-Uwe Uschmanns Buch 3/06, 634-641
- : Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer 3/07, 600-609

Müller, A.Z.: Die Franken sind kein „Stamm“. Neuerlicher Versuch, ihre Identität zu erhellen 3/07, 657-681

-: Zustände in den 'Islamwissenschaften' 3/08, 670-691

Müller, Leonhard: Mein Schulfreund Günter Lüling 3/08, 668 f.

Müller, Werner: - [Zu Kreationismus und Prof. W. Gitt] 2/00, 362

-: - [Leserbrief zum Kreationismus] 3/00, 542 f.

Muenzer, Paul: - [Buchhinweis] 3/01, 554

Mullen, William: Homage to Gunnar Heinsohn on His 65th Birthday 3/08, 637-641

Mullis, Kay: - [Zitat] 3/01, 554

Neukum, Dietmar: - [Leserbrief zum Islam im Frühmittelalter] 1/03, 234 f.

Neumann, Johannes: - [Leserbrief zu Hamlet's Mill] 3/01, 553

-: Das Alte Testament – jüdische Literatur aus der Zeit des Herodes und seiner Nachfolger 1/03, 46-66

Neusel, Manfred: Das Rhein-Main-Gebiet im frühen Mittelalter. Versuch einer alternativen Chronologie 3/06, 713-740

Niemitz, Hans-Ulrich: „Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend“ - oder Beobachtungen vom 8. Symposium des Mediävistenverbandes 2/99, 231-234

-: Das Konzept „Eigentum“ und seine Rolle in der Diskussion um Chronologie, Evolutionismus, Ethik, Recht und Gesellschaftsvertrag 2/00, 318-338

-: Replik auf Leserbriefe 4/00, 721-724

-: Geld – Ethik – mittelalterlicher Feudalismus. Zu drei Entwicklungen ohne Evolution 4/01, 691-723

-: Beweist der Kalendersprung die C14-Methode? Eine Replik auf H.-E. Korth [mit C. Blöss] 2/03, 423-429

-: C14-Crashkurs. Warum wir mit C14-Methode und Dendrochronologie nicht absolutdatieren können [mit C. Blöss] 2/03, 430-458

-: Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann [mit Heribert Illig] 2/04, 272-278

Niestroj, Jens: - [Leserbrief] 1/00, 7

-: Der Golem der Forschung. Eine Rezension [Collins/Pinch] 4/01, 738 f.

Nitz, Horst: Heribert Klages gestorben [mit H. Weeg] 3/01, 551 f.

Noelle-Neumann, Elisabeth: - [Zitat zu Karl d. Gr.] 1/02, 208

Otte, Andreas: <http://www.chrono-rekonstruktion.de> Ein Statusbericht 2/04, 252-257

-: Nachrichten aus der Provinz [mit M. Koch] 3/04, 704 f.

-: Tell el-Fara'in. Ausgrabungen des DAIK im Nital 3/06, 537-546

-: Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 1/07, 4-8 [mit J. Beaufort, H.-E. Korth, H. Illig]

-: Die Römer in Lippe. Wirtschaftsraum Germanien 1/07, 77-93

-: Zoltán Hunnivári: The Hungarian Calendar. Eine Rezension 2/07, 333-340

-: Die Annales 1-6 des Tacitus. Eine Betrachtung 3/07, 617-621

-: - [Fund aus dem Frühmittelalter] 2/08, 422

-: Das elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil I 2/08, 478-497

Otte, A.: - [Glückwunschadresse] 3/08, 529 f.

-: Das elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil II 3/08, 757-777

-: 20 Jahre *Zeitensprünge*. Ein Rückblick 3/08, 781-785

Pfister, Christoph: Zur langen Baugeschichte des Mittelalters. Kritik an der überlieferten Chronologie und Versuch einer Neubetrachtung 1/99, 139-166

-: Bern - eine Zähringerstadt im Lichte ihrer ältesten Urkunde. Mit Seitenblicken auf Freiburg im Uechtland und Villingen 1/00, 152-173

Pickel, Hajo: Karl der Große und das Gregorianische Kalenderproblem 1/06, 189-198

Plotke, Olaf: - [Leserbrief zum MA] 3/00, 540

Polatschek, Klemens: Der Monohistor (Gunnar Heinsohn zum 65. Geburtstag) 3/08, 642-645

Popper, Karl: - [Zitat durch R. Lischke] 3/99, 530

Rade, Claus Dieter: Das ceylonische Mittelalter im Spiegel der „Großen Chronik“ (I) 1/99, 97-117

-: Das ceylonische Mittelalter im Spiegel der „Großen Chronik“ (II) 2/99, 279-291

Radke, Ralf: Sargon Sanherib und Esarhaddon 1/03, 13-22

-: Alles reiner Zufall? Replik auf Zeller 1/03, 23-29

Reinhard, Tom: Zwischen Erde und Mond. Zahlen- und Messprobleme [mit H. Illig] 3/07, 767-779

Richter, Dietmar: „Sie und Ihre Gesinnungsgenossen...“ Bericht über einen Vortrag 1/00, 124 f.

-: Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren (I) 2/01, 323-337

-: Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren (II) 3/01, 524-545

-: [Leserbrief zu Dubronner Sommerhölde, Kürnbach] 2/03, 340

Roese, Gerhard: Staurothek Fieschi-Morgan. Byzantinisches Reliquiar erzwingt Phantomzeit 1/08, 146-156

Schlegel, Helmut: - [Leserbrief zu Evolution und Bruno Vollmert] 2/00, 362

Schmidt, Gerald: Karolingische Spuren auf der „Straße der Romanik“? 2/02, 309-324

-: Neues vom Magdeburger Domhügel oder Wo wurde Kaiser Otto I. begraben? 2/03, 383-395

-: Die Himmelscheibe von Nebra 3/03, 675-683

-: - [Ergänzung zum Magdeburger Dom] 2/04, 488 f.

Schmidt, Hanjo: Die Gründung mittelalterlicher Städte. Gründungsakt contra kontinuierliches Wachstum. Die Forschungsarbeit von Klaus Humpert und Martin Schenk 1/02, 178-186

-: Zu „Münchner Kindl und Buddenbrooks“ von Axel und Herwig Brätz [Leserbrief] 2/02, 415-418

Schumacher, Reinhard: Der Hund, der Eier legt. Über den tatsächlichen Wert von Statistiken. Eine Rezension 2/07, 487 f.

- Schwerdtel, Eberhard:** Neue Aspekte über das Wesen der Franken 1/02, 132-141
 -: [Leserbrief zur Himmelscheibe von Nebra] 1/04, 242-246
- Seel, Karl August:** Ein Römerlager bei Schweinfurt. Die römische Expansion gegen Germanien im Lichte eines kürzlich aufgespürten, mutmaßlich römischen Militärkastells im Maingebiet [mit Volker Friedrich] 3/08, 728-749
- Sidorczak, Joanna:** Gibt es Slawen betreffend Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter? [mit G. Heinsohn] 2/01, 200-212
- Siepe, Franz:** - [Demandt-Zitat] 1/99, 170
 -: Notizen zu Otto Pächts „Buchmalerei des Mittelalters“ 1/01, 103-107
 -: Muttergottes in dunkler Zeit. Bericht über eine schwierige Annäherung 1/01, 132-161
 -: Marianisches bei Papst Paschalis I.? (Nachtrag zu 1/01) 2/01, 253-257
 -: - [Lenzen-Zitat] 3/01, 554
 -: Lügen um der Wahrheit willen? Neue Erkenntnisse über frühchristliche literarische Fälschungen 1/02, 29 ff.
 -: Ein schlagendes Argument. Bernhard von Angers bekommt Bildergläubigkeit eingebläut 1/02, 173-177
 -: Die finstere Seite des Menschen. Georg Scheibelreiter entdeckt die Mentalität der nachantiken Gesellschaft 3/02, 555-557
 -: Auch Gutberlet revidiert Geschichtssirrtümer 4/02, 689-691
 -: Probleme konventioneller Datierungsmethoden [mit Heribert Illig] 2/03, 244-251
 -: Nun doch Liebeskontinuität! [Rezension Andreas Gestrich] 3/03, 621-624
 -: Neues zum Verständnis von Antike und Neuzeit aus Marburg [Rezension Arbogast Schmitt] 3/03, 625-630
 -: Eine Ergänzung zu Joachim von Fiore (Rezension A. Patschovsky) 1/04, 102 f.
 -: Frankenausstellung in Forchheim. „...das Geschichtsbewusstsein zu fördern und zu pflegen“ 2/04, 309-314
 -: Wasserspeier und andere Monster. Eine Sammelrezension 2/06, 505-513
 -: Philosophie und Humanität. Eine Rezension [Diebitz] 3/07, 798 f.
 -: Vom Paradies ein heller Schein aus Elfenbein. Katalogrezension und Ausstellungsbesprechung 1/08, 157-162
 -: - [Fund aus dem Frühmittelalter] 2/08, 423
 -: Die Bonner Doppelausstellung zur Völkerwanderungszeit. Eine Besprechung [mit Ursula Siepe] 3/08, 709-714
- Siepe, Ursula:** Die Bonner Doppelausstellung zur Völkerwanderungszeit. Eine Besprechung [mit Franz Siepe] 3/08, 709-714
- Spillmann, John:** Leserbrief zur Kupferzeit 1/02, 208 f.
 -: Helium lässt die Geochronologie wanken 1/04, 227-241
 -: Das frühmittelalterliche Zürich im Lichte der Phantomzeitthese 2/04, 315-346
- Stauffer, Ethelbert: Das Schicksal der Clementia 4/01, 586-599
- Sternberger, Dolf: [Zum Zeitbegriff des Darwinismus] 1/05, 257-258
- Strauwitz, Jürgen von:** Neue epochale Funde aus der Karlszeit. Eine sehr ernste gemeinte Glosse 3/04, 700-703
 -: Karlsevolutionen und Karlskuriosa. Rupertuskreuz, Jubiläen und eine neue Karolingerpfalz [mit Heribert Illig] 1/06, 146-163

- Tamerl, Alfred:** Beowulf – das älteste germanische Heldenepos? 3/01, 493-512
 -: Antikes und Karolingisches in Tirol 1/03, 105-136
 -: - [Leserbrief zur Peutinger-Karte] 1/03, 238 f.
Thiel, Werner: Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden des Münsteraner Bistumsgründer 1/05, 36-45
 -: Schliemanns Fluch II oder Münsters Fundament aus Wunsch und Hoffnung 2/05, 405-419
 -: „Welterbe Limes – Roms Grenze am Main“ 2/08, 332-335
Tüllmann, Wilfried: Über einen Ritter namens Richard, der Karl den Großen und Friedrich II. noch persönlich gekannt hat 1/07, 130-133

Uexküll, Jakob v.: Zitat 2/05, 241

Ungericht, Hansmartin: Rezension zu Ulrich Franz 1/07, 239-241

Velikovskiy, Immanuel: Beth-Shan 2/01, 276-278

Vierling, Erika: - [Glückwunschadresse] 3/08, 530

Völker, Thomas: Mitregentschaft Amenophis III. - IV. (Echnaton)? Manetho als Schlüssel zur Chronologie der Amarnazeit (Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike II) 2/99, 175-189

Voigt, Ulrich: Zeiteinsparungen und Kalenderrechnung 2/00, 296-309

:- [Buchhinweis] 3/01, 554

:- Über die christliche Jahreszählung 2/05, 420-454

:- Über die christliche Jahreszählung. Anmerkungen und Ergänzungen 3/05, 732-736

:- L = 0 3/06, 741-747

Vollbach, Jochen: - [Karlsanmerkung] 1/00, 361

Wallace, Frank: - [Glückwunschadresse] 3/08, 530 f.

Wandruszka, Nikolai: Der erste Hufschmied 1/04, 104-124

Weeg, Hans: Heribert Klubes gestorben [mit H. Nitz] 3/01, 551 f.

Weissgerber, Klaus: Zur Phantomzeit in Thüringen. Schriftquellen und archäologische Befunde (I) 3/99, 482-509

:- Zur Phantomzeit in Thüringen. Schriftquellen und archäologische Befunde (II) 4/99, 583-612

:- Zur Phantomzeit in Georgien (I) 1/00, 59-87

:- Zur Phantomzeit in Georgien (II) 2/00, 259-280

:- Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I) 3/00, 419-448

:- Zur bulgarischen Phantomzeit (I) 1/01, 73-102

:- Zur bulgarischen Phantomzeit (II) 2/01, 213-242

:- Antwort an Günter Lülting (Islamica II) 2/01, 250-252

:- Zur magyarischen Phantomzeit. Die Ungarische Bilderchronik 3/01, 410-439

:- Zur früh-russischen (Kiewer) Phantomzeit I 4/01, 662-690

:- Zur chinesischen Phantomzeit. Alte und neue Gedanken (Sinaica I) 1/02, 68-78

:- Zur früh-russischen (Kiewer) Phantomzeit II 1/02, 104-125

:- China, Japan und Korea im Frühmittelalter (Sinaica II) 2/02, 365-392

- Weissgerber, K.: Antwort auf Konrad Fischer und andere [Leserbrief] 2/02, 410
- : Ta-shi und Tang. Bestanden zur Tang-Zeit islamisch-chinesische Beziehungen? (Sinaica III-Islamica III) 3/02, 455-477
 - : China zwischen Han und Tang (Sinaica IV) 4/02, 692-735
 - : Noch einmal: Ajtony und der Goldschatz von Nagyszentmiklós (Hungarica II) 1/03, 150-160
 - : Zur äthiopischen Frühgeschichte I. Traditionen, Belege und Probleme (Aethiopia I) 3/03, 570-600
 - : Zur indischen Chronologie. Grundprobleme. Erster Teil (Indica I/1) 1/04, 183-214
 - : - [Leserbrief zum Zeitsprung bei Christen und Moslems] 1/04, 247 f.
 - : Zur indischen Chronologie. Grundprobleme: Zweiter Teil (Indica I/2) 2/04, 369-399
 - : Bemerkungen und Fragen zu Troia. Erster Teil: Die Griechen und Troia (Asiatica IV/1 = Hellenica I) 3/04, 523-547
 - : Zur indischen Chronologie. Grundprobleme: Dritter Teil (Indica I/3) 3/04, 653-687
 - : Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland I. Bemerkungen und Fragen (Hellenica II) 1/05, 142-171
 - : Leserbrief [zu Widukind von Corvay und Wibald von Stablo] 1/05, 257
 - : Bemerkungen und Fragen zu Troia (IIa). Die „Hethiter“ und Troia I 2/05, 319-347
 - : Die Vorsargoniden II (Asiatica III/2) 2/05, 348-377
 - : Leserbrief [Antwort auf Otto Ernst] 2/05, 496
 - : Die „Hethiter“ II (Asiatica IV/2b) 3/05, 558-586
 - : Zu den Herrschergräbern und Bauwerken von Persepolis und Pasargadai 3/05, 587-595
 - : „Hethiter“ III (Asiatica IV/2c) 1/06, 18-47
 - : Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten. Antwort auf Manfred Zeller (Aegyptiaca VI) 1/06, 48-57
 - : Die „Hethiter“ IV (Asiatica IV/2d) 2/06, 328-359
 - : Zur absoluten Chronologie Vorderasiens (Asiatica VI) 2/06, 360 f.
 - : Antwort auf Gunnar Heinsohn [ZS 1/06, 16 f.] 2/06, 362 f.
 - : Zwischen Echnaton und Kambyzes (I). Zur Geschichte und Chronologie Ägyptens (Aegyptiaca VII/1) 3/06, 560-589
 - : Zwischen Echnaton und Kambyzes (II) (Aegyptiaca VII/2) 1/07, 51-76
 - : Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV) 1/07, 120-129
 - : Zwischen Echnaton und Kambyzes (III) (Aegyptiaca VII/3) 2/07, 279-299
 - : Bemerkungen zur Amarna-Problematik (Aegyptiaca VIII) 2/07, 300-314
 - : Die schwarzen Pharaonen. Ägyptens 25. Dynastie (Aegyptiaca IX) 3/07, 566-591
 - : Von Ramses IV. zu Ramses XI. „Pharaonen“ der Perserzeit (Aegyptiaca X) 3/07, 592-599
 - : Die „libyschen“ Pharaonen (I). Kleinfürsten zwischen der 18. und 19. Dynastie (Aegyptiaca XI) 1/08, 66-95
 - : Die „libyschen“ Pharaonen (II). Von der 23. zur 26. Dynastie (Aegyptiaca XII) 1/08, 96-103
 - : Altanatolische Randregionen (I). Raoul Schrott, die Phryger und Achaier (Hethiter V / Hellenica III) 2/08, 260-288

Weissgerber, K.: Die Hohen Priester des Amun. Ihre wirkliche Chronologie (Aegyptiaca XIII) 2/08, 288-314

-: Zu Ihren Ehren, Herr Professor! 3/08, 646 f.

-: Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V) 3/08, 702-708

Welcker, Roland: Der tote Bonifaz reist nach Fulda 2/05, 395-404

Werner, Karl Ferdinand: - [Leserbrief zu J. Fried] 4/99, 628

Whelton, Clark: The Persian Puzzle. Honoring the 65th Birthday of Gunnar Heinssohn 3/08, 648-651

Winzeler, Peter: Unbehagen an der Chronologierevision. Ein Zwischenruf 2/99, 292-301

-: Wer war David? 4/99, 546-549

-: Der „Mescha-Stein“ - Die unerkannte hebräische Inschrift Davids? 1/00, 17-45

-: Die Chronologie des Davidsreiches (I). Rekonstruktion der assyrisch-babylonischen Chronologie 2/00, 194-222

-: Verfasste denn Julius Caesar die Mescha-Stele? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches (II) 4/00, 582-611

-: Das Kreuz mit Qumran und den Äonen alter Bibelhandschriften 1/01, 20-37

-: Beth-Shean - eine Antwort 2/01, 279-302

-: Abirrungen. Friedrich Wilhelm Marquardt (gest. 2002) 3/02, 576-579

-: Lukas und die Seleukidenära (Redatierungen des NT I) 4/02, 629-645

-: Alles ganz anders: David und Maschuilova von Arzaova (Abirrungen II) 2/03, 282-302

-: Jesus und Qumran – das Ende der Markushypothese (Redatierungen des NT II) 3/03, 637-655

-: Das Reinheitsdekret des Jakobus und der Apostel in Qumran (Redatierungen zum NT III) 1/04, 39-59

-: Lukas und kein Ende (Redatierungen IV) 3/04, 554-557

-: Wo das Geld die Zeit regiert. Das lukanische Doppelwerk und Rom (Abschluss der Redatierungen V) 1/05, 125-141

-: Zwinglis Beitrag für eine anamnetische Chronologierevision 2/05, 482-493

-: Korrektur zu Winzellers Artikel 1/05, S. 125 2/05, 494

-: Eine Schwurformel auf Schuppilulijama II. Weissgerbers Mittelhethiter (Abirrungen III) 3/06, 590-609

-: Eine akasale Synchronizität? Dogmatik und Psychoanalyse bei Karl Barth und Velikovsky – Gunnar Heinssohn zum 65sten 3/08, 652-658

Wirsching, Armin: Das Himmelsgewölbe der Himmelscheibe von Nebra 2/04, 436-443

-: Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräberfelder wurden bis 1000 belegt 3/04, 574-590

-: Nofretete – falsifiziert und identifiziert? Meinhard Hoffmanns Überblendungen von Mumien 1/05, 203-207

-: Fertigungstoleranz und Fertigungsspuren. Indizien für die Deutung der Himmelscheibe von Nebra 1/05, 211-220

-: Stürmten die Wikinger 400 Jahre zu spät in die Normandie? 2/05, 378-394

-: - [Leserbrief zu Meinhard Hoffmann] 2/05, 495

- Zeising, Gert:** Über Deformationen historischer Wirklichkeit 2/99, 302-315
- : „Zwischen den Zeiten“ oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung 3/99, 459-479
 - : Ein sensationeller Fund: ein privates Briefzeugnis 3/99, 480 f.
 - : [Briefwechsel mit dem Bundespräsidenten] 4/99, 623
- Zeller, Manfred:** Neues von den Hethitern 2/99, 190-199
- : Die Tangzeit, Chinas glanzvolle Epoche, eine Fiktion? 1/02, 79-103
 - : Zur Datierung chinesischer Dynastien 3/02, 437-552
 - : Chinesische Umschriften 3/02, 553 f.
 - : Alles immer jünger? Teil 1 4/02, 619-628
 - : Alles immer jünger? Teil 2 2/03, 252-281
 - : Alles immer jünger? (Nachtrag zu Teil 2) 3/05, 529-533
 - : Alles immer jünger? (Teil 3) 3/05, 534-557
- Zemel, Henry:** What was old is new again 3/08, 659-661
- Zimmermann, Jürgen:** Chufu-Kartusche wohl doch gefälscht. Ein Nachtrag zur „Nacht der Pyramiden“ 1/03, 7-12 [mit Otto Ernst]
- Zuberbühler, Robert:** - [Leserbrief zu Zeising: kunsthistorische Urheberermittlung] 1/99, 167 f.
- : - [Leserbrief zu Einhard und Sprachform] 2/99, 349 f.
 - : „Neue Blicke durch alte Löcher“ 3/00, 498-518
 - : Opfer und Schuld 4/01, 724-728
 - : - [Leserbrief zu Tamerls ‚Beowulf‘] 4/01, 740
 - : es denkt. Fünf Variationen über G. Chr. Lichtenbergs Thema 1/02, 194-205
 - : „Wirklichkeit“ 2/07, 467-486
 - : Lieber Gunnar, wer uns schon so viel gab wie Du, wird auch beschenkt 3/08, 662-665
- Zweig, Stefan: Der gelehrte Fälscher 4/01, 729-734
- Zysman, Milton:** "Off We Are to see the Wizard!" 3/08, 666 f.

Stichwortverzeichnis für Jahrgang 2008

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe S. 786 unter „Aufsätze“.

Die Stichwortverzeichnisse für alle *Bulletins* (ab 1984) finden sich genauso wie die Stichwortverzeichnisse aller Mantis-Bücher zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

- Aachen 420
 Dom 420, 779
 Thron 216
Abbasiden 693
Abbott, Dallas 474
Abd ar-Rahman I./II./III. 695
Achaier 260
Achchijawa 260
Adalhard v. Corbie 358
Adersterne 506
Ägypten 66, 513, 639
 Dritte Zwischenzeit 67, 291
 Hohe Priester 288
 'Lybier' 66
 18. Dynastie 621
 21. Dynastie 76
 22. Dynastie 80, 292
 23. Dynastie 96
 24. Dynastie 98
Aequatio lunaris 241
Äquinoktium 242
Aethelred, König 166
Aëtius, Flavius, Heermeister 779
Agilolfinger 386
Agilulf, König 206, 345
Aldhelm, Dichter 165, 427
Alfred, König 173
Alfvén, Hannes 479, 766
Ali 199, 314, 672, 692, 702, 779
Amarna 520, 655
Amerika 218, 459
 Vielvölkerkontinent 464
Ammann, Ludwig 683
Amun, Gottesstaat des 301
Andernach 114
Anglo-Saxon-Chronicle 168
Ansgar, Hl. 360, 379
Antisemitismus 585, 655, 667
Antizionismus 585
Anwander, Gerhard 525, 779
Apokalypse 652
Apollo 37
Arabistik 672
Arianismus 152, 198, 314, 780
Arendt, Hannah 584, 640
Aristarch v. Samos 237
Arius 199, 314, 692, 702, 779
Artemidor-Papyrus 255
Asarhaddon 51
Aschera 721
Aškenaz 64
Asser, Chronist 173
Assmann, Jan 622
Assurbanipal 51
Assyrer 651, 667
Asteroiden 475, 774
 -passage 258, 476
Atila, Friesenkönig 336, 341
at-Tabarī 700
Attila, Hunnenkönig 106, 336, 341
Augustus 193, 742
Aurignacien 575
Avebury 508
Awaren 207, 746
Babendreyer, Achim 517, 588
Babylon 608, 651
Baillie, Mike 474
Balhorn 422
Bamiyan (Afghanistan) 451

- Bank of England 611
 Bank of Scotland 611
 Barbaren 709
 Barth, Karl 652
 Basel 256
 Bateson, Gregory 662
 Bauer, Thomas 686
 Beaufort, Jan 144, 692, 702
 Beda Venerabilis 163, 427
 Continuatio 164, 433
 Benedikt XVI. 671
 Benediktinerinnen 381
 'Bern' 111
 Bernkastel 111, 343
 Bethlehem 779
 Bethmann, Johann Ph. v. 518
 Bier 625
 Bierbrauer, Volker 711
 Bifurkation 662
 Bilderstreit 150
 Birkeland, Kristian 479
 -Currents 766
 Birken, Andreas 258, 702, 779
 Bims 512
 Binding, Günther 210
 Birken, Andreas 647
 Black, Fischer 568
 Blöss, Christian 44, 202, 516, 588
 Bobzin, Hartmut 679
 Bologna 136
 Borgolte, Michael 157
 Bowles, Samuel 565
 Braasch, Otto 728
 Brause, R. 579
 Brescello 345
 Brihtwold, Abt/Bischof 444
 Bronze/planetarien 750
 -türen 779
 -türzieher 398
 Bronzezeit 10, 266, 634, 654
 Brot 625
 Bruce, C.E.R. 768
 Bruno, Giordano 237, 511
 Buchanan, James M. 565
 Buddhismus 451
 Bülow, Vicco v. s. Loriot
 Büttner, Andreas 737
 Buffett, Warren 568
 Burgunder 109
 Byrthferth v. Ramsey 187
 Byzanz 134, 146, 409, 780
 .
 Caesar 194, 512, 779
 Carnac 508
 Carotta, Francesco 317
 Cassius Dio, Lucius 744
 Castelliere 4
 Celtis, Konrad 233
 Cervi, Gino 346
 Chaldäer 270
 Champollion, Jean F. 67
 China, Chronologie 639
 Kraftwerke 630
 Wirtschaft 601
 Chlothar III. 377
 Christakis, Nicholas 504
 Christentum, Geschichte des 316
 Chronologiekritik 197, 660
 Ciompi, Luc 663
 Claussen, Hilde 352
 Clavius, Christophorus 246
 Copernicus, Nicolaus 607
 Corbie, Kloster 375
 Corpus Iuris Civilis 137
 Corvey, Kloster 352, 375
 CO₂ 476, 627
 Cremona 345
 C14-Datierungen 162, 202, 406, 422,
 454, 575, 617
 Cynewulf, König 170
 .
 Dagobert-Thron 711
 Dannheimer, Hermann 386, 417
 Danzig 521, 584
 Dark ages s. Phantomzeit
 Darwin, Charles 474, 504, 662
 Darwin, George 514
 David, König 650
 DDR 600, 633
 Deir el-Bahri 302
 Demiurg 200
 Dendrochronologie 202, 255, 406

- Didinghausen, Wüstung 419
 Dietmarschen, Bauernrepublik 599
 Dietrich v. Bern 104, 342
 Digesten 139
 Diner, Dan 672
 Diokletian, Kaiser 318, 744
 Doetinchem, Roswitha s. Heinsohn
 Don Camillo 345
 Dopsch, Heinz 390
 Dreßler, Helmut 386
 Dreßler, Michael 386
 Dreyer-Eimbcke, Oswald 472
 Drogen 625
 Drusus, Feldherr 740
 Dubronner, Walter 201
 Duerr, Hans Peter 254
 Dunstan, Abt 424
- Easterlin, Richard A. 563
 Egbryht, König 169
 Eddington, Arthur 757
 EDM 482
 Eggebrecht, Arne 519
 Eigentum/s 596
 -gesellschaft 535, 565
 -ökonomik 532, 564, 591, 633, 635,
 664
 -prämie 568
 -recht 609
 Eisbohrkerne 257
 Eiszeiten 498, 627
 Eklipse s. Finsternisse
 Elblinie, römische 745
 Electrical discharge machining 482
 Elektrische Kräfte 478
 Elfenbearbeiten 157
 Eliot, Thomas Stearns 641
 Elmiger, Aloys 753
 Elsheimer, Adam 198, 240
 Emergenz 662
 England 163, 424, 512
 Enzi, Siegfried 779
 Epagomenen 39
 Erdbebenforschung 256
 Erde 49
 Alter der 513
- Erderwärmung 627
 Erdmannlistein 508
 Ernst, Ewald 779
 Ernst, Otto 270
 Esker 779
 Evolution/sgeschwindigkeit 505, 518,
 633, 662
 Exodus 655
- Falke, Friedrich 367
 Faussner, Hans Constantin 352, 375
 Feltz, Adalbert 779
 Fernandel 346
 Fernrohr, Erfindung d. 239
 Feudalgesellschaft 535
 Ficino, Marsilio 233
 Finanzkrise 564
 -markt 570
 Finsternisse 247, 463, 778
 Fischer, Wolfdietrich 679
 Fomenko, Anatoli 200
 Forel, François-Alphonse 628
 Forrer, Emil Orgetorix 276
 Franz, Ulrich 201
 Frauenchiemsee 386
 Friedrich d. Gr. 566
 Friedrich, Volker 336
 Fuder, Susanne 779
 Fundleere 779
- Gabowitsch, Eugen 200
 Gaetje, Helmut 682
 Galater 270
 Galilei, Galileo 238, 257, 511
 Gdingen/Gdynia 522, 588, 668
 Gedächtnis, kulturelles 622
 Geld 532
 Hort- 540
 Tausch- 542
 Genozide 529, 563, 647
 Gera-Zoitzberg 572
 Gerhard, Abt v. Seoon 390
 Gerloff, Wilhelm 537
Germania 716
 Germanicus, Feldherr 742
 Germanieneroberung 740

- Gimbutas, Marija 622
 Ginenthal, Charles 778, 818
 Giorgione 198, 237
 Glahn, Alexander 341
 Glastonbury 424
 Gletscherkunde 628
 Glötzner, Johannes 511
 Göbekli Tepe 617, 625
 Götterschaffung 633, 652
 Goldhüte 750
 Goldscheibe 750
 Goldziher, Ignaz 671
 Gränsport, Schlacht bei 339, 343
 Gresham'sches Gesetz 607
 Griechen, antike 649
 GRMNG 517, 527, 530, 781
 Groß, Markus 684
 Grubgrabien 575
 Guareschi, Giovannino 345
 Guti 65
- Haas-Gebhard, Brigitte 386
 Haberstroh, Jochen 747
 Hadithe 698, 703
 Hallendorf 668
 Haller, Johannes 381
 Hamburg 380
 Domplatz 421
 Hampe, Michael 3
 Hanse 107, 599
 Hapgood, Charles 463
 Harnack, Adolf v. 653
 Haschimiden 703
 Heesters, Johannes 524
 Heidemann, Stephan 685
 Heidrich, Specht 42
 Heinrich d. Löwe 375, 417
 Heinsohn, Gunnar 65, 264, 516-666,
 692, 704, 778, 782
 Heinsohn, Henning 583
 Heinsohn, Henry (Heinrich) 583
 Heinsohn, Roswitha 527, 583
 Heinsohn, Ulf 586
 Heinzle, Joachim 108
 Heliozentrik 237
 Helmecke, Herbert 538
- Heraklius; Kaiser 195
 Herihor, Hoher Priester 310
 Herodot 66, 101, 265, 649
 Hertzprung-Russell-Diagramm 768
 Hethiter 266
 Hexen 632
 Hidshra 705
Hildebrandslied 117
 Hockey-stick-curve 627
 Hoffmann, Volker 357
 Homer 46, 56, 355
 Hominiden 500
 Hunnen 109, 206
- Ibn al-Qūṭīya 696
I Ching 640
Ilias 46, 260
 Illig, Heribert 143, 163, 209, 264, 327,
 352, 424, 447, 476, 528, 564, 588,
 634, 637, 670, 700, 704, 747, 779,
 781, 818
 Impakte 474
 Ine, König 431
 Ingelheim 333
 Investitionsschutzabkommen 602
 Iran 323
 Irmingard, Sel. 389
 Islam 647, 670
 -Wissenschaft 670
 Istrien 4, 582
- Jacob v. Ancona 604
 Jahr des Elefanten 705
 Jahwe 652
 Jan-Illig, Berislava 516
 Jaspers, Karl 639, 656
 Jesus 316, 657, 673
 Johlen, Beate 361
 Juden 648, 653, 660
 Jülich, Theo 157
 Jüngcr, Ernst 524
 Juergens, Ralph 768
 Jung, Carl Gustav 656
 Jupiter 491, 653
 -monde 237
 Justinian I. 134, 151, 319, 410, 455

- Kahrstedt, Ulrich 715
 Kalender-Observatorium 17
 Kalender/reform 241
 luni-solar-planetar 18
 Venus- 32, 39, 750
 Kalkriese 113
 Kammergerichte 605
 Kapp, William 563
 Karamat, 'Königinnen' 91
 Karatepe (Troia?) 46
 Karl d. Gr. 169, 206, 256, 333, 353,
 378, 386, 419, 435
 Hofschule 160
 Karlstadt 422
 Kartographie 218
 Katastrophismus 44, 474, 478, 633, 636,
 640, 652
 Kaufmannsrepubliken 592
 Kehr, Paul Fridolin 366
 Keim, Frank 237
 Kepler, Johannes 238
 Kerner, Martin 44, 510
 Keynes, John Maynard 534, 647
 Keys, David 202, 474
 Kilikien 46
 Kirche
 antik-arianische 780
 irische 427
 römische 427
 Kitchen, Kenneth A. 69, 291
 Klabes, Heribert 352
 Klier, Walter 516
 Klimageschichte 202, 476
 -wandel 627
 Kluge, Alexander 516
 Knapp, Georg Friedrich 547
 Knapp, Martin 39
 Knieper, Rolf 563
 Köln 210
 Archäologische Zone 210
 Mikwe 211
 St. Pantaleon 216
 Synagoge 212
 Kölzer, Theo 377
 Kollateralisierung 564, 597
 Kolumbus 234, 257
 Kometen 770, 779
 Deep-impact-Mission 772
 Konstantin I. 196, 318
 Konstantin VII. Porphyrogenetos 135,
 196, 330, 700, 707
 Konsulargerichtsbarkeit 602
 Koppemigk, Niklas s. Copernicus
 Kopten 319
 Koran 671, 705
 Strophenlieder 687
 Korth, Hans-Erdmann 193, 252
 Kredit 537
 Künzel, Matthias 571
 Kűbner, Mario 572
 Kunst, karolingische 355
 Kurgane 56, 778
 Kutschera, Ulrich 504
 Lachisch 648
 Langmuir, Irving 479, 764
 Langobarden 206, 345, 709, 745
 Leerzeit 711
 Latacz, Joachim 46, 199, 277
 Laughlin, Robert B. 663
 Leo III., Papst 435
 Leon VI., Kaiser 135
 Lerch, Wolfram G. 677
 Lévy-Strauss, Claude 524
 Lobbedey, Uwe 352, 411
 Locatores 594
 Löhner, Franz 258
 Lorient 522
 Lothringen 225
 Ludwig d. Deutsche 362, 408
 Ludwig d. Fromme 362
 Lübeck 593
 Lüling, Günter 521, 668, 670, 703
 Lüling, Hannelore 669, 677
 Luftbild-Methodik 733
 Luoghi 610
 Luxemburg, Christoph 327, 676
 Lyell, Charles 475
 Macleod, Henry D. 607
 Magdalénien 574
 Mahieu, Jacques de 225, 472

- Mahomet s. Mohammed
 Majkop-Kultur 57
 Malik, Fredmund 564
 Malta, Tempel 619
 Mandäer 326
 Manetho 66, 96
 Mantis Verlag 516
 Mantua 345
 Marbod, König 743
 Markomannen 728
 Marktbreit, Römerkastell 728
 Marktwirtschaft 534, 565
 Mars 474, 486
 Marschen 598
 Martin, Paul C. 518, 635
 Marx, Christoph 518, 527
 Marx, Karl 564, 600, 647
 Marx, Michael 680
 Mauss, Marcel 535
 Meder 520, 649
 Medici, Haus 233
 Megalithe 506
 Megalithikum 618
 Mekka 703
 Menschenopfer 590, 634, 639, 652
 Menzies, Gavin 257, 459
 Merkur 474
 Merton, Robert 568
 Mesolithikum 618
 Mesopotamien 609, 639
 Methan 475, 476, 627
 Meton'scher Zyklus 241
 Michael, Hl. 725
 Midas 269
 Mikolasch, Peter 778
 Militärgeographisches Amt 728
 Milojević, Vladimir 400
 Mitanni 520
 Moers, Römerkastelle 734
 Mohammed 326, 692, 703
 Mond 474, 482
 -bewegung 249
 -kalender 21, 32, 241
 Mongolen 604
 Monkodonja 4
 Monophysiten 321
 Monotheismus 641
 Moordorf (Lkr. Aurich) 750
 Moselgebiet 104
 Movers, Franz Karl 722
 Mu'awiya 328, 694
 Müller, Leonhard 521
 Müller, Zainab Angelika 314, 521, 588,
 692, 702
 Müller-Beck, Hansjürgen 498
 München 415
 Münchhausen, Bodo v. 528
 Münchhausen, Klaus v. 527
 Münster i. W. 335
 Müstair 256
 Muhammad s. Mohammed
 Muota (Graubünden) 32
 Murray, Bill 659
 Murray, Margaret 524
 Mutaziliten 673
 Mykene 4, 63, 621

 Nagel, Tilman 674
 Navigation 462
 Nebukadnezar, Eklipse v. 778
 Nell-Breuning, Oswald v. 524
 Neolithikum 618, 626
 Neptunbahn 254
 Nesactium 11
 Neschilisch 269
 Nestorianer 321
 Neutrino-Defizit 758
 Neuwirth, Angelika 670
 Newton, Isaac 560
Nibelungenlied 108
 Nicäa, Konzil v. 329
 Niemitz, Hans Ulrich 202
 Nuraghenskultur 15

 Obernburg a. Main 332
 Odysseus 352, 512
 Ölmalerei 451
 Oetinger, Heidi 524
 Offenbarung 652
 Ohlig, Karl-Heinz 327, 670
 Oktaëteris 32
 Olagüe, Ignacio 695, 704

- Olympiaden 32, 39
 Opfer s. Menschenopfer
 Option 568
 Oresme, Nicolas 607
 Osorkon, Pharaonen 87
 Otto I. 207
 Otto III. 198, 399

 Padua 206
 Santa Sofia 208
 Paläolithikum 618
 Parson, Walther 512
 Paschalis I. 153
 Paterculus, Velleius 742
 Paulinus, Hl. 428
 Paulus, Hl. 316
 Pegasus-Rhyton 60
 Peiser, Benny 42
 Pelayo von Oviedo 694
 Persepolis 649
 Perser 648
 Petrarca, Francesco 637
 Pfandbrief 566
 Pfister, Christoph 201
 Phantomzeit,
 frühgriechische 264, 637
 frühmittelalterliche 134, 146, 157,
 163, 193, 206, 210, 345, 352, 375,
 386, 415, 419, 424, 447, 451, 637,
 779, 781
 persische 648
 Phönizier 721
 Phryger 267
 Pirchl, Gerhard 17, 506
 Planck, Max 555
 Planeten, geladene 480
 Planezzas (Graubünden) 32
 Plasma/eigenschaften 479, 762
 Platon 43, 46, 550
 Plinius d. Ä. 37
 Plutarch 43
 Polo, Marco 604
 Popp, Volker 684
 Pre-pottery-Kultur 618
 Pressburg, Schlacht bei 256
 Preußen, Deutschordensstaat 606

 Prokop 142
 Pseudoisidorien (Fälschungen) 381
 Psusennes 78
 Ptolemäus, Claudius 715
 Puin, Gerd-Rüdiger 682

 Quander, Georg 214
 Quantenfaltung 642
 -zeit 552
 Quti 65

 Radbertus, Abt 380
 Rahmstorf, Stefan 626
 Ralswiek, Münzen von 706
 Rautzenberg, Anke 511
 Ravenna 410
 Rechtsgeschichte 134
 Reichel, Herbert 778
 Reichel, Lee 635, 778
 Reichhoff, Josef 624
 René II., Herzog v. Lothringen 225
 Richter-Bernburg, Lutz 681
 Riemschneider, Margarete 262, 646
 Ringmann, Matthias 220
 Ritter-Schaumburg, Heinz 104, 336,
 341, 715
 Römer/kastelle 728
 -zeit 11, 332, 354, 709, 728, 779
 Rohl, David 69, 100
 Roman gap 202
 Romanik 779
 Rose, Lynn 778, 818
 Rügen 363
 Runenalphabet 721
 Rungholt 254

 Saarbrücker Schule 670
 Sachsen 715
 etymologisch 717
 Saint-Denis 358
 Saint-Dié-des-Vosges 220
 Salomon 650
 Salzburg 390
 Sancisi-Weerdenburg, Heleen 649
 Sanherib 50
 Sargon II. 50, 271

- Saros-Zyklus 25
 Sax 717
 Saxnot, Gott 724
 Schächter 591
 Schär, Hilda 756
 Schalensteine 620
 Scheschonq, Pharaonen 70, 294
 Schieffer, Rudolf 364
 Schieffer, Theodor 364
 Schifffahrt, chinesische 459
 Schiiten 315, 672, 693
 Schiller, Friedrich v. 511
 Schloemann, Johan 46
 Schmauder, Michael 714
 Schmidt, Klaus 617
 Schoah 584
 Schönfeld de Reyes, Dagmar v. 352
 Scholastika, Hl. 381
 Scholes, Myron 568
 Schramma, Fritz 212
 Schrott, Raoul 46, 199, 260
 Schütte, Sven 210
 Schuld, moralische 584
 Schuldknechtschaft 537
 Schuldner 534, 566, 597
 Schweinfurt, römisches 747
 Römerlager nahe 728
 Scollar, Irwin 733
 Scott, Donald E. 757
 Sedlmayr, Hans 409
 Seon, Kloster 399
 Seevölker 282
 Seggern, Harm v. 423
 Sellner, Albert 522
 Sesshaftwerdung 624
 Siamun, Pharaos 288
 Simmering, Klaus 516
 Sinai, Nicolai 677
 Skriver, Anna 353
 Skylla 355
 Skythen 56, 778
 Slawen 336
 Vordringen der 746
 Smendes, Pharaos 77
 Smith, Adam 565
 Soest / Susat 116, 337
 Sohn-Rethel, Alfred 563
 Sonne/n 757
 ‘Anomalien’ 758
 -flecken 764
 Fusionsreaktor 757
 -system, Entstehung 774
 Temperaturkurve 761
 -wind 762
 Soto, Hernando de 567, 597
 Spanien, Islam 694
 Wirtschaft 608
 Spittaler, Anton 679
 Springer, Mathias 715
 Stadermann, Hans-Joachim 532
 Stammesgesellschaft 535
 Starke, Ronald 197
 Staunen 550
 Staurothek Fieschi-Morgan 146
 Steiger, Otto 259, 518, 532, 563, 590,
 632, 644, 647
 Stein, Hannes 553
 Steinhauser, Georg 512
 Stephenson, Richard 247, 258
 Stern-‘Anomalien’ 770
 Stuart, James 534
 Stonehenge 508, 619
 Straßburg, Münster 256
 Stratigraphie 526, 529, 638
 Sündenstolz 584
 Sunniten 673, 699
 Superstrat-Theorie 720
 Synagogen, europäische 216

 Tacitus, Publius 718, 744
 Takelot, Pharaonen 89
 Talbott, David 494
 Tanis 71
 Tassilo I./III. 386
 Tausch/paradigma 543, 565
 Terberger, Thomas 576
 Theoderich d. Gr. 129, 206, 410
 Theologie, christliche 652, 670
 muslimische 670
 Theophilus Presbyter 456
 Thera/Santorin 204, 513
 Thidrekssaga 104, 337, 341, 715

- Thornhill, Wallace 494
 Thule 254
 Tiberius, Kaiser 740
 Tötungsverbot 590
 Tomback, Richard S. 722
 Topper, Ilya Ulirich 706
 Topper, Uwe 201, 315, 704
 Trier 105, 337
 Troia 46, 263
 Türkei, Wirtschaft 600
 Türzieher, bronzene 398
 Tunguska-Katastrophe 475, 490
- Umayyaden 320, 693
 Ungarn 207
 Universum, elektrisches 478, 757, 779
 Ur 254
 Königsgräber v. 778
 Uranusbahn 254
 Ur-Koran s. Koran
 Urkunden/fälschung 638
 Urwegforschung 778
- Vaphio-Becher 60
 Varus/Schlacht 113
 Velikovsky, Immanuel 43, 69, 264, 288,
 449, 475, 476, 478, 518, 527, 528,
 535, 564, 588, 634, 640, 644, 652
 Vennemann, Theo 719
 Venus 656, 750
 -bahn 752
 -Kalender 32, 39, 750
 -konjunktion 754
 -synode 752
 Verschwörungstheorie 197
 Verspatung 599
 Vespucci, Amerigo 218
 Vesuv 476
 Vierling, Erika 588
 Vinci, Felice 52
 Virgil, Hl. 390
Vita Alfredi 177
 Vitus, Hl. 358
 Vocke, Harald 677
 Völkerwanderungszeit 104, 709, 779
- Währung/s 544
 -reform 614
 Wahabiten 673, 693
 Waldseemüller, Martin 220, 257, 472
 Wallace, Alfred Russel 474
 Wamser, Ludwig 728
 Wangs (Sankt Gallen) 17
 Weber, Max 566, 647
 Wechsel 612
 -pfandbrief 615
 -recht 612
 Wehler, Ulrich 571
 Weimar 511
 Weissgerber, Klaus 327, 639
 Wertpapiere 609
 Whitby, Synode v. 176, 427
 Wibald v. Stablo 357, 375
 Wiederkehr 659
 Wiesemeyer, Helmut 382
 Wikinger 177
Wikipedia 447, 586
 Wildgetreide 624
 William von Malmesbury 424
 Wolf, Caspar, Maler 628
 Wotan 725
 Wuthenau, Alexander v. 464
- Yauna 271
 Yniswitrin = Glastonbury 424
 Youth bulge 570, 631
- Zahnkunde, tertiäre 499
 Zangger, Eberhard 277
 Zeit/quantisierung 551
 -zyklen 660
 Zeng He, Admiral 459
 Zhu Di (Chengzu), Kaiser 459
 Ziegler, Alexander 569
 Zimbabwe, Great 620
 Zins 535
 -knechtschaft 565
 Zweig, Stefan 218
 Zwillingsspeifer 621
 Zysman, Milton 778

Fortsetzung Inhaltsverzeichnis:

- 652 Peter Winzeler Eine akasale Synchronizität ? Dogmatik und Psychoanalyse bei Karl Barth und Velikovskij – Gunnar Heinssohn zum 65sten
- 659 Henry Zemel: What was old is new again
- 662 Robert Zuberbühler: Lieber Gunnar, wer uns schon so viel gab wie Du, wird auch beschenkt
- 666 Milton Zysman: "Off We Are to see the Wizard!"
- 668 Leonhard Müller: Mein Schulfreund Günter Lüling
- 670 Zainab A. Müller: Zustände in den 'Islamwissenschaften'
- 692 Andreas Birken: Gegenrede im Namen Alis
- 702 Klaus Weissgerber: Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V)
- 709 Ursula Siepe • Franz Siepe: Die Bonner Doppelausstellung zur Völkerwanderungszeit. Eine Besprechung
- 715 Alexander Glahn: Abschied von den „Schwertgenossen“
- 728 Karl August Seel · Volker Friedrich: Ein Römerlager bei Schweinfurt. Die römische Expansion gegen Germanien im Lichte eines kürzlich aufgespürten, mutmaßlich römischen Militärkastells im Maingebiet
- 750 Martin Kerner: Die Goldscheibe von Moordorf als Venus-Kalender
- 757 Andreas Otte: Das Elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil II
- 778 Heribert Illig: Weimar, abseits der Klassik. Tagungsbericht zum Jahrestreffen am 3./4. Oktober
- 781 Andreas Otte: 20 Jahre *Zeitensprünge*. Ein Rückblick
- 786 Register der Aufsätze 1999 – 2008
- 809 Stichwortverzeichnis für Jahrgang 2008
- 819 Verlagshinweise

*

Neuerscheinung im Mantis Verlag:

Heribert Illig (2008): *Die Chiemseelöster. Neue Sicht auf alte Kunst*,

150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abonnenten 13,50 €

Die wesentlich erweiterte Darstellung darüber, wie die Archäologen um karolingische und sogar agilolfingische Seelöster kämpften. **Jubiläumspreis bis zum 30.4. für Abonnenten: Inland 10,- €, Ausland 12,- €** (Porto inkl.).

Beachtenswert sind auch die Preise für Mentings und Siepes Bücher (rechts).

Neuerscheinung bei *The Velikovskian*:

Charles Ginethal: *Pillars of the Past. Volume II.* Mesopotamian, Anatolian, Mycenaean, Minoan, and Harappan Chronology. With an Appendix By Lynn E. Rose, 671 S., Paperback. Kaufwillige schicken einen Scheck über 37,- US-\$ an Charles Ginethal, 2 Hunter Lane, Levittown N.Y. 11756, USA

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

Illig, Heribert (2008): Die Chiemseeklöster. Neue Sicht auf alte Kunst, 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abonnenten 13,50 €

Franz, Dietmar (2008): Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €

Heinsohn, Gunnar (²2007): Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 18,50 €

Kerner, Martin (2007): Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden; 18,90 €, für Abo. 17,50 €

Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., gebunden: 24,90 €, für Abo. 22,- €

Heinsohn, Gunnar (⁵2006): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €

Illig, Heribert (²2005): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €

Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen? 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €

Illig, Heribert · Löhner, Franz (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €

Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €

Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €

Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte 170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 7,90 €

Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 8,90 €

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €

Heinsohn, Gunnar (²1997): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser. 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,- €

Illig, Heribert (³1996): Hat Karl der Große je gelebt? 405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €

Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 20, Heft 3, Dezember 2008

- 515 Heribert Illig: Jubiläen ohne Ende. 20 / 25 / 65 / 75 / 80 / 12.000 / 18.000. Ein Jubiläum
- 526 Glückwunschartikeln für Gunnar Heinsohn von Gisela Albrecht, Achim Babendreyer, Otto Ernst, Andreas Otte, Erika Vierling und Frank Wallace
- 532 Jan Beaufort: Es ist nicht alles Geld, was glänzt. Über Vermögen, Währung, Eigentum und Geld
- 550 Christian Blöss: Zeitenquantelung
- 563 Robert A. Dickler: Der offene Mensch und seine Freunde
- 572 Volker Heinitz: „Erste Spuren nach der Eiszeit. Am Geraer Zoitzberg wird nach Beweisen für die Besiedlung gesucht“
- 583 Familie Heinsohn: Unserem Bruder, Schwager und Onkel zum Geburtstag
- 590 Ulf Heinsohn: Gunnar HEINSOHN – Leistung und Anstöße. Ein Forschungsprogramm
- 617 H. Illig: C14 kann blind machen. Eine Reverenz an Gunnar Heinsohn, den Bekämpfer überhöhter Datierungen
- 624 H. Illig: Das Menschengeschlecht – sesshaft ! Josef Reichholf antwortet auf Gunnar Heinsohn. Eine Rezension
- 627 H. Illig: Zum Klimawandel. Für den Treibhauseffektgegner Gunnar Heinsohn
- 631 Walter Klier: Der Vielfachgelehrte. Über Gunnar Heinsohn, zum 65. Geburtstag
- 635 Peter Mikolasch: 20 Jahre Gunnar Heinsohn oder wie ich lernte, mit der Krise zu leben
- 637 William Mullen: Homage to Gunnar Heinsohn on His 65th Birthday
- 642 Klemens Polatschek: Der Monohistor. (Gunnar Heinsohn zum 65. Geburtstag)
- 646 Klaus Weissgerber: Zu Ihren Ehren, Herr Professor!
- 648 Clark Whelton: The Persian Puzzle. Honoring the 65th Birthday of Gunnar Heinsohn

Fortsetzung auf S. 818

ISSN: 0947-7233